

comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Sebastian Conrad (Berlin), Gerald Diesener (Leipzig),
Andreas Eckert (Hamburg), Hartmut Elsenhans (Leipzig),
Ulf Engel (Leipzig), Wolfgang Fach (Leipzig), Eckhardt Fuchs
(Mannheim), Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell
(Leipzig), Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist
(Leipzig), Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D-04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230

Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61

E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de

Internet: <http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/>

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von
jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€;
Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €.
Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abon-
nement im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die
Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder
direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter:
<http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/>

Wissenschaftlicher Beirat

Carol Adamson (Stockholm), Gareth Austin (London), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michael Espagne (Paris), Etienne François (Paris/Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Margarete Grandner (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill / Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Attila Meleg (Budapest), Patrick O'Brien (London), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Shalini Randeria (Zürich), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Edoardo Tortarolo (Turin), Peer Vries (Leiden), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststrasse 41
D – 04317 Leipzig
Tel. / Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Ernährung im Zeitalter der Globalisierung

**Herausgegeben von
Maren Möhring und Alexander Nützenadel**



Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von
Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 17, H. 3. Ernährung im Zeitalter der Globalisierung – 2007

Ernährung im Zeitalter der Globalisierung. Hrsg. von Maren Möhring und Alexan-
der Nützenadel – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2007 (Comparativ; Jg. 17, H. 3)

ISBN 978-3-86583-234-4

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2007

Comparativ.

Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 17 (2007) 3

ISSN 0940-3566

ISBN 978-3-86583-234-4

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

<i>Maren Möhring / Alexander Nützenadel</i> Einleitung	7
<i>Alexander Nützenadel</i> „A World without Famine?“ Internationale Ernährungspolitik im Zeitalter der Weltkriege	12
<i>Laura Rischbieter</i> Globalisierungsprozesse vor Ort. Die Interdependenz von Produktion, Handel und Konsum am Beispiel „Kaffee“ zur Zeit des Kaiserreichs	28
<i>Boris Lobeide</i> Beef Around the World – Die Globalisierung des Rindfleischhandels bis 1914	46
<i>Maren Möhring</i> Gastronomie in Bewegung. Migration, kulinarischer Transfer und die Internationalisierung der Ernährung in der Bundesrepublik Deutschland	68

Forum

<i>Andreas Heuser</i> „Heidenlärm und wilde Charaktere“ – koloniale Grenzziehungen und religiöse Kontaktzonen in Südafrika	86
<i>Detlev Brunner</i> Sozialstaaten in international vergleichender Perspektive. Entstehung und Entwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert	105

Literaturbericht

- 30 Jahre „Geschichte der Gouvernemenalität“: Wir brauchen mehr
Geschichte des Wissens
Alexander von Schwerin 123

Buchbesprechungen

- Joachim Wintzer, Deutschland und der Völkerbund 1918–1926,
Paderborn 2006
Isabella Löhr 138
- Otto Heim/Caroline Wiedmer (Hrsg.), Inventing the Past. Memory Work
in Culture and History (Vol. 9, International Cooper Series in English Language
and Literature) Basel 2005
Allan Megill 140
- Stefan Plaggenborg, Experiment Moderne. Der sowjetische Weg,
Frankfurt am Main 2006
Lutz Häfner 142
- Autorinnen und Autoren 145

Einleitung

Maren Möhring / Alexander Nützenadel

Die Globalisierung der Ernährung ist in den letzten Jahren immer wieder Gegenstand erhitzter politischer wie wissenschaftlicher Debatten gewesen. Nicht zuletzt der Erfolg des Dokumentarfilms *We feed the world* von Erwin Wagenhofer aus dem Jahre 2005 macht deutlich, dass es sich um ein Thema handelt, das auch die breitere Öffentlichkeit interessiert. Der Film verfolgt zwei Stoßrichtungen, die bereits im Untertitel – Essen global – anklingen: Zum einen werden hier Prozesse der Globalisierung exemplarisch am Thema Ernährung aufgezeigt; zum anderen wird deutlich, dass die alltägliche Praxis des Essens nur im Kontext globaler Zusammenhänge zu verstehen ist.

Dies ist auch der Ausgangspunkt der folgenden Beiträge, die das Thema Ernährung als Linse verwenden, um die komplexen und historisch langfristigen Transformationsprozesse zu untersuchen, die aktuell unter dem Schlagwort „Globalisierung“ firmieren. Lässt sich mit Anthony Giddens Globalisierung als „Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen“ verstehen¹, so ist für den Themenkomplex Ernährung vor allem der intensivierte und beschleunigte Austausch von Nahrungsmitteln und ernährungswissenschaftlichem wie kulinarischem Wissen von Bedeutung. Im Mittelpunkt dieses Themenheftes steht also nicht eine Ernährungsgeschichte *sui generis*, sondern die Beobachtung, dass „food studies“ in besonderem Maße das Potential besitzen, über anschauliche Fallstudien das Wechselspiel des Lokalen und Globalen in seiner Komplexität und Historizität zu untersuchen. Lebensmittel gehörten zu den ersten weltweit gehandelten Waren, und

1 A. Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a. M. 1995, S. 85. „Globalisierung“ ist dabei sowohl ein „Strukturbegriff“ als auch ein „geschichtlicher, kontingenter Prozess“; vgl. M. Breuer, *Die kulturelle Einbettung der wirtschaftlichen Globalisierung. Wie kann dem Globalisierungsbegriff Kontur gegeben werden?*, Diss. St. Gallen 2005, S. 67.

die Nahrungsmittelmärkte zählten zu den ersten global integrierten Märkten, die weit entfernte Regionen und Kulturen verknüpften. Während sich der transnationale Handel mit Industrieprodukten bis ins 20. Jahrhundert hinein in weiten Teilen auf die westliche Welt beschränkt hat, ist der Nahrungsmittelmarkt seit Jahrhunderten Teil tatsächlich weltumspannender Netzwerke gewesen, wie die wegweisenden Studien von Fernand Braudel, Sidney Mintz und anderen gezeigt haben.²

Ermöglicht das Themenfeld Ernährung also, aktuelle Globalisierungsprozesse grundlegend zu historisieren, so eignet es sich darüber hinaus, um von einer Historiographie der Globalisierung, welche diese als eine auf unpersönlichen, unhintergehbaren Kräften beruhende Geschichte fasst, zu einer Geschichtsschreibung zu gelangen, welche die Ebene handelnder Subjekte (wieder) einbezieht³, ist doch kaum eine Alltagspraxis so fest in der Lebenswelt des Individuums und sozialer Gruppen verankert wie das Essen. Ernährungsgewohnheiten spielen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion und Transformation personaler wie kollektiver Identitäten – und nationaler wie regionaler Stereotype. Mittels vermeintlicher Nahrungspräferenzen werden (inter-)kulturelle Konflikte ausgetragen, wie die Rede vom „Spaghettifresser“ oder „Kraut“ demonstriert.

Das Beispiel Ernährung macht zudem deutlich, dass es nicht ausreicht, allein die ökonomischen Dimensionen von Globalisierungsprozessen in den Blick zu nehmen. Essgewohnheiten und Ernährungsstile sind niemals allein ökonomisch bestimmt, sondern folgen in hohem Maße kulturellen Traditionen und Normen⁴ – selbst noch in Extremsituationen wie Hungersnöten. Kulturelle Faktoren sind damit ökonomischen in keiner Weise nachgeordnet; vielmehr sind sie mit diesen auf eine Weise verwoben, die eine eindeutige Gegenüberstellung von Kultur und Ökonomie verunmöglicht.⁵ Beim globalen Austausch von Waren beispielsweise sind die ökonomischen von den semiotischen Implikationen dieser Transferprozesse nicht zu trennen. Mag die Kulturalisierung der Ökonomie und die Ökonomisierung der Kultur in den letzten Jahrzehnten zugenommen haben und in diesem Sinne ein Signum der Postmoderne sein⁶, so lässt sich die Verflechtung beider gesellschaftlicher Teilbereiche doch historisch weit zurückverfolgen, wie etwa der Handel mit Kolonialwaren deutlich macht. Dennoch gehen Kultur und

2 F. Braudel, *Civilisation matérielle, économie et capitalisme (XVe-XVIII siècles)*, 3 Bde., Paris 1979; S. Mintz, *Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History*, New York 1986; vgl. auch G. Federico, *Feeding the World. An Economic History of Agriculture, 1800–2000*, Princeton/Oxford 2005.

3 Vgl. Raymond Grew: *Food and Global History*. In: Ders. (Hrsg.): *Food in Global History*, Boulder, Colorado/Oxford 1999, S. 1–29, hier: S. 11.

4 Ernährung zählt neben Kleidung zu denjenigen Konsumprodukten, die „strongly culture-bound“ sind. Vgl. M. Djursaa/S. U. Kragh, *The Globalisation of Consumption Patterns* (Working Paper no. 19, Department of Intercultural Communication and Management, Copenhagen Business School), Frederiksberg 1997, S. 5.

5 So spricht Jonathan R. Zatlín in diesem Zusammenhang von einer „false binary“ (J. R. Zatlín, FORUM: Do we need a new economic history of Germany? *H-soz-u-kult*, 12.7.2007). Zur Debatte um Kultur und Ökonomie, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte vgl. die Diskussionsbeiträge in *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 94 (2007), H. 2, und H. Berghoff/J. Vogel (Hrsg.), *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a. M./New York 2004.

6 Vgl. F. Jameson, *Notes on Globalization as a Philosophical Issue*, in: Ders./M. Miyoshi (Hrsg.), *The Cultures of Globalization*, Durham 1999, S. 54–77.

Ökonomie nicht ineinander auf; sie stellen – trotz bzw. in ihrer Verflochtenheit – differente Perspektivierungen dar, die nicht im Sinne einer großen Synthese addierbar sind, sondern auf eine grundsätzlich „disjunktive“ (globale) Ordnung verweisen.⁷

Die Beiträge dieses Themenheftes, die auf ein Panel über „Food & Globalization“ im Rahmen des Ersten Europäischen Kongresses für Welt- und Globalgeschichte in Leipzig im September 2005 zurückgehen, verknüpfen Ökonomie und Kultur in jeweils unterschiedlicher Gewichtung. Der erste Beitrag von Alexander Nützenadel schlägt einen weiten Bogen von der wirtschaftlichen Integration der Agrarmärkte im späten 19. Jahrhundert bis zur internationalen Ernährungspolitik nach 1945. Anders als viele Autoren geht der Beitrag davon aus, dass der Erste Weltkrieg die im späten 19. Jahrhundert einsetzende Globalisierung nicht beendete, sondern eher krisenhaft zuspitzte. Es ist gerade jene Parallelität von globalen Entgrenzungsprozessen auf der einen Seite und einer Re-Territorialisierung sozialer, wirtschaftlicher und politischer Systeme auf der anderen, welche dieser Epoche ihre spezifische Dynamik verleiht. Die Rückkehr von Hunger und Mangelernährung nach Europa während des Krieges und die internationale Agrarkrise der zwanziger und dreißiger Jahre schufen ein neues Bewusstsein über die globale Interdependenz von Produktion, Verteilung und Konsum von Ernährungsgütern. In Kreisen des Völkerbundes wurde intensiv über eine internationale Ernährungsordnung diskutiert, und diese Diskussion hatte maßgeblichen Einfluss auf die internationalen Hilfsprogramme nach dem Ersten Weltkrieg wie auch die Gründung der *Food and Agriculture Organization* (FAO) im Jahre 1945. Allerdings kam es im Zeitalter der Weltkriege auch zur Herausbildung neuer territorial strukturierter Ernährungs- und Ressourcensysteme, die in den Autarkieprogrammen des deutschen Nationalsozialismus und des faschistischen Italien ihre radikalste Ausprägung erfuhren, jedoch keineswegs auf diese politischen Regime beschränkt blieben.

Der wirtschaftshistorische Beitrag von Boris Loheide behandelt die Integration des globalen Rindfleischmarktes von der zweiten Hälfte des 19. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. Mit dem Schwerpunkt auf dem transatlantischen Handel zwischen Argentinien, den USA und Großbritannien untersucht er zum einen die Auswirkungen der (britischen) Außenhandelspolitik und zum anderen die Bedeutung technischer Innovationen im Transportwesen, in der Tierschlachtung und insbesondere der Kühltechnik, ohne die ein globaler Rindfleischhandel nicht möglich gewesen wäre. Die Darstellung der politischen und technologischen Dimensionen des Handels mit Rindfleisch wird ergänzt durch eine Analyse der zeitgenössischen Veränderungen im Ernährungsverhalten, die sich insbesondere in einer erhöhten Konsumentennachfrage nach „hochwertigem“ Fleisch ausdrückten.

Auch der Beitrag von Laura Rischbieter verknüpft die Dimensionen Produktion, Handel und Konsum, deren Interdependenzen am Beispiel der globalen Ware „Kaffee“ im

7 A. Appadurai, Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy, in: M. Featherstone (Hrsg.), *Global Culture. Nationalism, Globalization and Modernity* (A Theory, Culture & Society Special Issue), London u. a. 1990, S. 295-310, hier S. 296.

deutschen Kaiserreich aufgezeigt werden. Der Fokus der mit dem Konzept der „Glokalisierung“⁸ arbeitenden Analyse liegt dabei auf den sich im Kontext weltweiter Vernetzung vollziehenden Veränderungen des Handels wie des Konsums auf lokaler und nationaler Ebene. Wenn Rischbieter am Beispiel der Einführung des Terminhandels an der Hamburger Kaffeebörse das neue Kommunikationsmedium der Telegrafie thematisiert, dann stellt auch sie die Bedeutung technischer Innovationen für den globalen Handel heraus. Wie die Gefriertechnik, so kann auch die Telegrafie als vermittelnder Akteur im globalen Handelsnetz begriffen werden.⁹ Die konsumhistorische Perspektive, die Rischbieter auf das Kaffeetrinken wie seine Vermarktung im Kaiserreich richtet, macht die enge Verknüpfung ökonomischer und kultureller Faktoren sichtbar, sind es doch soziokulturelle Praktiken und Diskurse, welche einem Konsumgut Bedeutung zuweisen und damit zu einem inhärenten Bestandteil des Produkts selbst werden.¹⁰

Diesen kulturellen Zuschreibungen geht der Beitrag von Maren Möhring am Beispiel ausländischer Speisen in der Bundesrepublik Deutschland nach. Die zunehmende Popularität „fremder“ Nahrungsmittel und Gerichte wird dabei nicht nur aus konsumhistorischer Perspektive, sondern auch von der Angebotsseite her analysiert. Die von Möhring skizzierte Internationalisierung bzw. Transnationalisierung der Ernährung erweist sich als eng verbunden mit der globalen Mobilität von Touristen einerseits und Migranten andererseits, die zu zentralen Akteuren des Ernährungswandels in der Nachkriegszeit wurden. Die Etablierung ausländischer Spezialitätenrestaurants versteht Möhring als Ausdifferenzierungsprozess, der unter anderem auf globale Standardisierungsvorgänge reagiert, wie sie seit den 1990er Jahren unter dem Schlagwort der „McDonaldisierung der Gesellschaft“¹¹ verhandelt werden. Wie bereits Rischbieter, so plädiert auch Möhring für eine differenzierte Analyse von Homo- und Heterogenisierung, von weltweiter Annäherung und „Akzentuierung kultureller Differenz“¹², wie sie das Konzept der „Glokalisierung“ impliziert.

Der Neologismus „Glokalisierung“ lenkt die Aufmerksamkeit (auch) auf räumliche Transformationsprozesse im Zuge der Globalisierung. Nach den entstehenden transnationalen Räumen oder aber neuerlichen Abschottungen nationaler Grenzen zu fragen, verbindet die in diesem Heft versammelten Beiträge. Trotz ihrer differentiellen methodisch-theoretischen Zugänge und der Unterschiedlichkeit der untersuchten Regionen und Zeiträume

8 Zum Konzept der „Glokalisierung“ vgl. R. Robertson, *Glocalization. Time-space and homogeneity-heterogeneity*, in: M. Featherstone/S. Lash/Ders. (Hrsg.), *Global Modernities*, London 1995, S. 25-44; für eine Anwendung auf das Gebiet der „history of commodities“ vgl. das Themenheft *Globale Waren, WerkstattGeschichte* 16 (2007), H. 45.

9 Zur zentralen Rolle von „immutable mobiles“ in actor-network-Theorien vgl. B. Latour, *We have never been modern*, Brighton 1993, S. 122. Für eine Anwendung der Latourschen Theoreme auf das Themenfeld „Globalisierung der Ernährung“ vgl. S. Whatmore/L. Thorne, *Nourishing Networks. Alternative Geographies of Food*, in: D. Goodman/M. Watts (Hrsg.), *Globalising Food. Agrarian Questions and Global Restructuring*, London/New York 1997, S. 287-304.

10 Vgl. C. Dwyer, *Tracing Transnationalities Through Commodity Culture*, in: P. Jackson/P. Crang/Dies. (Hrsg.), *Transnational Spaces*, London/New York 2004, S. 60-77, hier S. 75.

11 G. Ritzer, *McDonaldisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997.

12 F. Schulze-Engler, *McDonald's und die fremden Völker. Kulturwissenschaftliche Perspektiven zur Globalisierungsdebatte*, in: *Peripherie* 17 (1998), H. 69/70, S. 186-201, hier S. 190.

richten alle Beiträge ihr Augenmerk explizit auf die Akteure, menschliche wie dingliche, in den untersuchten Globalisierungsprozessen. Zu den Akteuren zählen dabei nicht nur die weltweit agierenden Großunternehmer des *beef trust* oder des Kaffeehandels, sondern auch die migrantischen Restaurant- und Imbissbetreiber in den so genannten „Nischen-ökonomien“ sowie die in supranationalen Organisationen tätigen Ernährungsexperten. Die Beiträge werfen damit ganz unterschiedliche Schlaglichter auf das facettenreiche Thema „Globalisierung der Ernährung“, das durch die Verknüpfung wirtschafts- und kulturhistorischer Ansätze in seiner Multidimensionalität sichtbar wird.

„A World without Famine“? Internationale Ernährungspolitik im Zeitalter der Weltkriege

Alexander Nützenadel

SUMMARY

Alexander Nützenadel: „A World without Famine?“ International Food Politics in the era of the World Wars

This paper analyzes the emergence and trajectories of global food policies from the late 19th century to the post-World War II era. For a long time, scholarship has focused on the question how domestic governments and nationalist movements have responded to the challenges of globalizing food markets through protectionist policy agendas. It has been argued that 'first' globalization came to end with the World War I. This paper takes a different view. It argues that since the early 20th century, the provision, distribution and consumption of food became a major problem of international politics. This process was accelerated by the First World War which dramatically revealed the global interdependence of food markets. At the same, a new notion of food policies emerged, embracing problems of nutrition, demographics and economic development on a global scale. The discussions and experiences of the two World Wars had a deep impact on international food and development policies after 1945.

Im Jahre 1960 veröffentlichte der SPD-Politiker und Agrarwissenschaftler Fritz Baade ein Werk mit dem Titel „Der Wettlauf zum Jahre 2000. Das Paradies oder die Selbstvernichtung der Menschheit“. Dieses fulminante Werk, das in 20 Auflagen erschien und in viele Sprachen übersetzt wurde, war nicht nur eines der erfolgreichsten Sachbücher der Nachkriegszeit, sondern stand auch für eine spezifische Form der globalen Analyse, die historische Perspektiven und Zukunftsprognosen verband.¹ Die aktuellen Heraus-

1 Das Buch erschien im Oldenburg Verlag Hamburg. Vgl. mit ähnlich breiter historischer Argumentation: ders., Welternährungswirtschaft, Hamburg 1956.

forderungen der Menschheit – Bevölkerungswachstum, Ressourcenknappheit, Umweltzerstörung und Hungerkrisen in der Dritten Welt – waren nach Baade das Ergebnis tief greifender globaler Veränderungen, die im späten 19. Jahrhundert wurzelten, sich im Zeitalter der Weltkriege krisenhaft zugespitzt hatten und deren Bedrohungen nur durch ein rasches internationales Handeln abgewendet werden könnten.

Im Zentrum von Baades Analyse stand – ganz in der Tradition malthusianischen Denkens – das disproportionale Verhältnis von Nahrungsmittelproduktion und Bevölkerungsentwicklung. Angesichts der ökonomischen und technologischen Möglichkeiten moderner Industriegesellschaften habe sich der Kampf um Boden und Nahrungsressourcen überlebt. In der nationalsozialistischen „Lebensraum-Ideologie“ erkannte er eine extreme Form einer nun zum Abschluss gekommenen Epoche. Spätestens mit der Dekolonisierung sei die innere und äußere Umverteilung der Erde an ihr Ende gelangt. Nur durch intensives Wachstum, technologischen Fortschritt und eine forcierte gesellschaftliche Modernisierung in den Ländern der Dritten Welt könne der drohende Untergang der Menschheit abgewendet werden.

Auch wenn sich Baades „Prognose einer vergangenen Zukunft“² aus heutiger Sicht als falsch herausgestellt hat, markiert sein Buch eine Zäsur. Es stand für eine neue Weltsicht, welche die globalen Dimensionen säkularen Wandels in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte. Der Blick auf die langfristigen Transformationen des globalen Systems steht seit geraumer Zeit auch im Mittelpunkt der geschichtswissenschaftlichen Analyse. Das lange 20. Jahrhundert wird inzwischen vielfach als ein „Zeitalter der Globalität“ charakterisiert.³ Die weltweite Integration von Güter-, Kapital- und Arbeitsmärkten, die Vernetzung entfernter Regionen durch neue Kommunikations- und Transportsysteme, transkontinentale Migration und die Entgrenzung politischer Herrschaftsräume gelten gemeinhin als Kennzeichen dieser Epoche. Allerdings gehen quantitativ arbeitende Wirtschaftshistoriker wie Jeffrey Williamson oder Kevin O'Rourke davon aus, dass die im späten 19. Jahrhundert einsetzende Globalisierung durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen wurde, um erst nach 1945 unter anderen Konstellationen wieder an Dynamik zu gewinnen.⁴

Diese dichotomische Trennung von „erster“ und „zweiter“ Globalisierung erscheint jedoch aus mehreren Gründen problematisch. Zum einen entspricht dies einer line-

2 D. v. Laak, Ich will die Schrecken des Jahres 2000 sehen. Fritz Baades Prognose einer vergangenen Zukunft, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.2.2005, S. 40.

3 M. Geyer/Ch. Bright, World History in a Global Age, in: *The American Historical Review* 100 (1995), S. 1034-1060; H. Schissler, Weltgeschichte als Geschichte der sich globalisierenden Welt, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1 (2005), S. 33-39; D. Diner, Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung, München 1999; ders., Konfliktachsen. Zum historischen Profil des 20. Jahrhunderts, in: ders., *Gedächtniszeiten*, München 2003, S. 16-31.

4 K. H. O'Rourke/J. G. Williamson, *Globalization and History. The Evolution of a Nineteenth-Century Atlantic Economy*, Cambridge (Mass.)/London 1999; vgl. auch R. Tilly, Globalisierung aus historischer Sicht und das Lernen aus der Geschichte (Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 41), Köln 1999; A. Estevadeordal/B. Frantz/A. M. Taylor, The Rise and Fall of World Trade, 1870–1939, in: *Quarterly Journal of Economics* 118 (2003), S. 359-407; K. Borchardt, Globalisierung in historischer Perspektive (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse), München 2001.

aren Vorstellung von Globalisierung, die ausschließlich wirtschaftliche Integration und friedliche politische Kooperation in den Blick nimmt, die Konflikte, Brüche und Krisen jedoch außer Acht lässt. Tatsächlich bildete das Zeitalter der Weltkriege eine Phase intensiver, wenn auch krisenhafter weltwirtschaftlicher Interaktionen. Die destruktive Wirkung der „Großen Depression“ wäre ohne die enge Verflechtung des internationalen Finanz- und Währungssystems nicht möglich gewesen. Zum anderen gab es auch in der Zwischenkriegszeit vielfältige Bemühungen, eine neue multipolare Weltordnung zu errichten, die auf politischer Zusammenarbeit, friedlicher Kooperation und wirtschaftlichem Austausch beruhte. Diese Bemühungen fußten auf der Einsicht, dass das klassische Staatensystem des 19. Jahrhunderts nicht mehr in der Lage war, die politischen und wirtschaftlichen Herausforderungen der modernen Welt zu bewältigen. Trotz aller Schwächen und Rückschläge bildete die Zusammenarbeit der Zwischenkriegszeit die Grundlage für die internationale Wirtschaftsordnung nach 1945.⁵

Schließlich weisen Historiker und Politikwissenschaftler seit geraumer Zeit darauf hin, dass Globalisierung vielfach mit der Herausbildung neuer (nationaler) Territorialitätsregime einhergeht.⁶ Der Nationalismus und die Formierung des modernen Interventionsstaates seit dem späten 19. Jahrhundert war auch eine Folge beschleunigter weltwirtschaftlicher Integration und der damit verbundenen Konfliktlagen. Die Epoche der Weltkriege könnte demnach als eine Phase besonders intensiver Re-Territorialisierung betrachtet werden, deren Wirkungsmacht durch die globalen Dynamiken bedingt waren.

Wenn im folgenden die Landwirtschaft im Vordergrund steht, so hängt dies nicht nur damit zusammen, dass die europäischen Agrarökonomien von dem im späten 19. Jahrhundert einsetzenden globalen Wandel besonders stark betroffen waren, sondern auch damit, dass dieser Sektor seit jeher im Zentrum politischer Konflikte und staatlicher Regulierungsbemühungen steht – hier lässt sich eine lange Traditionslinie von den agrarprotektionistischen Bewegungen des späten 19. Jahrhunderts bis zur europäischen Agrarmarktordeung der Gegenwart ziehen. Zum anderen gehören Unterernährung und Hunger zu den drängenden globalen Problemen des 20. Jahrhunderts, für das sich bis heute keine Lösung abzuzeichnen scheint.

Der folgende Beitrag geht im ersten Teil der Frage nach, welche Folgen die weltweite Integration der Agrarmärkte für Europa besaß und welche Rolle die Zäsur des Ersten Weltkrieges spielte. Dabei wird auch auf die Neubestimmung von Ernährungsressourcen, Raum und Territorium eingegangen, die sich insbesondere in den autarkiewirtschaftlichen Konzepten der dreißiger Jahre radikalisierten. Der zweite Teil befasst sich mit

5 Vgl. auch die Überlegungen von M. Mazower, An international civilization? Empire, internationalism and the crisis of the mid-twentieth century, in: *International Affairs* 82 (2006), S. 553-566; vgl. außerdem die Beiträge in: E. Fuchs/M. Schulz (Hrsg.), *Globalisierung und transnationale Zivilgesellschaft in der Ära des Völkerbundes*, Themenheft der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 10 (2006).

6 S. Berger, *Globalization and Politics*, in: *Annual Review of Political Science* 3 (2000), S. 43-62; S. Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006; Ch. S. Maier, *Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era*, in: *American Historical Review* 105 (2000), S. 807-831.

der Frage, wie sich vor dem Hintergrund der europäischen Hungererfahrung eine neue, transnationale Debatte über Ernährung und soziale Rechte herausbildete, die nachhaltigen Einfluss auf die Welternährungspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg ausübte.

I. Agrarmärkte, Globalisierung, Autarkie

Kaum ein Sektor war stärker von dem Globalisierungsschub des 19. Jahrhunderts betroffen als die Landwirtschaft. Früher als im industriellen Bereich hatten sich dort wirklich globale Märkte herausgebildet, die im Unterschied zu den industriellen Gütermärkten nicht nur auf den europäischen bzw. nordatlantischen Raum beschränkt waren, sondern auch die südliche Hemisphäre einschlossen.⁷ Zwischen 1850 und 1913 wuchs der Welt-handel mit Agrarprodukten jährlich um 3,44 Prozent.⁸ Betroffen waren nicht mehr nur Luxusprodukte, sondern standardisierbare Massenkonsumgüter wie Weizen, Reis oder Fleisch, die in großen Mengen und zu wettbewerbsfähigen Preisen über Kontinente hinweg gehandelt wurden.⁹ Sinkende Frachtkosten und wachsende Transportkapazitäten spielten dabei eine wichtige Rolle, ebenso technologische Entwicklungen wie die Erfindung der industriellen Kühltechnik, die nun auch den Transport von verderblichen Waren über große Entfernung hinweg möglich machte.¹⁰ In vielen Warenssegmenten entstanden international operierende Unternehmen mit hoher vertikaler Integrations-tiefe, die Produktion, Handel und Vertrieb organisierten.¹¹

Gerade die kontinentaleuropäischen Volkswirtschaften sahen sich durch den globalen Wettbewerb vor große Herausforderungen gestellt, die mit hohen Anpassungskosten, heftigen Verteilungskonflikten und parteipolitischen Spaltungen verbunden waren.¹² Die über Jahrzehnte hinweg immer wieder aufflackernden Kontroversen über Freihandel oder Protektionismus, die nicht nur das deutsche Kaiserreich, sondern auch andere europäische Länder in Atem hielten, müssen hier ebenso genannt werden wie die Kon-

7 J. R. Hansen, *Trade in Transition. Exports from the Third World, 1840–1900*, New York 1980.

8 W. A. Lewis, *The Rate of Growth of World Trade 1870–1913*, in: S. Grassman/E. Lundberg (Hrsg.), *The World Economic Order: Past and Prospects*, London 1981; siehe auch S. Pollard, *Free Trade and the World Economy*, in: M. H. Geyer/J. Paulmann (Hrsg.), *The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War*, Oxford 2001, S. 29–30.

9 R. Fremdling, *European Foreign Trade Policies, Freight Rates and the World Markets of Grain and Coal during the 19th Century*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 2 (2003), S. 83.

10 C. K. Harley (Hrsg.), *The Integration of the World Economy, 1850–1914*, Aldershot 1996; O'Rourke/Williamson, *Globalization and History* (wie Anm. 4); Borchardt, *Globalisierung in historischer Perspektive* (wie Anm. 4).

11 Beispiele sind die amerikanischen Fleischtrusts oder die hanseatischen Kaffee-Kontore; vgl. die Beiträge von Rischbieter und Loheide in diesem Heft; R. Perren, *Taste, Trade and Technology. The Development of the International Meat Industry since 1840*, Aldershot 2006.

12 R. Aldenhoff-Hübinger, *Agrarpolitik und Protektionismus. Deutschland und Frankreich im Vergleich 1879–1914*, Göttingen 2002; S. B. Webb, *Agricultural Protection in Wilhelmine Germany: Forging an Empire with Pork and Rye*, in: *Journal of Economic History* XLII (1982), S. 309–326; C. Torp, *Die Herausforderung der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914*, Göttingen 2005; M. Malatesta, *I signori della terra. L'organizzazione degli interessi agrari padani (1860–1914)*, Mailand 1989.

sumentenproteste und Teuerungsunruhen, die insbesondere vor und während des Ersten Weltkrieges eine enorme soziale Sprengkraft entfalteten.¹³

Auch wenn die Freihandelsdoktrin im kontinentalen Europa bereits seit den 1880er Jahren einem schleichenden Erosionsprozess ausgesetzt war, kann von einem Ende der Globalisierung nicht die Rede sein. Nimmt man die in der wirtschaftshistorischen Forschung herangezogenen Indikatoren, welche neben Handelsvolumina vor allem die Konvergenz von Güter- und Faktorpreisen messen, ist zumindest bis 1914 eine zunehmende, wenn auch für einzelne Branchen und Regionen unterschiedlich ausgeprägte Integration der internationalen Märkte zu beobachten. Die Forschung hat inzwischen zeigen können, dass die Preiserhöhungen durch Einfuhrzölle bei weitem geringer waren als die Kosteneinsparungen, welche durch verbilligten Transport und logistische Innovationen erzielt wurden.¹⁴ Die Auswirkungen der Zölle auf den globalen Handel dürften vor 1914 daher vergleichsweise gering gewesen sein. Knut Borchardt hat sogar die These formuliert, dass der Protektionismus in erster Linie dazu diene, die Verluste der Globalisierung zu kompensieren. Dies war angesichts der politischen Macht agrarischer Interessenverbände die Voraussetzung dafür, die internationale Arbeitsteilung gesellschaftlich zu verkräften.¹⁵

Mit dem Ersten Weltkrieg wurden zwar die über Jahrzehnte gewachsenen Handelsbeziehungen unterbrochen, zugleich jedoch das Bewusstsein über die globale Interdependenz von Produktion, Verteilung und Verbrauch von Ernährungsressourcen verstärkt. Erstmals waren moderne Industrieländer wie Deutschland wieder von Hungersnöten betroffen.¹⁶ Die Ernährungsfrage war ein kriegsentscheidender Faktor, der von den Alliierten als strategische Waffe gegen die Mittelmächte eingesetzt wurde. Es war nicht zuletzt die Fähigkeit zu globaler Ressourcenorganisation, die den alliierten Sieg ermöglichte.¹⁷ In allen kriegsteilnehmenden Ländern bildeten sich umfassende, meist staatlich organisierte Verwaltungsstrukturen heraus, um die Probleme der Nahrungsmittelversorgung in den Griff zu bekommen. Durch die Produktionsausfälle in den europäischen Kriegsgebieten und den Wegfall Russlands als Getreideexporteur nach der Oktoberrevolution entstand ein gewaltiger Bedarf an überseeischen Agrarimporten. Überschussländer wie die USA, Kanada, Argentinien und Australien steigerten ihre Produktion und konnten auf den europäischen Märkten weiter Fuß fassen. Gerade die ehemaligen landwirtschaftlichen

13 Ch. Nonn, Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 107), Düsseldorf 1996.

14 G. Federico, *Feeding the World. An Economic History of Agriculture, 1800–2000*, Princeton/Oxford 2005, S. 190; vgl. auch P. Bairoch, *Free Trade and European Economic Development*, in: *European Economic Review* 3 (1972), S. 273–45.

15 Borchardt, *Globalisierung in historischer Perspektive* (wie Anm. 4); vgl. auch R. Rogowski, *Commerce and Coalitions: How Trade Effects Domestic Political Arrangements*, New Jersey 1989.

16 M. Dentoni, *Annona e consenso in Italia, 1914–1919*, Mailand 1995; T. Bonzon/B. Davis, *Feeding the Cities*, in: J. Winter/J.-L. Robert (Hrsg.), *Capital Cities at War: London, Paris, Berlin 1914–1919*, S. 305–41; B. J. Davis, *Home Fires Burning: Food, Politics, and Every Day Life in World War I*, Berlin/Chapell Hill 2000.

17 A. Offer, *The First World War: An Agrarian Interpretation*, Oxford 1989; ders., *Blockade and the Strategy of Starvation*, in: R. Chickering/S. Förster (Hrsg.), *Great War, Total War: Combat and Mobilization on the Western Front 1914–1918*, Cambridge 2000, S. 169–88; C. P. Vincent, *The Politics of Hunger: The Allied Blockade of Germany, 1915–1919*, Ohio 1985.

Exportregionen in Mittel- und Osteuropa waren aufgrund starker Produktionsausfälle bis in die späten zwanziger Jahre auf Nahrungsmiteleinfuhren angewiesen.

Auf die Versorgungsgpässe der Kriegszeit folgte eine Phase der weltweiten Überproduktion, die seit Ende der zwanziger Jahre zu einer schweren Krise auf den internationalen Agrarmärkten führte. Der rapide Verfall der Preise für fast alle gängigen Handelsgüter hatte jedoch keineswegs zur Folge, dass die Produktion gedrosselt wurde – das Gegenteil war der Fall! Viele Länder steigerten ihre landwirtschaftlichen Erträge trotz sinkender Preise in erheblichem Umfang. Es handelt dabei um ein Phänomen, das Ökonomen als eine „inverse“ Angebotsreaktion bezeichnen und das gerade für die Landwirtschaft typisch ist. Angesichts langer Produktionszyklen und geringer Faktormobilität reagieren die Anbieter nicht mit einer Drosselung ihrer Produktion, sondern sogar mit einer Steigerung, um ihre Verluste wenigstens teilweise zu kompensieren.¹⁸

Auch die internationale Arbeitsteilung kam in den späten zwanziger und dreißiger Jahren keineswegs zum Erliegen. Zeitgenössische Statistiken des Völkerbundes zeigen zwar einen Rückgang der Handelserträge infolge sinkender Preise und sich verschlechternder sektoraler *terms of trade*, nicht jedoch einen Rückgang der Handelsvolumina, die bis in die späten dreißiger Jahre fast konstant blieben.¹⁹ Einige europäische Länder wie etwa Ungarn, Dänemark oder Frankreich konnten ihre landwirtschaftlichen Ausfuhren in den dreißiger Jahren sogar vorübergehend wieder steigern. All dies spricht dafür, die Zwischenkriegszeit keineswegs pauschal als „Ende“, sondern eher als eine krisenhafte Zuspitzung von volatilen Globalisierungsprozessen zu begreifen.

Die Entwicklung der weltweiten Agrarproduktion in der Zwischenkriegszeit (1913 = 100)

	Landwirtschaft	Tierproduktion	Pflanzenproduktion
1920	87,8	88,2	88,6
1921	92,1	93,9	92,9
1922	96,9	98,0	97,7
1923	98,5	100,5	98,6
1924	102,5	105,3	101,9
1925	106,4	108,1	106,3
1926	107,1	111,2	106,1
1927	110,8	113,6	109,4
1928	113,1	116,7	111,4
1929	116,9	120,5	115,6

18 W. Henrichsmeyer/H. P. Witzke, Agrarpolitik, Bd. 1: Agrarökonomische Grundlagen, Stuttgart 1991, S. 262. Dieses Problem war auch Zeitgenossen bewusst; vgl. J. K. Galbraith/J. D. Black, The Maintenance of Agricultural Production during Depression: The Explanations Reviewed, in: Journal of Political Economy 46 (1938), S. 305-323.

19 Vgl. Daten in: International Institute of Agriculture, Les grands produits agricoles, Rom 1948.

1930	113,4	118,8	112,4
1931	114,9	119,4	113,1
1932	115,1	117,0	113,8
1933	116,9	117,5	115,5
1934	116,2	117,3	114,3
1935	115,0	116,6	113,0
1936	114,8	118,5	113,3
1937	121,0	120,9	118,7
1938	122,9	129,1	120,3

Quelle: G. Federico, *Feeding the World. An Economic History of Agriculture, 1800–2000*, Princeton/Oxford 2005, S. 234.

Eine Folge war, dass der Zugriff auf Nahrungsressourcen als erstrangige militärische, wirtschaftliche und geopolitische Aufgabe betrachtet wurde. Die zunehmende Regulierung der Märkte, die sich seit Mitte der zwanziger Jahre in den meisten europäischen Ländern beobachten lässt, war zwar auch eine Reaktion auf die weltweite Überproduktion und den dadurch ausgelösten Preisverfall, der sich mit der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise noch einmal beschleunigte. Fast alle kontinentaleuropäischen Staaten versuchten nun, die heimischen Produzenten durch hohe Importzölle und protektionistische Marktordnungen zu schützen.²⁰ Dennoch handelte es sich hierbei nicht einfach um eine Rückkehr zum klassischen Protektionismus des 19. Jahrhunderts. Es ging nicht allein darum, die Folgen des internationalen Preisverfalls abzufedern, sondern auch darum, die langfristige Versorgung mit Ernährungsgütern in einem instabilen internationalen Umfeld zu sichern.

Damit verbunden war eine politische und ideologische Neubestimmung von Raum, territorialer Ordnung und wirtschaftlichen Ressourcen, die sich in den autarkiepolitischen Bestrebungen im faschistischen Italien und der nationalsozialistischen „Lebensraum“-Ideologie radikalisierten, aber keineswegs auf diese Regime beschränkt blieben.²¹ In ganz Europa kam es in den zwanziger Jahren zu einer Renaissance neomalthusianischer Theorien, welche das Verhältnis von Bevölkerungswachstum und Nahrungsressourcen thematisierten. Nationale und globale Entwicklungen wurden dabei stets zusammen gedacht, ja sogar als komplementär begriffen. Zugleich zielten die umfassenden bevölkerungs- und ernährungswirtschaftlichen Planungen im faschistischen Europa eben nicht nur auf Konsolidierung nach innen, sondern auch auf imperiale Expansion und Entgrenzung. Ihr Anliegen war es, wirtschaftliche Ressourcen jenseits der nationalen Grenzen zu erschließen und – wie im Falle des Nationalsozialismus – innerhalb einer rassistisch bestimmten Neuordnung Europas zu strukturieren.²² Auch im Italien Mussoli-

20 M. Tracy, *Government and Agriculture in Western Europe 1880–1988*, New York u. a. 1989, S. 119–211.

21 G. Corni, *Hitler and the Peasants 1930–1939*, Oxford 1990; A. Nützenadel, *Landwirtschaft, Staat und Autarkie. Agrarpolitik im faschistischen Italien 1922–1943*, Tübingen 1997.

22 Ch. Gerlach, *Krieg, Ernährung, Völkermord: Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Welt-*

nis stand das Konzept der „inneren Kolonisation“ in enger Verbindung zur Erschließung neuer Siedlungsräume und Nahrungsressourcen in den nordafrikanischen Kolonien sowie den noch zu erobernden Gebieten eines faschistisch dominierten mediterranen Imperiums.²³

II. Die Krise der Zwischenkriegszeit und die Anfänge internationaler Ernährungspolitik

Es spricht manches dafür, Wirtschaftsnationalismus und Autarkiedenken der Zwischenkriegszeit als eine destruktive Antwort auf eine sich zunehmend globalisierende Welt zu interpretieren, wie dies Harold James vorgeschlagen hat.²⁴ Diese Interpretation übersieht jedoch, dass diese Epoche zugleich die Geburtsstunde einer neuen, international orientierten Ernährungspolitik darstellte.²⁵ Auch hier besaß der Erste Weltkrieg gleichsam eine katalysierende Wirkung. Die Versorgung mit Ernährungsgütern galt seither als politisches Problem, das die nationalen Regierungen vor neue Herausforderungen stellte, das sich zugleich jedoch den klassischen nationalstaatlichen Lösungen entzog. Amerikanische und europäische Stiftungen wie der *Commonwealth Fund* oder die *Rockefeller Foundation* stellten die Probleme internationaler Ernährungs- und Gesundheitspolitik in den Mittelpunkt ihrer Aktivität. Die schweren Hungerkrisen im nachrevolutionären Russland, denen ca. fünf Millionen Menschen zum Opfer fielen, lösten eine Welle der internationalen Solidarität aus.²⁶ Es waren vor allem die Protagonisten der Ernährungs- und Rohstoffplanung der Kriegszeit wie Herbert Hoover, seit 1920 Vorsitzender der *American Relief Association*, der norwegische Flüchtlingskommissar Fridtjof Nansen und der ehemalige Leiter der Kriegsrohstoffabteilung und spätere Außenminister Walther Rathenau, welche nun die internationalen Hilfsprogramme für Russland und Osteuropa initiierten.

Man kann dieses Engagement nicht ohne die traumatischen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs verstehen. Denn schon im späten 19. Jahrhundert hatte es in Osteuropa, Indien oder China und Afrika immer wieder endemische Hungerkrisen mit Millionen von Toten gegeben. Diese Krisen waren, wie der Soziologe Mike Davis gezeigt hat, zwar

krieg, Hamburg 1998; S. Heim, Kalorien, Kautschuk, Karrieren. Pflanzenzüchtung und landwirtschaftliche Forschung in Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933–1945, Göttingen 2003, S. 102–120.

23 M. Stampacchia, *Ruralizzare l'Italia! Agricoltura e bonifiche tra Mussolini e Serpieri (1928–1943)*, Mailand 2000; C. Helstosky, *Garlic and Oil: Politics and Food in Italy*, Oxford/New York 2004; A. Nützenadel, *Dictating Food. Autarchy, Food Provision and Consumer Politics in Fascist Italy 1922–1943*, in: F. Just/F. Trentmann (Hrsg.), *Food and Conflict in Europe in the Age of the Two World Wars*, Houndsmills 2006, S. 88–108.

24 H. James, *The End of Globalization: Lessons from the Great Depression*, Cambridge/Mass. 2001.

25 Vgl. J. Burnett/D. J. Oddy (Hrsg.), *The Origins and Development of Food Policies in Europe*, London/New York 1994.

26 M. Borrero, *Hungry Moscow, Scarcity and Urban Society in the Russian Civil War, 1916–1921*, New York 2003; H. F. Fisher, *The Famine in Soviet Russia, 1919–1923: The Operations of the American Relief Association*, Freeport 1927; B. M. Patenaude, *The Big Show in Bololand: The American Relief Expedition to Soviet Russia in the Famine of 1921*, Stanford 2002.

ebenfalls Ausdruck globaler Entwicklungen – doch dies war nicht die Sichtweise der Zeitgenossen!²⁷ Vielmehr wurde Hunger in den Industriegesellschaften Europas und Nordamerikas um 1900 als ein Problem der Vergangenheit betrachtet, von dem allenfalls die europäische Peripherie oder aber entfernte, unterentwickelte Regionen in Asien oder Afrika noch betroffen waren. Die Rückkehr von Unterernährung, Hungerepidemien und mangelbedingten Seuchen in die Zentren Europas gehörte zu den traumatischen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, deren langfristige Auswirkungen gar nicht überschätzt werden können.²⁸

Eine Folge war, dass Hunger fortan nicht mehr nur als Symptom regionaler Krisen begriffen wurde, sondern als Ausdruck globaler Ungleichgewichte – oder zumindest als ein Problem, das ohne internationale Regulierung nicht zu bewältigen war. „Argentinien“ – so erklärte Friedhof Nansen im Oktober 1921 –

*verbrennt seinen Getreideüberfluss, Amerika lässt in den Speichern sein Korn verfaulen, Kanada hat mehr als zwei Millionen Tonnen Getreide übrig – und in Russland sterben Millionen vor Hunger.*²⁹

Diese globale Perspektive prägte auch die Debatten über eine Reform der internationalen Agrarmärkte, die in den zwanziger Jahren vom Völkerbund initiiert wurden und die auf den Weltwirtschaftskonferenzen zu heftigen Auseinandersetzungen führten.³⁰ Das vorrangige Ziel bestand nicht darin, die negativen Folgen der Überproduktionskrise für die Landwirte abzuwenden, sondern ein internationales System zu schaffen, das die weltweite Versorgung mit Nahrungsgütern gewährleisten sollte.³¹ Mit anderen Worten: Die in der Agrarpolitik lange Zeit dominierende Perspektive der Produzenten wurde nun durch eine stärkere Ausrichtung auf die Interessen der Konsumenten ergänzt. So kämpften die Vertreter des Völkerbundes oder des *International Labour Office* energisch gegen die zunehmende Abschottung der heimischen Märkte, die stets zu Lasten der Verbraucher ging.³²

Doch diese Forderungen zielten nicht auf eine Rückkehr zum klassischen Freihandel des 19. Jahrhunderts, der – darin waren sich die Protagonisten des „neuen Interna-

27 M. Davis, Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter, Hamburg 2004.

28 Vgl. M. Teich, Science and Food during the Great War: Britain and Germany, in: H. Kamminga/A. Cunningham (Hrsg.), The Science and Culture of Nutrition, 1840–1940, Amsterdam 1995, S. 213–234; Just/Trentmann (Hrsg.), Food and Conflict (wie Anm. 23); B. Martin/A. S. Milward (Hrsg.), Agriculture and Food Supply in the Second World War, Ostfildern 1985.

29 Zit. n. W. Eckart, Nach bestem Vermögen tatkräftige Hilfe leisten. Die Deutsche Hungerhilfe – Vorhaben und Wirkungen, in: Rupert Carola 3 (1999), S. 15–20, hier S. 16.

30 Ausführlich: League of Nations Economic and Financial Section, Report and Proceedings of the World Economic Conference held at Geneva, May 4th to 23rd, 1927, Genf 1927; E. Hantos, Die Weltwirtschafts-Konferenz. Probleme und Ergebnisse, Leipzig 1927; J. Halpin, La conférence économique internationale de 1927, in: La Société des Nations: rétrospective, Berlin/New York 1980, S. 343–57.

31 Vgl. League of Nations, Economic Committee, The Agricultural Crisis, Genf 1931.

32 F. Houillier, L'organisation internationale de l'agriculture. Les institutions agricoles internationales et l'action internationale en agriculture, Paris 1935, S. 290–91.

tionalismus“ einig – weder realistisch war noch tatsächlich in der Lage sein würde, die immer wieder auftretenden Ungleichgewichte von Angebot und Nachfrage wirkungsvoll zu beseitigen. Missernten, lange Produktionszyklen und die komplexen Bedingungen agrarischer Märkte bedürften einer umfassenden, durch internationale Verträge und Institutionen koordinierten Weltmarktordnung. So forderte etwa Arthur Salter, Leiter der Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes, die Einrichtung eines internationalen *Food Boards*, das durch An- und Verkäufe von Nahrungsgütern Preisfluktuationen auf den Weltmärkten verhindern und regionale Versorgungsdefizite durch rasche Hilfslieferungen ausgleichen könne.³³

Eine solche Intervention erforderte freilich umfassende Daten und Prognosen über die Entwicklung auf den Märkten. Ein zentraler Aspekt war der Ausbau der weltweiten Agrar- und Ernährungsstatistik, wobei das in Rom ansässige *Institut International d'Agriculture* (IIA) eine Schlüsselrolle spielte. Gegründet im Jahre 1905 durch den amerikanischen Philanthropen und Unternehmer David Lubin, diente das Institut zunächst als eine Art Clearingstelle für die Sammlung statistischer Daten über Produktion, Handel und Konsum von Nahrungsgütern aus allen Regionen der Welt.³⁴ Zu den ambitioniertesten Projekten der Zwischenkriegszeit gehörte die Erstellung einer Weltagrarstatistik, die nun nicht mehr einzelne Ländern, sondern die gesamte Weltproduktion von Nahrungsgütern erfassen sollte.³⁵ Dieser bemerkenswerte Versuch, globales Wissen systematisch zu erfassen und verfügbar zu machen, war auch deshalb von Bedeutung, weil sich das Institut von einer Interessenvertretung der Landwirte zu einer internationalen Organisation wandelte, die eng mit dem Völkerbund und anderen sozial- und wirtschaftspolitischen Agenturen wie dem *International Labour Office* kooperierte.³⁶ Anders als vor dem Ersten Weltkrieg ging es nun nicht mehr nur darum, weltweite Marktentwicklungen für die Produzenten transparent und kalkulierbar zu machen. Vielmehr traten jetzt grundlegende Fragen der internationalen Ernährungspolitik und Marktregulierung in den Vordergrund. So gehörte das IIA in den zwanziger und dreißiger Jahren zu den wichtigsten Akteuren der Weltwirtschaftskonferenzen, verfasste zahlreiche Dossiers zur Neuordnung der Agrarmärkte und wirkte als Multiplikator für neue ernährungswissenschaftliche Erkenntnisse.³⁷

33 Vgl. F. Trentmann, *Coping with Shortage: The Problem of Food Security and Global Visions of Coordination*, c. 1890s–1950, in: ders./Just (Hrsg.), *Food and Conflict* (wie Anm.23), S. 13-48; hier, S. 28-29.

34 Vgl. Houillier, *L'organisation internationale de l'agriculture* (wie Anm. 32); A. Hobson, *The International Institute of Agriculture. An Historical and Critical Analysis of its Organization, Activities, and Policies of Administration*, Berkeley 1931; A. Nützenadel, *A Green International? Food Markets and Transnational Politics (1850–1914)*, in: ders./F. Trentmann (Hrsg.) *Food and Globalization. Consumption, Markets and Politics in the Modern World*, Oxford/New York 2008 (im Druck).

35 International Institute for Agriculture, *The First World Agricultural Census (1930). A Methodological Study on the Questions Contained in the Forms Adopted for the Purposes of Census in the Various Countries*, Rom 1937.

36 Die Kooperation zwischen IIA und Völkerbund wurde 1928 auch formal beschlossen; vgl. Memorandum of Agreement between the League of Nations and the International Institute of Agriculture, 28th July 1928, in: Houillier, *L'organisation internationale* (wie Anm. 32), S. 343-44; umfassend: L. Tosi, *Alle origini della FAO. Le relazioni tra l'Istituto Internazionale di Agricoltura e la Società delle Nazioni*, Mailand 1989.

37 Ebd.; u. a. organisierte das Institut 1927 die erste internationale Getreidekonferenz in Rom.

Die Vorstellung, dass wissenschaftliche Erkenntnisse für die Lösung globaler wirtschaftlicher und sozialer Probleme fundamentale Bedeutung hatten, prägte die internationalistischen Diskussionen der zwanziger und dreißiger Jahre. Der technokratische, sozialreformerische Ansatz war gerade bei denjenigen stark ausgeprägt, die aus dem Umfeld der sich neu formierenden internationalen Stiftungen und Think Tanks stammten. Der Amerikaner Raymond B. Fosdick, der 1919/20 als stellvertretender Generalsekretär beim Völkerbund die europäische Nachkriegsordnung mitgestaltet hatte und seit 1936 als Präsident der *Rockefeller Foundation* die wohl weltweit einflussreichste Stiftung leitete, sah empirisches Wissen als wichtigste Ressource für eine Reform des globalen Wirtschaftssystems: Er betonte 1931:

*Through modern statistics we are able, in our generation, to get a complete picture of supply and demand in relation to the world's food. The field has been surveyed and the factors are known. What we need now is synthetic thinking, constructive brains, and a plan, laid down in world terms.*³⁸

Zwar war man von einem solchen Plan „in world terms“ zu diesem Zeitpunkt noch weit entfernt. Doch die *Rockefeller Foundation* unterstützte in den dreißiger Jahren erstmals agrar- und entwicklungspolitische Projekte in China, initiierte wissenschaftliche Studien zur Gelbfieber- und Malariaforschung und förderte systematisch die pflanzen genetische Forschung, die seit 1944 unter der Leitung des späteren Nobelpreisträgers Norman Borlaug in Mexico durchgeführt wurden (*Cooperative Wheat Research and Production Program*). Ziel dieser Forschungen war es, die Ernährungsprobleme in Mittel- und Südamerika durch Züchtung besonders ertragreicher und widerstandsfähiger Getreidesorten zu beseitigen.³⁹ Diese Initiativen waren auch deshalb so wichtig, weil sich hier bereits jene Verbindung von Ernährungspolitik, Technologietransfer und Entwicklungshilfe abzeichnete, welche nach 1945 die internationale Politik der Industriestaaten gegenüber der „Dritten Welt“ kennzeichnen sollte.⁴⁰

Eng verknüpft mit diesen Trends war der Aufstieg der Ernährungsforschung, die sich in den dreißiger Jahren im Grenzbereich von Medizin, Agrarwissenschaft, Biologie und Ökonomie formierte.⁴¹ Im Unterschied zur klassischen Ernährungsphysiologie ging es nicht mehr allein darum festzustellen, welche Mengen an Kohlehydraten, Eiweiß, Vitaminen und Spurenelementen für die Aufrechterhaltung elementarer körperlicher Funk-

38 R. B. Fosdick, *The Old Savage in the New Civilization*, Garden City 1931, S. 179-80.

39 D. Paarlberg/N. Borlaug: *Hunger Fighter*. Foreign Economic Development Service, Washington D. C. 1970; D. Fitzgerald, *Exporting American Agriculture: The Rockefeller Foundation in Mexico, 1943-53*, in: *Social Studies of Science* 16 (1986), S. 457-483; M. Cueto (Hrsg.), *Missionaries of Science. The Rockefeller Foundation and Latin America*, Bloomington 1994.

40 Vgl. U. Menzel, *Geschichte der Entwicklungstheorie. Einführung und systematische Bibliographie*, Hamburg 21993.

41 Vgl. D. Smith, *Nutrition Science and the two World Wars*, in: ders., *Nutrition in Britain: Science, Scientists and Politics in the Twentieth Century*. London 1997, S. 142-165; D. Simmons, 'Famine Disease': Starvation Science from Colonies to Metropole, in: Nützenadel/Trentmann (Hrsg.), *Food and Globalization* (wie Anm. 34); N. Cullather, *The Foreign Policy of the Calorie*, in: *American Historical Review* 112 (2007), S. 337-364.

tionen notwendig waren. Vielmehr wurden physiologische, soziale und ökonomische Probleme nun zunehmend in ihrem Zusammenhang betrachtet.

Bereits 1925 hatten die Gesundheitsorganisation des Völkerbundes und das Internationale Arbeitsbüro in Genf eine Serie von internationalen Ernährungsstudien initiiert. Sie sollten ein möglichst umfassendes Bild über die weltweite Lage vermitteln und zugleich Ansatzpunkte für eine internationale Ernährungspolitik des Völkerbundes liefern.⁴² Auf der Basis dieser Forschung wurde ein internationaler Mindeststandard in Höhe von 2.500 Kalorien pro Tag für körperlich arbeitende Menschen festgesetzt.⁴³ Diese Zahl war zwar unter Ernährungsphysiologen umstritten – nicht zuletzt weil die Beschränkung auf den energetischen Wert nach der Entdeckung von Vitaminen und Spurenelementen als längst überholt galt; dennoch war mit der Definition des Mindesternährungsstandards eine Meßlatte geschaffen worden, welche auch die Grundlage für internationale Hilfspolitik darstellte. Höhepunkt dieser Diskussion waren die „Recommended Dietary Allowances“, die 1941 durch das von Präsident Roosevelt eingesetzte *Food and Nutrition Board* erstellt wurden und fortan als wissenschaftlich begründetes Referenzsystem für Ernährungs- und Konsumstandards galten.

Eng verknüpft waren diese physiologischen Forschungen mit den sozialpolitischen Diskussionen über Einkommen, Lebensstandards und Ernährung, die vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise in ganz Europa starken Auftrieb erhielten. So veröffentlichte der britische Physiologe und spätere Nobelpreisträger John Boyd Orr 1936 seine bahnbrechende Studie *Food, Health and Income*, welche die Grundlage für eine sozialpolitisch ausgerichtete Ernährungswissenschaft legte.⁴⁴ Boyd Orr kam zu dem Ergebnis, dass nur gut die Hälfte der britischen Familien über das Einkommen verfügte, um sich angemessen mit Lebensmitteln zu versorgen, und mehr als ein Drittel der Bevölkerung mangelernährt war – ein Befund, der in den dreißiger Jahren auch für andere Industrieländer bestätigt wurde.⁴⁵

Vor diesem Hintergrund setzte der Völkerbund 1935 ein *Mixed Committee on Nutrition* ein. Ihm gehörten renommierte Mediziner, Ernährungswissenschaftler und Agrarexperten an, darunter auch Boyd Orr. Der Abschlußbericht des Gremiums bestätigte im wesentlichen die bereits bestehenden Analysen über weltweite Unter- und Fehlernährung, die keineswegs natürliche Ursachen habe, sondern auf das Versagen zurückzuführen sei „to adapt our economic policies and distributive systems to the increased production of

42 League of Nations, *The Problem of Nutrition*, Bd. 3: *Nutrition in Various Countries*, Genf 1936.

43 League of Nations, Health Organization, *Report on the Physiological Bases of Nutrition*, Genf 1935; vgl. auch International Labour Office, *The Workers' Standard of Living*, Genf 1938.

44 J. B. Orr, *Food, Health and Income. Report on a Survey of Diet in Relation to Income*, London 1936; vgl. auch M. Mayhew, *The 1930s Nutrition Controversy*, in: *Journal of Contemporary History* 23 (1988), S. 445-464.

45 So versprach der amerikanische Präsident Roosevelt 1937, jenem „Drittel der Nation“ zu helfen, das nach Ergebnis eingehender Studien als „mangelhaft ernährt“ betrachtet werde müsse; F. D. Roosevelt, *Second Inaugural Address*, 20th January 1937, in: *Inaugural Addresses of the Presidents of the United States: from George Washington to George W. Bush*, Washington D. C. 1989, S. 236.

wealth which progress in the scientific field had made available“.⁴⁶ Dieser Bericht gehörte nicht nur zu den wichtigsten Publikationen des Völkerbunds in den dreißiger Jahren, sondern führte auch dazu, dass bis 1938 in etwa 30 Ländern nationale Ernährungskommissionen zur Umsetzung dieser Empfehlungen gegründet wurden.⁴⁷ Nach 1940 bildeten diese Kommissionen in vielen Ländern den Nucleus für die Ernährungsplanungen und Rationierungsmaßnahmen der Kriegszeit.

Entscheidend war, dass die Debatte über Lebensstandard und Ernährung niemals nur auf die Entwicklung im eigenen Land beschränkt blieb, sondern in einen internationalen Reformdiskurs eingebettet wurde. Die große Hungerkrise, die 1943 in Westindien (1943) mehr als drei Millionen Tote forderte, löste eine Debatte über das Versagen der kolonialen Wirtschaftsordnung innerhalb des Commonwealth aus.⁴⁸ Die Entdeckung von Hunger und Unterentwicklung in den Kolonien beeinflusste maßgeblich die Debatte über Ernährungsstandards in Europa.⁴⁹

Die ernährungspolitischen Forderungen des Völkerbundes hatten auch deshalb Gewicht, weil sie Ansatzpunkte für eine internationale Konjunkturerholung nach den Jahren der Großen Depression zu liefern schienen. Alexander Loveday, Leiter der Wirtschafts- und Finanzabteilung des Völkerbundes, erkannte hier sogar einen grundsätzlichen Perspektivwechsel in der ökonomischen Diskussion, die eng mit der „keynesianischen Revolution“ der dreißiger Jahre verbunden war:

*The nutrition campaign seems to me to be of paramount importance not only on account of its immediate object [...] but on account of the influence it is likely to have on our whole economic outlook. Ever since the time of Adam Smith economic thought has centered around the art of production or the conditions of citizens as producers. The nutrition movement reflects the first serious endeavour, certainly on an international scale, to consider the economics not of production but of consumption.*⁵⁰

Es ging also nicht allein darum, individuelle Ansprüche auf ausreichende Ernährung zu gewährleisten und die Rechte des Konsumenten gegenüber dem Produzenten zu stärken. Vielmehr sollte eine Steigerung des Lebensstandards zu einer Ausweitung der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage in den einzelnen Ländern führen und auf diesem Wege auch die internationale Konjunktur ankurbeln. Unter dem Stichwort des „Economic

46 League of Nations, Nutrition: Report of the Mixed Committee of the League of Nations on the Relation of Nutrition to Health, Agriculture, and Economic Policy, 4 Bde., Genf 1936.

47 A. L. S. Staples, The Birth of Development. How the World Bank, Food and Agriculture Organization, and World Health Organization Changed the World, 1945–1965, Kent 2006, S. 74.

48 Zur Bengalischen Hungerkrise: M. B. Tauger, Entitlement, Shortage, and the 1943 Bengal Famine: Another Look, in: Journal of Peasant Studies 31 (2003), S. 45–72; zum Zusammenhang von Dekolonisierung und internationaler Gesundheits- und Ernährungspolitik: S. Amrith, Decolonizing International Health: India and Southeast Asia, 1930–65, Houndsmill 2006.

49 M. Worboys, The Discovery of Colonial Malnutrition between the Wars, in: D. Arnold (Hrsg.), Imperial Medicine and Indigenous Societies, Manchester 1988, S. 208–225; D. Arnold, The 'Discovery' of Malnutrition and Diet in Colonial India, in: Indian Economic and Social History Review 31 (1994), S. 1–26. D. Simmons, Starvation Science From Colonies to Metropole, in: Nützenadel/Trentmann (Hrsg.), Food and Globalization (wie Anm. 34).

50 Zit. n. L. Yates, So Bold an Aim, Rom 1955, S. 41.

Appeasement“ propagierten reformorientierte Kreise des Völkerbundes eine Verbindung von keynesianisch inspirierter Nachfragepolitik und Handelsliberalisierung, die auch das internationale politische System stabilisieren könne.⁵¹ Nicht zuletzt aber sollten die Probleme der europäischen Agrarerzeuger mit ihren hohen Überschüssen auf diesem Wege gelöst werden. So könnten etwa die Menschen in Asien ihren Milchverbrauch stark erhöhen und somit dazu beitragen, die Erzeugerpreise in Europa und Nordamerika zu stabilisieren.

Drei bis dahin getrennt betrachtete Problemkreise wurden seit den späten dreißiger Jahren in engem Zusammenhang diskutiert: Erstens das Problem von Unternahrung, Einkommensentwicklung und Lebensstandards, zweitens die globale Verteilung von Ernährungsressourcen und drittens die sich verschärfende Krise der europäischen und nordamerikanischen Agrarproduktion. Diese synthetische Betrachtung spiegelt sich auch in der von dem australischen Völkerbundesdelegierten Stanley Bruce geprägten Formel einer „marriage of health to agriculture“, die nach 1945 zum offiziellen Motto der *Food and Agriculture Organization* (FAO) werden sollte.⁵²

Mit Roosevelts Proklamation der „Four Liberties“ und der *Atlantic Charta* von 1941 erhielt die internationale Debatte über Ernährung, Lebensstandard und soziale Rechte eine neue, universalistisch geprägte Dimension. Der freie Zugang zu Märkten und Ressourcen wurde verknüpft mit dem Recht auf einen gesicherten Lebensstandard, das – ganz in der amerikanischen Verfassungstradition – als individuelles Freiheitsrecht definiert wurde. „Freedom from want“ wurde nun zu einer zentralen Forderung, welche die internationale Ernährungsdebatte bis zur Verabschiedung der Menschenrechts-Charta im Jahre 1948 kennzeichnen sollte. „It will be in the field of nutrition“, so der amerikanische Physiologe Frank Boudreau 1942, „that freedom from want will first find practical expression. For all human needs our knowledge of man’s need for food is by far the most advanced.“⁵³

Zugleich begannen die westlichen Alliierten bereits während des Zweiten Weltkriegs mit den Planungen für eine umfassende Welternährungspolitik, die ein wichtiges Element für die internationale Wirtschaftsordnung der Nachkriegszeit darstellen sollte.⁵⁴ Neben den zahlreichen, von staatlichen wie nichtstaatlichen Akteuren getragenen Hilfsaktionen wurde 1945 die FAO gegründet, und es war mehr als nur ein Ausdruck personeller Kontinuität, dass die Reformer der dreißiger Jahre wie Boyd Orr, Arthur Salter, Stanley

51 League of Nations, Economic Appeasement, in: League of Nations, Official Journal, Annex no. 1681, 1937, S. 1222-1229; vgl. auch F. L. McDougall, Food and Welfare, Genf 1938, sowie S. Turnell/F. L. McDougall: *Eminence* *grise* of Australian Economic Diplomacy, in: Australian Economic History Review 40 (2000), S. 51-69.

52 Vgl. N. E. Dodd, The United Nations Food and Agriculture Organization, San Francisco, S. 15; R. W. Phillips, FAO: its Origins, Formation, and Evolution, 1945–1981, Rom 1981, S. 4.

53 Zit. n. Staples, The Birth of Development, (wie Anm. 47), S. 75; vgl. auch F. G. Boudreau, Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. 87, No. 2, Symposium on Post-War Problems (16th August 1943), S. 126-132.

54 Vgl. als wichtiges Dokument: League of Nations, Economic Stability in the Post-War World: The Conditions of Prosperity after the Transition from War to Peace, Genf 1945.

Bruce oder Frank McDougall nun auch die Schlüsselpositionen in der FAO und anderen UN-Wirtschaftsorganisationen besetzten.⁵⁵

Dass die USA und Großbritannien die Debatte über internationale Ernährungspolitik bestimmten, hing jedoch nicht nur mit dem politischen und wirtschaftlichen Führungsanspruch zusammen, sondern war auch eine Folge des humanitären Einsatzes staatlicher und privater Organisationen während des Krieges und danach. Mit der Gründung des *Oxford Committee for Famine Relief* im Jahre 1942 durch den britischen Geistlichen und Philanthropen Theodore Richard Milford begann eine neue Ära globalen zivilgesellschaftlichen Engagements. Das Komitee war ursprünglich gegründet worden, um das von Deutschland besetzte Griechenland mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Nach dem Zweiten Weltkrieg avancierte die Einrichtung zu einer der wichtigsten internationalen Hilfsorganisationen überhaupt.⁵⁶ Die Flüchtlings- und Wiederaufbauhilfe in Europa stand im Zentrum zahlreicher Organisationen, die meist auf alliierte Initiative entstanden. Dies galt für religiöse Stiftungen wie die US-amerikanischen *Catholic Relief Services*, die *Lutheran World Relief* oder das *American Jewish Joint Distribution Committee* ebenso wie für zivile Einrichtungen wie die *Cooperative for American Remittances to Europe* (CARE). Genannt werden müssen schließlich Einrichtungen der internationalen Staatengemeinschaft wie das *United Nations Relief and Rehabilitation Administration* (UNRRA, gegr. 1943) oder das Kinderhilfswerk UNICEF (gegr. 1946). Viele dieser Einrichtungen verlagerten ihr Engagement nach der Bewältigung der europäischen Nachkriegsnot auf andere Regionen und Kontinente und avancierten zu globalen Akteuren der internationalen Hungerbekämpfung.⁵⁷

III. Ausblick: Internationale Ernährungspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg

Es würde hier zu weit führen, die Entwicklung der internationalen Ernährungspolitik der Nachkriegsepoche zu schildern, die vor dem Hintergrund der Dekolonisierung und des sich verschärfenden globalen Systemkonflikts zwischen kommunistischer und kapitalistischer Welt eine neue Dynamik entfaltete.⁵⁸ Viele der ambitionierten Programme – etwa Boyd Orrs Pläne eines *World Food Boards* zur Regulierung der internationalen Agrarmärkte – erwiesen sich schon bald als politisch nicht durchsetzbar.⁵⁹

Die Welternährungspolitik wurde in den fünfziger Jahren zunehmend durch bilaterale Hilfsprogramme der USA und anderer Agrarüberschussländer geprägt, die auf diesem

55 G. Hambidge, *Story of FAO*, New York 1955.

56 M. Black, *A Cause for Our Times: Oxfam the First 50 Years*, Oxford 1992; S. Blackburn, *Practical Visionaries: A Study of Community Aid Abroad*, Melbourne 1993.

57 A. Iriye, *Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World*, Berkeley/Los Angeles/London 2002, S. 50-52.

58 Staples, *The Birth of Development* (wie Anm. 47).

59 A. L. S. Staples, *To Win the Peace: The Food and Agriculture Organization, Sir John Boyd Orr, and the World Food Board Proposals*, in: *Peace & Change* 28 (2003), S. 495-523; vgl. auch H. Friedmann, *The Political Economy of Food: The Rise and Fall of the International Food Order*, in: *American Journal of Sociology* 88 (1982), S. 248-286.

Weg ihre Erzeugerpreise stabilisieren konnten. Nichtregierungsorganisationen wie die FAO spielten vor allem für die technische Beratung und die internationale Abstimmung von Hilfsprogrammen eine Rolle.⁶⁰ Ihnen fehlten jedoch die politischen und finanziellen Ressourcen, um als globale Akteure eine entscheidende Funktion auszuüben. Die westlichen Industrieländer verloren schon bald das Interesse an der FAO, die im Zuge der Dekolonialisierung immer mehr zu einem Forum für die neu gebildeten Staaten in Afrika und Asien wurde.

Ein wichtiger Grund für diesen Wandel war der rasante Aufstieg der Entwicklungspolitik, der von den Industrieländern nun als Königsweg zur Beseitigung von wirtschaftlicher Rückständigkeit, Hunger und Armut in den Ländern der „Dritten Welt“ betrachtet wurde.⁶¹ Im Mittelpunkt stand die Vorstellung, dass durch Technologie- und Kapitaltransfer eine rasche nachholende Entwicklung angestoßen werden könne. Die Entwicklungspolitik der fünfziger Jahre knüpfte bekanntlich an die einflussreichen Trends der Wachstums- und Modernisierungstheorie an, die sich als westlich-kapitalistische Alternative zum marxistischen Entwicklungsdenken anboten. Die von amerikanischen Stiftungen schon in den späten dreißiger Jahren initiierten pflanzengenetischen Forschungen, die auf eine Züchtung besonders ertragreicher und resistenter Getreidesorten zielten, wurden nun im Rahmen der „Green Revolution“-Idee in Lateinamerika, Asien und Afrika implementiert.⁶² Erst mit den großen Hungerkrisen der frühen siebziger Jahre gewann die FAO als Motor der internationalen Ernährungspolitik wieder an Gewicht.⁶³

60 M. L'Éplattenier, Die Träger der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Landwirtschaft, Winterthur 1961; J. M. Jones, The United Nations at Work: Developing Land, Forests, Oceans ... and People, Oxford 1965; M. W. Wallerstein, Food for War – Food for Peace: United States Food Aid in a Global Context, Cambridge 1980; Phillips, FAO: its Origins (wie Anm. 52); R. B. Talbot, FAO – WFP – WFC – IFAD. The Four World Food Agencies in Rome, Iowa 1990.

61 C. Unger, Investing in Modernity: Amerikanische Stiftungen in der Dritten Welt seit 1945, in: T. Adam/S. Laessig/G. Lingelbach (Hrsg.), Philanthropy in History. German-American Comparisons, Stuttgart 2007 (im Druck).

62 D. Fitzgerald, Exporting American Agriculture: The Rockefeller Foundation in Mexico, 1943–53, in: Social Studies of Science 16 (1986), S. 457–483; Cueto (Hrsg.), Missionaries of Science (wie Anm. 39); L. R. Brown, The Agricultural Revolution in Asia, in: Foreign Affairs 46 (1968), S. 688–98; N. Cullather, Miracles of Modernization: The Green Revolution and the Apotheosis of Technology, in: Diplomatic History 28 (April 2004), S. 227–254.

63 Vgl. Ch. Gerlach, Die Welternährungskrise 1972–1975, in: Geschichte und Gesellschaft 31 (2005), S. 546–585.

Globalisierungsprozesse vor Ort. Die Interdependenz von Produktion, Handel und Konsum am Beispiel „Kaffee“ zur Zeit des Kaiserreichs

Laura Rischbieter

SUMMARY

Lara Rischbieter: Globalizing the Local and Localizing the Global. Coffee Trade and Consumption in imperial Germany as an Example for the Interdependence of Production, Trade and Consumption

During the second half of the nineteenth century, coffee became one of the world's most valuable internationally traded commodities. As such it underwent a transformation in European countries from a product of luxury to a product of mass consumption. The article focuses on the question how the interdependence of production, trade and consumption in a globalizing world affected local coffee consumption and trade in imperial Germany. Therefore the article examines processes of homogenization and differentiation, by taking a look at the international coffee trade in Hamburg, national trade and mass consumer culture, the political dimension of coffee consumption and the images connected with coffee. Rischbieter argues that the relationship between globalization and homogenization is more complicated than often assumed. Globalization implies both a process of homogenization and of differentiation.

Die Welt hat geradezu ein anderes Aussehen gewonnen [...]. Die überall entstandenen Schienenstrassen heben die Entfernung auf; ungehindert durch Zölle und Schlagbäume durchflutet der Handel das eigene Land und zieht das europäische Ausland in seinen Bereich. Darüber hinaus erstreckt er seine Verbindungen über die ganze bewohnte Erde, denn in allen Häfen stehen schnelle Dampfschiffe zur Verfügung [...]. Durch all diese grossartigen Erfindungen sind Raum und Zeit in ungeahnter Weise verkleinert und verkürzt worden.¹

1 Export-Handbuch der Börsenhalle 1897/99, Abschnitt 1, S. 5 f.

Dieses Urteil des *Export-Handbuches der Hamburger Börsenhalle* von 1899 ist insofern willkürlich ausgewählt, als zahlreiche Äußerungen anderer Autoren dieser Zeit in eine ähnliche Richtung gingen.² Die zentrale Gemeinsamkeit ist die Betonung der durch die Transport- und Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts ausgelösten, enormen Expansion des internationalen Handels, die ihrerseits globale Änderungen bei Produktion, Vermarktung und Konsum anstieß. Dieser mehrdimensionale Prozess wird gegenwärtig mit dem schillernden Begriff der Globalisierung bezeichnet. Mit unterschiedlichen Fragestellungen und Untersuchungsgegenständen ist der Zusammenhang von Globalisierung und Konsum in den letzten anderthalb Jahrzehnten in einer Reihe wissenschaftlicher Disziplinen analysiert worden.³

Eine der prominentesten Fragen in den Medien, in Politik und Wissenschaft ist die nach den möglichen Einflüssen global gehandelter Waren auf lokale Konsumgewohnheiten bis hin zur Homogenisierung von Konsumkulturen, Produktionsweisen und Handelsmechanismen. Die Forschung operiert im Hinblick auf diese Fragestellung oft mit der Annahme, dass (wirtschaftliche) Globalisierung mit Homogenisierungsprozessen im Zuge der Integration von Gütermärkten einhergeht.⁴ Diese ökonomischen Prozesse führten dann auch zu kultureller Homogenisierung. Letztere finde am deutlichsten ihren Ausdruck in der Verbreitung global vertriebener Marken und der weltweiten Annäherung von Moden und Konsumgewohnheiten.⁵

Für eine exemplarische Untersuchung dieser Annahmen bietet sich das Produkt Kaffee als global gehandelte Ware und europäisches Massenkonsumgut besonders an. In der Forschungsliteratur sind bisher zum einen nur einzelne Aspekte des Kaffeekonsums und -handels in Europa oder zum anderen die Produktion und die Produktionsländer des Kaffees behandelt worden.⁶ Doch kann die Methode, ein Produkt als Ausgangspunkt der Analyse zu wählen, auch eine weitergehende Perspektive eröffnen. Die Analyse von „commodity chains“ gibt nämlich die Möglichkeit, dem Zusammenhang von Produk-

2 Vgl. K. Andree, *Geographie des Welthandels*, Bd. 1, Stuttgart 1867, S. 6 f.; P. Dehn, *Weltwirtschaftliche Neubildungen*, Berlin 1904; R. Sonndorfer, *Die Technik des Welthandels. Ein Handbuch der internationalen Handelskunde*, Wien 1912.

3 Vgl. u. a. K. Djursaa/S. U. Kragh, *The Globalisation of Consumption Patterns* (Copenhagen Business School, Dept. of Intercultural Management, Working Paper 19), Copenhagen 1997; V. Wunderlich, *Zum globalen Kontext von Konsumgesellschaft und Konsumgeschichte. Kritische und weiterführende Überlegungen*, in: H. Kaelble/J. Kocka/H. Siegrist (Hrsg.), *Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums* (18. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt a. M./New York 1997, S. 793-810.

4 K. H. O'Rourke/J.G. Williamson, *When did Globalization begin?*, in: *European Review of Economic History* 6 (2002), S. 23-50.

5 Vgl. G. Ritzer, *The McDonaldization: The Reader*, 2. Aufl., Thousand Oaks 2006. Hinterfragt wurde diese Annahme durch Konzepte wie das der „Glokalisierung“, vgl. R. Robertson, *Glocalization: Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity*, in: M. Featherstone/S. Lash/R. Robertson (Hrsg.), *Global Modernities*, London 1995, S. 15-20. Aktuell dazu: Themenheft *Globale Waren* (Werkstatt Geschichte 16 (2007) H. 45).

6 Beispielhaft für diese Vorgehensweise sind P. Albrecht, *Coffee-Drinking as a Symbol of Social Change in continental Europe in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*, in: J. W. Yolton/L. E. Brown (Hrsg.), *Studies in Eighteenth-Century Culture*, Bd. 18, Michigan 1988, S. 91-103; U. Becker, *Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels*, Stuttgart 2002; W. Gervase u. a. (Hrsg.), *The Global Coffee Economy in Africa, Asia and Latin America, 1500–1989*, Cambridge 2003.

tion, Markt und Konsum auf die Spur zu kommen. Im besten Fall treten transnationale Wirtschaftsverbindungen, globale Handelsmechanismen sowie über den Nationalstaat hinausgehende politische und soziale Netzwerke in der „sozialen Biographie“⁷ einer Ware ebenso zu Tage wie die Rolle der verschiedenen Staaten, lokale Be- und Vertriebsformen, die symbolischen Dimensionen der Waren und lokale Konsummuster. Doch gerade die bisher publizierten „Weltgeschichten einer Ware“ haben – auch wenn ihre Autoren nicht dem Versuch erliegen, eine einseitige, auf das Produkt konzentrierte Darstellung zu formulieren – aufgrund ihres globalen Anspruchs und der damit verbundenen enormen Menge an empirischem Material Schwierigkeiten, in den verschiedenen historischen Kontexten die einzelnen Akteure und ihr Handeln einigermaßen gleichberechtigt herauszuarbeiten.

Die Interdependenz einer sich beschleunigenden Verbreitung international gehandelter Verbrauchsgüter mit den differierenden Kontexten ihres Konsums findet kaum Beachtung. Dafür müssen die bislang getrennt betrachteten Wirkungsbereiche Welthandel, nationale Handels- und Vertriebsformen, die Rolle des Staates und die Motivationen und Praktiken des Konsums als ein Zusammenhang untersucht werden: Das Produkt Kaffee ist also in dreifacher Hinsicht als Welthandelsprodukt, Handelsobjekt und Konsumgut zu analysieren. Es dient als Prisma einer Produktgeschichte, welche aber die Entwicklung des globalen Marktes als einen durch Akteure beeinflussten, interessengetriebenen Prozess versteht. Weniger das Produkt selbst, als vielmehr die im globalen und nationalen Handel beteiligten Akteure wie Produzenten, Händler und Konsumenten sowie die mit ihnen und dem Produkt verbundenen Praktiken, Technologien und Orte bilden den Analysegegenstand. Um den oben genannten Problematiken einer globalen Produktgeschichte zu begegnen, ist es sinnvoll, eine von einem nationalen geographischen Raum und seiner historischen Überlieferung ausgehende Perspektive zu wählen. Im Fokus stehen dann die Planungen und Wahrnehmungen der globalen Handelsmechanismen und politischen und sozialen Netzwerke sowie die Rolle des Staates, der Be- und Vertriebsformen, lokaler Konsumorte und die symbolische Dimension der Ware aus der Sicht der beteiligten Akteure des Deutschen Kaiserreichs. Indem die verschiedenen Akteure in ihren sozialen Bezügen, (Welt-)Wahrnehmungen und Praktiken verstärkt in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt werden, kann die Frage, wie sich das abstrakte, meist in statistischen Daten aufbereitete Phänomen Globalisierung konkret vor Ort darstellte, angemessene Beachtung finden. Aus dieser Perspektive soll im Folgenden einerseits die These von der Globalisierung als Homogenisierungsprozess am Beispiel der Analyse des Kaffeehandels, -vertriebs und -konsums um 1900 überprüft und andererseits der globale Kontext von Konsum und Konsumgesellschaft im Kaiserreich herausgearbeitet werden.

7 Vgl. S. Mintz, *Die süße Macht. Eine Kulturgeschichte des Zuckers*, Frankfurt a. M. 1987; S. Topik, *Historicizing Commodity Chains. Thinking About Things, Structures, Systems and Especially Coffee* (unv. Manuskript), Irvine 2006.

Die lokale Basis globalen Handel(n)s

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Hamburg neben New York zum führenden Handelshafen für Kaffee. Im europäischen Vergleich war „die Stellung des hamburgischen Handels [...] im Jahre 1870 keine so übermächtig günstige“ gewesen, doch schon 1901 galt Hamburg unter den Zeitgenossen als „der erste continentale Hafen“.⁸ Hier wurde in starker Konkurrenz bei knappem Vorsprung vor Le Havre ab 1900 ungefähr der fünfte bis sechste Teil der Kaffee-Weltproduktion gehandelt. Hamburg deckte den deutschen Bedarf und diente als Zwischenhandelsplatz für Skandinavien und Osteuropa.⁹

Wesentliche Gründe für diesen Aufstieg Hamburgs im internationalen Kaffeehandel war die Verbesserung der Infrastruktur am Handelsplatz selbst¹⁰ und die Organisation der Interessen der Kaffeehändler im „Verein der am Kaffeehandel beteiligter [sic] Firmen“. Vor allem zwei Motive leiteten die Gründung des Vereins 1886: Durch den Bau gemeinsamer Büro- und Lagerhäuser im Freihafen sollte der Kaffeehandel an einem Ort konzentriert und effektiver organisiert werden. Am Sandthorquai wurde im Auftrag des Vereins eine mit Gängen verbundene Häuserreihe errichtet. Hier befanden sich sowohl die Kaffeebörse, das Schiedsgericht und die Geschäftsräume des Vereins als auch die Büroräume der einzelnen Firmen und im Obergeschoss deren Lagerräume. Dies stellte für den Hamburger Handel eine Neuheit und auch im internationalen Vergleich eine „seltene Tatsache [dar], dass ein großer Handelszweig in einem Haus seine Unterkunft gefunden hat“.¹¹ Da nur den Mitgliedern des Vereins der Zugang zur Kaffeebörse möglich war, ist anzunehmen, dass kaum eine der im Ex- und Importgeschäft tätigen Firmen auf eine Mitgliedschaft verzichtete. Auch die am Überseehandel interessierten Banken und auf Überseetransporte spezialisierten Schifffahrtsgesellschaften traten dem Verein in den 1890er Jahren bei.¹² So war organisatorisch durch den Verein und räumlich am Sandthorquai „der Kaffeehandel der halben Welt vereinigt“.¹³

Der „Verein der am Kaffeehandel beteiligten Firmen“ verbesserte die Strukturen des Kaffeehandels in Hamburg nachhaltig. In enger Kooperation mit Schifffahrtsgesellschaften und Banken wurde ermöglicht, dass Kaffee von Brasilien z. T. billiger nach Hamburg verfrachtet werden konnte als nach Le Havre. So waren es faktisch einerseits zunächst reine Kostenvorteile, die den Aufstieg Hamburgs begünstigten. Andererseits

8 E. Baasch, Hamburgs Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert, Hamburg 1901, S. 59.

9 K. Schönfeld, Der Kaffee-Engroshandel Hamburgs, Diss. Heidelberg 1903, S. 5, wobei „Weltproduktion“ nur die tatsächlich festgestellten Mengen der Vorräte und den aus den Produktionsländern exportierten Anteil meint. Nach den USA stellte das Deutsche Kaiserreich um 1900 den zweitgrößten Kaffeimporteure der Welt dar, vgl. W. H. Ukers, All about Coffee, New York 1922, S. 203.

10 Vgl. H. J. Teuteberg, Die Entstehung des modernen Hamburger Hafens (1866–1896), in: Tradition 17 (1972), H. 5/6, S. 257–291, hier S. 288–291.

11 L. Deutschmann, Der Kaffee-Großhandel (Der Großhandel und die deutsche Volkswirtschaft, H. 3), Berlin 1918, S. 26.

12 Vgl. Hamburger Staatsarchiv (im Folgenden abgekürzt HH StA): Rep. 612-5/8, Signatur 8: Zum 25. Jubiläum des Vereins 1911 u. Signatur 4: Mitgliederverzeichnis 1887–1963.

13 C. Alberti, Vom Hamburger Kaffeemarkt, in: Moderne Kunst in Meister-Holzschnitten (1896), H. 9, S. 321–324.

sorgten die Gründung von Pflanzungs- und Aktiengesellschaften für eine Förderung des Kaffeeanbaus in Lateinamerika sowie Portfolioinvestitionen und/oder Direktinvestitionen für eine Verbesserung der Infrastruktur in den Produktionsländern.¹⁴

Der Verein professionalisierte nach seiner Gründung zunehmend den Kaffeehandel, indem zusätzlich zum bis dahin üblichen Effektivgeschäft durch die Einrichtung einer Terminbörse neue Handelstechniken eingeführt wurden. Der Terminhandel ermöglichte den Kaufleuten Einsparungen bei Lager- und Transportkosten, minimierte das hohe Verlustrisiko und setzte Kapital für weitere Geschäfte frei. Im Termingeschäft konnten sowohl zu erwartende Kaffeeernten, im Seehafen des Produktionslandes liegende Vorräte sowie „schwimmende“ Ware gehandelt werden. Da sich nur Waren für den Terminhandel eigneten, die „in großen Mengen periodisch produziert werden, häufigen Preisschwankungen unterworfen (Witterung), durch eine gewisse Gleichartigkeit der Qualität unbedingt vertretbar und Gegenstand des Massenkonsums sind“¹⁵ und somit immer Raum für Spekulationen boten, benötigte ein Kaffeehändler neben dem allgemeinen Wissen über Kaffeeproduktion und Handelsmechanismen spezielle Informationen über die Marktlage, wie z. B. Schätzungen über die kommende Ernte, lagernde Weltvorräte und die zu erwartende Nachfrage durch Großhändler im Inland. Eine Nachricht über die kommende Ernte oder die Höhe der lagernden Vorräte konnte im System des weltumspannenden Terminhandels massive Preissteigerungen auslösen oder Preisverfall hervorrufen.¹⁶ Zu welchem Zeitpunkt, in welchen Mengen und zu welcher Qualität ein Kaffeehändler kaufte oder verkaufte, war so entscheidend wie nie zuvor. Der Bezug von schnellen und vertrauensvollen Informationen stellte Voraussetzung und Grundlage für den gewinnbringenden Handel im Termin- sowie Effektivgeschäft dar.

Die durch die Telegrafie verkürzte Übermittlungszeit verringerte Informationsasymmetrien der Marktplätze und ermöglichte so überhaupt erst den Terminhandel.¹⁷ Der Hamburger Verein etablierte sofort nach seiner Gründung einen umfangreichen Nachrichtendienst.¹⁸ Mehrmals täglich wurden im Börsensaal am Sandthorquai die aktuellen Meldungen aus den Produktionsländern über die Witterung und den Stand der Kaffeepflanzungen, über erwartete und tatsächliche Zufuhren zu den Verschiffungshäfen, über sichtbare Vorräte in den weltweiten Lagerhäusern sowie Börsendepeschen über die ande-

14 Zu den hamburgischen Plantagen in Guatemala vgl. K. Trümper, *Kaffee und Kaufleute. Guatemala und der Hamburger Handel 1871–1914*, Hamburg 1997, S. 27–48; zu den verschiedenen Plantagengesellschaften in Lateinamerika vgl. Bundesarchiv (im Folgenden abgekürzt BArch), R 8024, Nr. 330, 334–349; zur Frachtpolitik vgl. Schönfeld, *Kaffee-Engroshandel* (wie Anm. 9), S. 125; zum Problem der Begrifflichkeit Portfolioinvestitionen/Direktinvestitionen vgl. C. Torp, *Weltwirtschaft vor dem Weltkrieg. Die erste Welle ökonomischer Globalisierung vor 1914*, in: *Historische Zeitschrift* 279 (2004), H. 3, S. 563–609, hier S. 576; zu Portfolioinvestitionen in Lateinamerika vgl. K. C. Schäfer, *Portfolioinvestitionen im Ausland 1870–1914. Banken, Kapitalmächte und Wertpapierhandel im Zeitalter des Imperialismus*, Münster 1995, S. 421–488.

15 C. Ratzka-Ernst, *Welthandelsartikel und Preise. Eine Studie zur Preisbewegung und Preisbildung. Der Zucker, der Kaffee und die Baumwolle*, München/Leipzig 1912.

16 W. Tapolski, *Der Kaffeeterminhandel*, Hamburg 1896.

17 Vgl. K. D. Garbade/W. L. Silber, *Technology, Communication and the Performance of Financial Markets: 1840–1975*, in: *Journal of Finance* 33 (1978), H. 3, S. 819–832.

18 Vgl. HH StA, 612- 5/8, Signatur 11, Bd. 1-5: Tagesberichte über den Hamburger Kaffeemarkt (1888–1914).

ren führenden Handelsplätze angeschlagen. Infolge der großen Entfernung zu den Kaffeeanbaugebieten und anderen Börsen wurden diese allen Kaffeehändlern zugänglichen Nachrichten mit standardisierten Codes telegraphiert, um die Kosten zu minimieren.

Zu diesem sich weiter ausdifferenzierenden Informationssystem gehörten auch staatliche Institutionen. Die Berichte der deutschen Konsulate aus den meisten Kaffee produzierenden oder im Kaffeehandel stark engagierten Ländern sowie von den wichtigsten Handelsplätzen schufen die Basis für Wettbewerbsvorteile im globalen Marktgeschehen durch Informationen.¹⁹ Ab 1891 begannen die deutschen Konsulate erst zögerlich, aber im Laufe der neunziger Jahre dann zumindest monatlich und im Falle Brasiliens sogar wöchentlich, die deutschen Kaffeehändler mit Informationen über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der jeweiligen Länder zu versorgen. Ab 1896 enthielten die Berichte nicht mehr nur Angaben über die Größe der Pflanzungen, über Wetterbedingungen und erwartete Erträge, sondern auch Informationen über Interessen und Strategien von Firmen, die nicht deutsch und damit also potentielle Konkurrenten waren. Auch über das handelspolitische Taktieren und Agieren der jeweiligen Regierungen wurde berichtet. Darüber hinaus gab es Ratschläge für mögliche Investitionen und das taktische Verhalten deutscher Firmen. Für den Kaffeehandel besonders relevante Entwicklungen erschienen in Berichten fast aller Konsulate, z. B. über die Bildung einer brasilianischen Kommission zur Abschaffung des europäischen Zwischenhandels oder über einzelne handelspolitische Strategien dritter Nationen wie den USA.²⁰ So erhielten die Kaffeehändler nicht nur Informationen über eine Entwicklung an sich, sondern auch Einschätzungen der Konsulate darüber, wie sich die von ihnen beobachteten weltweit verstreuten Interessengruppen verhalten würden. Eine weitere Möglichkeit der Informationsbeschaffung war der Bezug informeller Nachrichten von im Dienst einzelner Firmen stehender Informanten. Ein Netz von Kontaktpersonen zu installieren und zu unterhalten, erforderte hohe Kosten für die Kaffeehandelsfirmen. Doch diese Insiderinformationen lieferten oft die entscheidenden Auskünfte, auf deren Grundlage innerhalb von Minuten die Geschäfte an der Börse getätigt wurden.²¹ Um die Kosten niedrig zu halten und die Verlässlichkeit der Informationen zu gewährleisten, installierten die um Gewinnmaximierung bemühten Kaffeehandelsfirmen Tochterunternehmen in den Produktionsländern, deren Leitung nicht selten Familienmitglieder übernahmen, und kooperierten mit deutschen Firmen in Übersee.²²

Der Hamburger Kaffeehandel fußte auf hoch entwickelten Mechanismen der Informationsbeschaffung und -verarbeitung. Zwar sind aus den Quellen die Konflikte,

19 Vgl. BArch, R 901 Handelspolitische Abteilung Auswärtiges Amt, Nr. 266: Die Kaffeeproduktion und der Kaffeehandel, Bd. 1 (1890-1897), Blatt 6. Die Berichte wurden in Berlin im Auswärtigen Amt ausgewertet und Informationen daraus an den Hamburger Kaffeehandelsverein und nach Anfrage an weitere Interessierte versandt.

20 Vgl. BArch, R 1001 Reichskolonialamt, Nr. 8079: Landwirtschaft I Kaffee in fremden Ländern (1890-1924); StA HH 371-8II Deputation für Handel, Schifffahrt und Gewerbe II, SXI XC.30.2; SXI XC 22.2.3; SXIX C.5.4.a.

21 Vgl. HH StA, 612-5/8, Signatur 11, Bd. 1-5: Tagesberichte über den Hamburger Kaffeemarkt (1888-1914). Vgl. auch G. N. Falcón, Erwin Paul Dieseldorf. German Entrepreneur in the Alta Verapaz of Guatemala 1889-1937, Diss. Louisiana 1970.

22 Vgl. BArch, R 901 Handelspolitische Abteilung Auswärtiges Amt, Nr. 1200, 1201, 1202, 5188, 5190.

Machtstrukturen und sozialen Dynamiken innerhalb des Vereins nur schwer zu erschließen. Gleichwohl kann festgehalten werden, dass im Geschäftsalltag der Kaffeehändler ein ständiger Austausch stattfand.²³ Die räumliche Nähe und tagtägliche Interaktion ermöglichte erst die enge Kooperation der an sich konkurrierenden Firmen. Auf dieser Basis wurde ein Codex an Verhaltensweisen generiert und verstetigt. So ließ sich das Risiko des erforderlichen Vertrauensvorschlusses minimieren, während gleichzeitig das Verhalten der Einzelnen tagtäglich kontrollierbar wurde.²⁴

Die Hamburger Kaffeehändler beschränkten sich nicht nur auf die Versorgung der europäischen Metropolen mit Kaffee durch Ex- und Importgeschäfte. Durch Kredite an Pflanzer finanzierten sie die Kaffeeproduktion, gründeten Aktiengesellschaften zum Zweck des Landerwerbes und Kaffeeanbaus und erstanden und betrieben selber Kaffeepflanzungen in Lateinamerika. Beispielhaft für globale Verflechtung und enge Verknüpfung des Produktions- mit dem Handelssektor sind die Beziehungen zwischen Guatemala und den Hamburger Kaffeehändlern.²⁵ Um sich nicht völlig von den schwankenden Lieferungen und den Missernten Brasiliens abhängig zu machen, begannen deutsche Kaufleute in den 1880er Jahren, ihre Handelsbeziehungen zu Guatemala auszubauen. Seit den neunziger Jahren wurden einerseits über 50 Prozent der Kaffeeernte Guatemalas nach Hamburg exportiert. Andererseits erwirtschaftete die große Gruppe der deutschen Kaufleute in Guatemala rund ein Drittel der guatemaltekischen Kaffeeproduktion.²⁶ Grundlage hierfür bildete der Erwerb von Land durch einzelne Firmen oder durch zu diesem Zweck in Hamburg gegründete Plantagensellschaften. Zusätzlich festigten die in Guatemala ansässigen Deutschen ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluss durch freiwillige Kredite an die Liberale Partei und den Präsidenten Justo Rufino Barrios. Deren politischer Aufstieg und wirtschaftlicher Erfolg standen im engen Zusammenhang mit der Stabilität der hohen Kaffeepreise und den ausländischen Krediten.²⁷ Vor allem in Guatemala entwickelte sich zum Ende des 19. Jahrhunderts eine in größtmöglicher Abhängigkeit zu Hamburger Kaffeehändlern stehende monokulturelle Wirtschaftsstruktur, was den teilweisen Niedergang der indigenen Kultur und Wirtschaftsformen nach

23 Alberti, Kaffeemarkt (wie Anm. 13); Deutschmann, Großhandel (wie Anm. 11) S. 25-27; A. Klaußmann, An der Hamburger Kaffeebörse, in: Die Woche vom 22. April 1904, S. 5.

24 Auftauchende Konflikte wurden im Schiedsgericht des Vereins verhandelt. Vermutlich könnten die Unterlagen zu den immerhin bis zu 876 verhandelten Fällen pro Jahr eine wichtige Quelle für eine Analyse der sozialen Formation des Kaufmannsstandes, seiner Werte und Praktiken darstellen, doch findet sich in den Akten „Schiedsgericht“ nur ein Schiedsgerichtsfall. Auch sind die im Allgemeinen sehr ausführlich dokumentierten Protokolle der General- und Mitgliederversammlungen erstaunlich lückenhaft, wenn es um Streitigkeiten innerhalb des Vereins ging.

25 Vgl. K. Trümper, Kaffee und Kaufleute (wie Anm. 14); V. Wunderlich, Die Kolonialware Kaffee von der Erzeugung in Guatemala bis zum Verbrauch in Deutschland: aus der transatlantischen Biographie eines 'produktiven' Genussmittels, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1994), H. 1, S. 37-60.

26 R. Wagner, Los Alemanes en Guatemala 1828-1944, Guatemala 1991, S. 87 u. 120-171. Ausführlich zu den Handelsverhältnissen: BArch, R 901: Handelspolitische Abteilung Auswärtiges Amt, Ländergruppe Mittelamerika, Guatemala, Nr. 1332 u. 4489.

27 Vgl. K. Trümper, Kaffee und Kaufleute (wie Anm. 14), S. 5.

sich zog. Aber auch in Brasilien, dem Hauptproduzenten des Kaffees,²⁸ produzierten, handelten und verschifften deutsche Firmen mehr als 30 Prozent der gesamten Kaffeeproduktion.²⁹

Das Beispiel des Hamburger Kaffeehandels verdeutlicht, dass der Prozess der Globalisierung international gehandelter Verbrauchsgüter deutlich komplexer ist als allgemein angenommen. Die global verwendete Informationstechnologie (Telegrafie und später Telefon) verkürzte die Übermittlungszeiten und glich Informationsasymmetrien der Marktplätze aus. Sie schuf so überhaupt die Möglichkeit, neue Handelsmechanismen wie den Terminhandel zu installieren und bildete die Existenzgrundlage des Hamburger Informationsnetzwerks. Einerseits vollzog sich somit eine Homogenisierung durch die Warenterminmärkte, die Markttransparenz stieg weltweit erheblich und die Preise glichen sich an. Andererseits bildeten die Differenzierung der Handelspraktiken und lokale Institutionen die Basis von Wettbewerbsvorteilen im globalen Marktgeschehen: Im Fall der Hamburger Kaufleute garantierte der Zusammenschluss vor Ort die nötige Vertrauensbildung und Kooperation im globalen Handel. Die lokale Basis generierte das benötigte Wissen, senkte die Transferkosten für Güter, Kapital und Nachrichten und ermöglichte die erforderliche Installation des globalen Informationsnetzwerkes. Die lokal verankerte Wissensakkumulation war die Grundlage dafür, dass die Hamburger Kaufleute im globalen Handel Wettbewerbsvorteile besaßen.

Genussvolle Notwendigkeit

Zumindest den Zeitgenossen schien es, als ob sich die qualitativen wie quantitativen Veränderungen im globalen Kaffeehandel auch auf den lokalen Konsum homogenisierend auswirkten: So schrieb der Berliner Professor für „spezielle Betriebswirtschaftslehre des Handels“ Julius Hirsch, dass mit „der Verflechtung der Verkehrsbeziehungen über alle Länder- und Erdteilschranken hinweg [...] schnell die altvererbten Unterschiede der Lebensführung zwischen Stadt und Land, Klasse und Stand [erblassten]“.³⁰ Im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der tägliche Kaffeekonsum nahezu in allen Gegenden und Sozialschichten Deutschlands üblich geworden. Der Jahresverbrauch von Bohnenkaffee, seit der Gründung des Deutschen Reiches bei etwa 30 Litern pro Kopf und Jahr, stieg um die Jahrhundertwende auf über 50 Liter an und erreichte 1911 einen vorläufigen Höchststand von 55,4 Litern pro Kopf.³¹ Differenziertere Verbrauchszahlen sind nur schwer zu ermitteln, auch da sich die meisten Äußerungen zum Kaffeekonsum

28 Brasilien produzierte seit der Jahrhundertwende mehr als drei Viertel der Kaffeeweltproduktion und stellte mit 60 bis 80 Prozent auch den Großteil der deutschen Kaffeimporte.

29 Vgl. F. Roselius u. a., Kaffee, Tee, Kakao in der Weltwirtschaft, Berlin 1918, S. 16-17.

30 J. Hirsch, Der moderne Handel, seine Organisation und Formen und die staatliche Binnenhandelspolitik (Grundriß der Sozialökonomik), 2. Aufl., Tübingen 1925, S. 10.

31 Vgl. F. J. Hopwood, Tee and Coffee 1908. Return to an Order of the Honorable House of Commons, in: Parliamentary Papers, 1908, Bd. XCVI, o. S.

in der Mehrzahl nicht auf den Konsum von reinem Bohnenkaffee, sondern auf Mischungen mit Ersatzkaffee beziehen.³²

Die Funktion, die der Kaffeekonsum einnehmen konnte, und auch die Orte des Konsums divergierten im Kaiserreich beträchtlich: Dem Bürgertum galt Kaffee als das den eigenen Vorstellungen vom richtigen Leben am besten entsprechende Getränk. Seine Zubereitung und die Art und Weise, wie, wo und wann Kaffee konsumiert wurde, ließ soziale Distinktion erkennen. Das wird in Selbstzeugnissen sichtbar: Zum Beispiel lernte die 18-jährige Hedwig Crüsemann 1868 ihren späteren Ehemann Georg Friedrich Heyl im Kurort Schlangenbad kennen. In ihrer Autobiographie beschreibt sie angstvoll, ob der Vater den Auserwählten als möglichen Schwiegersohn akzeptiere, aber der Zukünftige machte einen guten Eindruck – er kochte seinen Kaffee einwandfrei!³³ Das als nüchtern machend und belebend empfundene Getränk entsprach dem bürgerlichen Arbeitsethos und Leistungsideal. Es wurde in den der bürgerlichen Geschlechtertrennung entsprechenden Räumen (Kaffeehaus versus Kaffeekränzchen) eingenommen.³⁴ Der Kaffeekonsum eignete sich einerseits als Mittel der sozialen Differenzierung und Abgrenzung, denn – so konnte man in den Hamburger Nachrichten vom 27. Juli 1909 lesen – nur „gute deutsche Bürgerhäuser“ könnten „anständigen Kaffee bereiten, denn solcher Kaffee gehört zur Kultur des Geschmacks, der äußeren Lebensführung“.³⁵ Als Substitut für Alkohol hatte der Kaffee andererseits innerhalb der sozialen Betätigung des Bürgertums eine zentrale Bedeutung: Über den subventionierten Verkauf von Kaffee versuchte die bürgerliche Wohlfahrtspflege, z. B. im Verein der „Volkskaffeehallen“, die Unterschichten zur Arbeit und zum „anständigen“ Lebenswandel insbesondere ohne Alkohol zu erziehen.³⁶

Im Zuge der Popularisierung des Getränkes ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Kaffee vom Genussmittel der Oberschicht zum Massenkonsumartikel für alle. Kaffee war am Ende des 19. Jahrhunderts längst nicht mehr das distinguierte Genussmittel einiger, sondern bediente die Bedürfnisse der breiten Bevölkerungsmehrheit. Schon 1918 hieß es mit Rückblick auf die Vorkriegssituation im Kaiserreich: „Kaffee kann heute [...] besonders für die minderbemittelten Kreise, geradezu als Nahrungsmittel bezeichnet werden.“³⁷ Das bedeutete aber für den durchschnittlichen Kaffeekonsumenten im Kaiserreich, sich bei seinen anderen Bedürfnissen einzuschränken, um täglich oder

32 Die Kaffeersatzmittelproduktion nahm im Deutschen Reich nach der Zahl der Betriebe, Beschäftigten und Betriebsgrößen in der Lebensmittelindustrie den vierten Rang ein, vgl. K.-P. Ellerbrock, *Geschichte der deutschen Nahrungs- und Genussmittelindustrie 1750–1914*, Stuttgart 1993, S. 130 f. u. S. 174–176.

33 Vgl. u. a. H. Heyl, *Aus meinem Leben (Weibliches Schaffen und Wirken, Bd. 2)*, Berlin 1925, S. 11.

34 Vgl. H. Witzig/J. Tanner, *Kaffeekonsum von Frauen im 19. Jahrhundert*, in: D. Ball (Hrsg.), *Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten*, Zürich 1991, S. 153–168.

35 Vgl. *Hamburgisches Weltwirtschaftsarchiv, Zeitungsausschnittsammlung, Stichwort: Kaffee*, N. Jaques, *Noch einiges über den Kaffeegenuß*, in: *Hamburger Nachrichten* vom 27. Juli 1909.

36 Vgl. B. Fromm, *Die Wohltätigkeitsvereine in Berlin*, Berlin 1894; B. Pastuschka, *Die Geschichte der Hamburger „Kaffeeklappen“ seit dem späten 19. Jahrhundert. Die sozialstaatliche Versorgung der Hafendarbeiter durch den „Verein für Volkskaffeehallen“*, Magisterarbeit (Typoskript) Hamburg 1989.

37 Deutschmann, *Großhandel* (wie Anm. 11), S. 8.

zumindest regelmäßig (Bohnen-)Kaffee trinken zu können.³⁸ Vor allem die belebende und sättigende Wirkung des heißen Getränkes und seine hervorragende Eingliederung in und Anpassungsfähigkeit an die Lebensumstände werden in den Quellen betont.³⁹ Morgens und abends wurde (Ersatz-)Kaffee – meistens mit Kartoffeln oder Brot – konsumiert, wobei dies als Notwendigkeit und nicht als eine den Speiseplan bereichernde Extravaganz begriffen wurde.⁴⁰

Die gestiegene Nachfrage bewirkte gleichzeitig die Kommerzialisierung des Kaffeekonsums im städtischen Raum: In von Hand oder von Tieren gezogenen Wagen wurde auf den Straßen Kaffee aus isolierten Kannen angeboten, in kommerziellen „Speisehallen“, Schnellrestaurants und fabrik- und firmeneigenen Kantinen konnte Kaffee konsumiert und in Kaffeeküchen in den städtischen Parks oft selbst zubereitet werden.⁴¹ (Ersatz-)Kaffee und sein Konsum waren Teil der alltäglichen Nahrungsgewohnheiten und wichtiges Element der Freizeitgestaltung aller Schichten im Deutschen Kaiserreich. Doch die jeweiligen Funktionen des Kaffeekonsums, seine Zubereitung und die Konsumorte selber waren auf die lokal und sozial divergierenden Konsumgewohnheiten der sie generierenden und frequentierenden sozialen Milieus ausgerichtet.

Kaffee als Politikum

Um die Jahrhundertwende verschärfte sich mit der „sozialen Frage“ die Diskussion über die schädlichen Wirkungen des Kaffees angesichts der weit verbreiteten Praxis unterer Schichten, warme Mahlzeiten durch Kaffeetrinken vollständig oder zum großen Teil zu ersetzen.⁴² Das ehemalige Luxusgetränk war endgültig zum Massenkonsumgut geworden. Die Rahmenbedingungen und Auswirkungen dieses Prozesses zogen gesellschaftspolitischen Handlungsbedarf nach sich.⁴³ Die mit der Entwicklung des Deutschen Reiches von einem Agrarstaat zu einer Industrienation einhergehenden sozialen Veränderungen

38 Vgl. StAHH, 341-1 Zoll- und Akziseswesen, BVIII, Nr. 8, 9 u. 13.

39 Vgl. die 23 Berichte zu Konsum von Kolonialwaren in 46 Städten und Gemeinden, die das gesamte Reichsgebiet außer Bayern abdecken, in: StA HH, 314.1, BVIII Nr. 8 f.; Bvd Nr. 1 u. 6 f.

40 Vgl. B. Quantz, Zur Lage der Bauarbeiter in Stadt und Land, Göttingen 1911; E. Gnauck-Kühne, Die Lage der Arbeiterinnen der Berliner Papierwarenindustrie, in: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich (1896), H. 20, S. 373-431, S. 429; Kaffee und Malz – Gott erhalts, in: Kolonie und Heimat (1912), H. 48, S. 15; S. Rausch, Ernährung und Sozialhygiene: Die Ernährung der Kleinbauern in der Eifel, in: Zeitschrift für Ernährung 1 (1931) H. 2, S. 62-72, hier S. 63; Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes (Hrsg.), 320 Haushaltsrechnungen von Metallarbeitern, Stuttgart 1909, hier S. 96.

41 Vgl. BArch, R 8034 II, 261, Blatt 5; U. Thoms, Er stärkt und nährt die matten Glieder. Kaffee in der Arbeitswelt, in: P. Lummel (Hrsg.), Kaffee. Vom Schmuggelgut zum Lifestyle-Klassiker. Drei Jahrhunderte Berliner Kaffeekultur, Berlin 2002, S. 49-60.

42 Vgl. Amtliche Mitteilungen aus den Jahresberichten der Gewerbe-Aufsichtsbeamten: behufs Vorlage an d. Bundesrath u. d. Reichstagsgesetz. im Reichsamt des Innern (1895), H. 20, S. 678-679; P. Schmidt, o. T., in: Der Arbeiterfreund (1894), H. 21, S. 372-395; o. A., Ein Beitrag zur Arbeiterernährungsfrage, in: Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt 23 (1913/14), Nr. 40, S. 113-114.

43 BArch R 8034 II Reichslandbund Pressearchiv: 5273 Genussmittel, 1909–1916; Stenographische Berichte des Reichstages, 73. Sitzung vom 05. Juli 1878.

und die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratischen Partei und der dahinter stehenden Masse der Arbeiter zwangen die politische Führung zu Fürsorgeleistungen, also zur Ausweitung der Staatsfunktionen.⁴⁴ Die Befriedigung von Konsumbedürfnissen der Masse galt als wirksames Mittel gegen unliebsame politische Strömungen, implizierte damit aber auch die Anerkennung einer Beteiligung der Mehrheit am Konsum.⁴⁵ Kaffeekonsum als Kampfmittel gegen den Alkohol und als unentbehrlicher Förderer der Leistungsfähigkeit bei körperlicher Arbeit wurde in den Reichstagsdebatten und vom Kaiserlichen Gesundheitsamt besonders hervorgehoben.⁴⁶ Im Kontrast dazu stand eine Steuerpolitik, die bestehende Ungleichheiten bei der Einkommensverteilung noch verschärfte, denn die Kaffeezolleinnahmen stellten einen wichtigen Posten im Reichshaushalt dar.⁴⁷ Dieser Spagat zwischen grundsätzlicher Konzessionsbereitschaft gegenüber Konsumwünschen und erneuter Verteuerung des Kaffees durch Zollanhebung im Zuge der Reichsfinanzreform von 1909 führte zwangsläufig zu politischen Auseinandersetzungen im Reichstag und in der Tagespresse. Diese spitzten sich insbesondere in Folge der nun einsetzenden Praxis der Kaffeewertung durch den brasilianischen Staat Sao Paulo weiter zu: Die Regierung des Staates Sao Paulo hatte 1906 und 1907 die Folgen der Überproduktion und somit das dramatische Sinken des Weltmarktpreises durch den staatlichen Ankauf von etwa zehn Millionen Sack Kaffee verhindert. Finanziert wurde dieser Ankauf u. a. auch durch deutsche Banken.⁴⁸

In den Debatten der Wahlkampfbahre 1912 und 1913 wurde die Frage, was den Kaffeepreis verteuert hätte und vor allem welche politische Partei – weniger im Sinne ihrer Abgeordneten als ihrer wirtschaftspolitischen Ausrichtung – dafür verantwortlich zu machen sei, zum Politikum. Immer deutlicher wurde der Zusammenhang von weltwirtschaftlicher Verflechtung und innergesellschaftlichen Problemen:

*Der eigenen Regierung, der eigenen Landwirtschaft wird der Zoll und der Schutz verweigert und für die brasilianischen Farmer Geld gegeben, um diese vor dem Bankrott zu bewahren und mit diesem Geld das deutsche Volk zu bewuchern.*⁴⁹

44 E. ForsthoFF, Deutsche Verfassungsgeschichte der Neuzeit, 4. A., Stuttgart 1972, S. 162; vgl. H.-U. Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, München 1995, S. 1086.

45 Vgl. C. Nonn, Verbraucherproteste und Parteiensystem im Kaiserreich, Düsseldorf 1996; C. Torp, Die Herausforderungen der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914, Göttingen 2005, S. 245–251; J. Smotlacha, Kaffee: Vom Massenartikel zur Luxusware. Politische Debatten im Deutschen Reich 1909–1923, unveröff. Magisterarbeit, Hannover 1997, S. 14 f.

46 Vgl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags, Sitzungen vom 05. Juli 1878, 19./20. Juni 1909, 26. Juni 1909, 10. Juli 1909, 10. Januar 1911, 11. Februar 1911, 31. Januar 1913; Kaiserliches Gesundheitsamt (Hrsg.), Der Kaffee. Gemeinfaßliche Darstellung der Gewinnung, Verwertung und Beurteilung des Kaffees und seiner Ersatzstoffe, Berlin 1903, hier S. 114 f.

47 Zollsätze pro 10 kg Rohkaffee 1873–1909: 40 Reichsmark, 1909–1918: 60 Reichsmark. Das Reicheinkommen Bestand zu 80 Prozent aus Zöllen und Verbrauchssteuern, 1913 rangierte Kaffee mit 11,2 Prozent der Zolleinnahmen hinter Weizen und Tabak.

48 Die Bankengruppe legte 1908 eine steuerfrei gestellte äußere Distriktanleihe von Sao Paulo mit einem Volumen von 306 Mio. Mark auf. 1913 emittierte sie einen Teil einer erneuten Anleihe Sao Paulos über £ 1 Mio, um ältere Anleihen zurückzuzahlen. Der Gesamtumfang der Anleihe betrug £ 7,5 Mio. Vgl. Schäfer, Portfolioinvestitionen (wie Anm. 14), S. 478ff; T. H. Holloway, The Brazilian Coffee Valorization of 1906, Madison 1975.

49 Staatsbürger-Zeitung vom 7. Mai 1913.

Begleitet wurden die politischen Debatten von Protesten und massiven Unmutsbekundungen der Konsumenten. 1909 berichtete die Tageszeitung *Die Post* von einem „Kaffeekrieg“⁵⁰, als Kölner Bürger per Resolution und Boykott gegen Kaffeepreiserhöhungen protestierten. Diese und weitere Unruhen wurden in der Tagespresse durchaus wohlwollend kommentiert; die *Deutsche Tageszeitung* befand 1911 sogar: „[E]in Kaffeekrieg erfordert die Anwendung äußerster Kampfmittel!“⁵¹ Die konservative und die liberale Presse sahen im jeweiligen politischen Kontrahenten den Verantwortlichen für das „Kaffe-Elend“.⁵² Neben der „Schuldfrage“ wurde auch eine das Volkseinkommen gerechter verteilende Finanzpolitik debattiert.⁵³ Jedoch bildete die Kaffeepreisdebatte eine der zentralen populären Arenen für den innenpolitischen Dauerkonflikt um die Ausrichtung der Steuerpolitik. Die Frage um die Erhöhung oder Senkung direkter und indirekter Steuern wurde für die Parteien „zur Kardinalfrage, letztlich zum Maßstab für ihre Politik“.⁵⁴ In den Kaffeepreisdebatten offenbart sich die soziale und somit politische Bedeutung des Konsums im Kaiserreich. Sie bilden zudem ein Spiegelbild des Wandels der weltwirtschaftlichen Einbindung des Kaiserreichs und deren politischen Implikationen.

Exotische Vertrautheit: Koloniale Agitation und nationale Vertriebsformen

Politisch geschickt instrumentalisiert wurde der allgemeine Wunsch nach billigem Kaffee besonders bei der Agitation für deutsche Kolonien. Der Anbau von Kaffee in eigenen afrikanischen Schutzgebieten würde den Bohnenkaffee für alle erschwinglich machen⁵⁵, behauptete die Kolonialpropaganda und versuchte damit, den kleinbürgerlichen und proletarischen Schichten den Erwerb von deutschen Kolonien schmackhaft zu machen. Gemäß der Überzeugung des *Kolonialwirtschaftlichen Komitees* wohnte „jedem Pfund Kaffee [...] eine werbende Kraft für den kolonialen Gedanken“ inne.⁵⁶ Nicht nur für Reichskanzler Bismarck erschien 1886 Deutsch-Ostafrika als das für den Kaffeeanbau besonders prädestinierte Schutzgebiet:

*Was hat die Ostafrikanische Gesellschaft bisher erreicht? Daß sie Weizen anbaut, liegt nicht in unserem Interesse, sie würde dann nur der einheimischen Landwirtschaft weitere Konkurrenz machen [...] Aber wer soll all den Kaffee trinken, der auf 30 000 Quadratkilometern wachsen kann?*⁵⁷

50 Die Post vom 21. September 1909.

51 Deutsche Tageszeitung vom 23. Februar 1911.

52 Deutsche Tageszeitung vom 2. Dezember 1911.

53 Der Tag vom 21. September 1909, Correspondenz des Bundes der Landwirte vom 29. November 1910; Deutsche Tageszeitung vom 17. Juli 1910.

54 Smotlacha, Massenartikel (wie Anm. 45), S. 18.

55 Vgl. u. a., „Ein Mittel dürfte es geben, dem deutschen Konsumenten allmählich den Kaffee zu verbilligen und das ist die Förderung des Kaffeeanbaus in unseren Kolonien“, in: o. A., Der Kaffeeanbau in den deutschen Kolonien, in: Der Tag vom 10. April 1911, in: BArch, R 1001, 9001, Blatt 22.

56 O. A., o. T., in: Kolonie und Heimat (1908), H. 11, S. 4.

57 Zit. nach F. F. Müller, Deutschland – Zanzibar – Ostafrika, Berlin 1959, S. 165.

Ab den 1890er Jahren wurden 13 deutsche Plantagengesellschaften mit dem Ziel gegründet, in Deutsch-Ostafrika Kaffee anzupflanzen. Zusammen mit acht deutschen, nicht über Plantagengesellschaften organisierten Betreibern von Kaffeeplantagen konnten sie zwar ihre Ernteerträge kontinuierlich steigern,⁵⁸ doch gemessen an der schlechten Qualität und den hohen Preisen machte – so die kolonialistisch eingestellte Fachzeitschrift *Der Tropenpflanzer* im Jahr 1900 – „... nur der Patriotismus des deutschen Konsumenten [...] einen Verkauf möglich.“⁵⁹

Beispielhaft für die Spezialisierung auf den Verkauf von Kolonialwaren aus deutschen Kolonien steht das „Deutsche Kolonialhaus“ Bruno Antelmann. Mit seinen fünf Berliner und weiteren Niederlassungen in sechs Großstädten sowie Verkaufsstellen in über 400 weiteren Städten entwickelte es sich bis 1914 zum größten Kolonialhandelshaus im gesamten Deutschen Reich.⁶⁰ Doch stellte es unter den Kaffeedetailhändlern des Kaiserreichs eine dreifache Ausnahme dar: Es spezialisierte sich auf Kolonialkaffee, bewarb ihn ausschließlich über die Exotik seiner Herkunftsländer und bezog ihn z. T. von den Pflanzungsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika. Dem gegenüber stand die überwiegende Mehrheit der Kolonialwarenläden, die vor allem Kaffee lateinamerikanischer Provenienz in Mischungen ohne oder mit geringem Werbeaufwand an die Kunden verkauften. Ihnen war der Direktimport aus den lateinamerikanischen Produktionsländern kaum mehr möglich – wegen der Stärkung der Position des Zwischenhandels durch die Konzentration der im Ex- und Importgeschäft tätigen Kaffeefirmen in Hamburg und die Einführung des Warenterminhandels mit Kaffee. Als Verursacher dieser Entwicklung galt der Terminhandel, der in der Tagespresse und von einigen Handelskammern rege diskutiert wurde.⁶¹

Die in Broschüren, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Eingaben an den Reichstag und publizierten Streitschriften vertretenen Standpunkte über den Warenterminhandel waren unvereinbar, da sie entweder die Möglichkeiten und Anforderungen einer global orientierten Wirtschaft oder die daraus erwachsenden Nachteile für einen national orientierten Detailhandel als Argumentationsbasis heranzogen. Vor allem dem Kaffeeterminhandel wurden „gefährliche Rückwirkungen auf das gesammte [sic] Wirtschafts-

58 Geschäftsberichte der einzelnen Pflanzungsgesellschaften finden sich in: Deutsches Kolonialblatt. Amtsblatt für die Schutzgebiete in Afrika u. d. Südsee, Berlin, 1.1890-31.1920. Zu den einzelnen Plantagengesellschaften, ihren Geschäftsführern, Kapitaleinlagen etc. vgl. Komitee zur Einführung der Erzeugnisse aus den deutschen Kolonien (Hg.), Deutsches Kolonial-Adressbuch, Berlin 1.1897-18.1914. Sowie BArch R 1001, Nr. 8001 u. BArch R 8023, Nr. 435; BArch R 8024, Nr.109-111, 119, 126, 130, 132, 134, 154, 173, 180, 182.

59 J. Kumpel, Kaffee. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über die Mittel und Wege zur Nutzbarmachung unserer Kolonien, in: *Der Tropenpflanzer* 4 (1900), H. 4, S. 191.

60 Das neue Deutsche Kolonialhaus in Berlin, in: *Deutsche Kolonialzeitung* (1903), S. 503-505; ebd. (1899), S. 439; ebd., (1902), S. 449; *Deutsches Kolonialblatt* (1899), S. 778 u. ebd. (1901), S. 87, 326, 496 f. Vgl. J. Zeller, *Deutsche Produkte aus aller Welt – Das deutsche Kolonialhaus Bruno Antelmann in Berlin*, in: *Damals* (2002), H. 1, S. 56-58.

61 Vgl. C. J. Fuchs, *Der Waren- und Terminhandel, seine Technik und volkswirtschaftliche Bedeutung*, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich* 15 (1891), H. 1, S. 49-102.

leben der Gegenwart, und nicht nur auf diese [sic], vor allem auf das soziale Leben der Nation“ zugesprochen.⁶²

Je nach Position der Händler in der Handelskette versuchten die Kontrahenten die Behörden und die Gesetzgebung zur Regulierung des Handels auf nationaler Ebene zu bewegen, um in den globalen Handel in ihrem Sinne einzugreifen. Zwar stellte die 1892 gegründete Börsen-Enquete-Kommission nach Anhörung von Sachverständigen Nachteile für das Effektivgeschäft fest,⁶³ doch am Terminhandel selber wurde festgehalten. Auch berücksichtigte das 1896 erlassene Börsengesetz weitgehend die Forderungen der Hamburger Kaufleute, was dazu führte, dass in der Kaffeehandelskette der Detailhändler zum bloßen Verkäufer an den Endverbraucher und vom Hamburger Kaffeemarkt abhängig wurde. Das Beispiel der lokalen Diskussionen um die Terminbörsen, die daran anschließende Börsengesetzgebung und ihre Handhabung in der Praxis zeigen die staatlichen Möglichkeiten des Eingriffs in den globalen Handel, zugleich aber auch ihre Begrenztheit.

Die Diversifizierung des internationalen Handels und die steigende Nachfrage nach Bohnenkaffee veränderten ab den 1890er Jahren auch die Struktur des nationalen Handels. Dies zeigt sich vor allem in der Neugründung von Firmen, die über große Filialnetze Bohnenkaffee vertrieben. Ferner entstanden viele neue Produktions- und Vertriebsfirmen für Ersatzkaffee.⁶⁴ Aber auch bei den Kaffee verarbeitenden Branchen wie Kaffeeverlesereien oder Kaffeeröstereien kam es zur Expansion und Innovation. Die Großröstmaschinen hoben die Trennung von Rohkaffeehändler und Röster auf und beschleunigten den Herstellungsprozess von gebrauchsfertigem Kaffee.⁶⁵ Sie ermöglichten auch die Versendung von Roh- und Röstkaffee im 500-Gramm-Päckchen mit der Post und die Gründung von Kaffeefilialen durch Großröster wie Tengemann. Die Großröster vertrieben den gerösteten und verpackten Kaffee entweder in eigenen Verkaufsstellen oder durch Weiterverkauf an Detailhändler. Auch um die hohen Zwischenhandelspreise abzufedern, entwickelte sich ab Mitte der 1880er Jahre mit der Gründung von Kaffeespezialgeschäften eine neue Verkaufsstrategie im Kaffeehandel.⁶⁶

Kaiser's Kaffee Geschäft GmbH, vor Beginn des Ersten Weltkriegs das größte Einzelunternehmen im Lebensmittelhandel, steht beispielhaft für die neu entstandene Be- und Vertriebsform des Massenfilialbetriebs.⁶⁷ Der Firmengründer Josef Kaiser stellte ab 1880 durch Mischung und Röstung eine immer gleich bleibende Qualität her und bot diese zu festen Preisen an. In den ersten Jahren brachte Kaiser seinen Kaffee noch mit dem

62 J. Lubszynski, Zur Börsen-Enquete in Deutschland, Berlin 1892, S. 7 f. Vgl. K. Borchardt, Die Auseinandersetzung um die Börse bis zum Beginn der Gesetzgebung 1891, in: Einleitung zu Max Weber, Börsenwesen. Schriften und Reden 1893–1898, Tübingen 1999, S. 25–66, hier S. 59–62.

63 Ebd., S. 89.

64 J. Hirsch, Die Filialbetriebe im Detailhandel unter besonderer Berücksichtigung der kapitalistischen Massenfilialbetriebe in Deutschland und Belgien, Bonn 1913, S. 29.

65 Vgl. Deutschmann, Großhandel (wie Anm. 11), S. 34–37.

66 Schönfeld, Kaffee-Engroshandel (wie Anm. 9), S. 77; Hirsch, Filialbetriebe (wie Anm. 54), S. 27.

67 Hirsch, Filialbetriebe (wie Anm. 54), S. 27–67. Dazu U. Spiekermann, Basis der Konsumgesellschaft. Entstehung und Entwicklung des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850–1914, München 1999, S. 322–336.

Fuhrwerk an die Kunden, ab 1885 verkaufte er über eigene Ladengeschäfte Kaffee und weitere Kolonialprodukte (1896: 48 Filialen; 1900: 524 Filialen). 1913 war Kaiser's mit 1371 Filialen im ganzen Deutschen Reich präsent;⁶⁸ 1912 besaß Kaiser's mit neun eigenen Röstbetrieben den größten Kaffeeröstereibetrieb in Europa. Neben Kaffee wurden auch Tee, Ersatzkaffee, Kakao, Schokolade, Zucker und Zuckerwaren verkauft. War der einzelne Detailhandelsladen sowohl Einkaufs-, Verwaltungs-, und Verkaufsstelle als auch Kreditinstitut, hatten die Filialen von Kaiser's nur noch eine Funktion: den Verkauf. Filialen wurden in der Regel in gemieteten Räumen eingerichtet, was den Vorteil bot, sie bei Bedarf schnell wechseln zu können. Was den Standort in der Stadt betraf, so gab es feste Kriterien bis hin zur Regel, ein Geschäft immer auf der „Laufseite“ einer Straße, also der Schattenseite, anzusiedeln. Die Einrichtung war standardisiert und für den schnellen Aufbau weiterer Filialen zumeist in drei verschiedenen Größen vorrätig.⁶⁹ Charakteristisch für alle Verkaufsstellen von Kaiser's war das über die ganze Ladenfront gezogene Firmenschild sowie die vertikalen Emailleschilder mit den wichtigsten Produkten und das stets sichtbare Firmensymbol: die lachende Kaffeekanne. Die Bindung des Kunden an den Betrieb erfolgte grundsätzlich nicht durch ein vertrauliches Verkäufer-Konsumenten-Verhältnis, sondern durch Imagebildung, Warenqualität und finanzielle Vorteile wie das Rabattmarkensystem und Lockartikel wie Zuckerverkauf zum Einkaufspreis. Auf fortwährende Schaltung von Annoncen in Zeitungen wurde bei Kaiser's, außer bei Einrichtung eines neuen Geschäfts oder Einführung eines neuen Artikels, in der Regel verzichtet, aber Flugblätter und Adresskarten eingesetzt. Weit wichtiger waren kostenlose „Zugaben“, die massiv in den Zeitungen angekündigt wurden und immer mit dem Logo der lachenden Kaffeekanne oder dem Firmennamen versehen waren.⁷⁰

Der nationale Kaffeehandel steigerte durch seine Verkaufspolitik die quantitative Zunahme des Kaffeeverbrauchs und schuf zentrale Voraussetzungen für eine Homogenisierung durch Standardisierungen. Diese betrafen aber vor allem die Verfahren und Techniken der Weiterverarbeitung, der Veredlung und des Verkaufs – nicht den Kaffee selbst. Die seit den 1880er Jahren zunehmende Massenproduktion von Bohnen- und Ersatzkaffee durch Großröster wie Kaiser's, Tengelmann oder Korn Kaffee Franck verlangte nach neuen Vertriebsformen, da nicht mehr für einen bekannten Kundenkreis produziert und für die Produkte neue Märkte geschaffen werden mussten. Der zunehmenden Distanz zwischen Konsument und Produzent und seinen Produkten musste durch eine neue Form der Kommunikation begegnet werden.⁷¹ Über standardisierte Verpackung, Plakate, Sammelbilder und mit Anzeigen sollten neue Konsumenten gewonnen werden. Gleichbleibende Qualität bei standardisierten Verpackungseinheiten, Firmenlogos oder Wortzeichen und festgesetzte Preise waren die wichtigsten Bestandteile der Kaf-

68 Chronologisches Filialenverzeichnis Kaiser's Kaffeegeschäft G.m.b.H., deren Gründung, Verlegung, Schließung etc., Akte in Kopie, in: Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Rep. IX: Mitgliederakten, 1 Josef Kaiser.

69 Vgl. Hirsch, Filialbetriebe (wie Anm. 54), S. 33-38.

70 Ebd., S. 45.

71 Vgl. H. Berghoff, Moderne Unternehmensgeschichte. Eine themen- und theorieorientierte Einführung, Paderborn 2004, S. 315-321.

feereklame.⁷² Einen Überblick über die visuellen und formulierten Werbestrategien für Bohnen- und Ersatzkaffee bieten die vom Kaiserlichen Patentamt herausgegebenen *Warenzeichenblätter*, in denen Firmen und Einzelpersonen ihre Logos, Reklamebilder und Wortmarkenzeichen als geschütztes Markenzeichen eintragen lassen konnten. Eine Durchsicht zeigt, dass einerseits mit Personen und sozialen Situationen geworben wurde, die dem Betrachter geläufig waren oder ihm erstrebenswert erscheinen sollten. Prominentes Beispiel ist die 1907 unter enormen Reklameanstrengungen erfolgte Einführung des von Ludwig Roselius entwickelten koffeinfreien Kaffee HAG und seine Vermarktung als 'gesunder' Bohnenkaffee: „vollster Kaffeegenuß – ohne schädliche Nebenwirkung“.⁷³ Markenartikel wurden zwar eingeführt, doch erst in den 1920er Jahren begannen sie (wie z. B. Kaffee HAG) den Markt zu erobern.⁷⁴ Kaiser's z. B. vermarktete seine Produktkette, nicht einzelne Markenartikel. Es existierten somit je nach lokalen Vorlieben vielfältige Varianten des Produktes, und kein einziger Bohnenkaffeeartenartikel im heutigen Sinne war im Deutschen Kaiserreich auf dem Markt. Jeder Detailhändler bot seine eigenen Mischungen an und bewarb diese.

Eine andere, bis 1914 immer weniger verwendete Werbestrategie rekurrierte auf die Verbindung des Kaffees mit seiner „kolonialen Herkunft“ und stellte „Andersartigkeit“ in den Mittelpunkt. Neben schematisierten Darstellungen von kolonialer Fauna und Flora, Anspielung auf die Exotik des Herkunftslandes, wurde die stilisierte Figur des Schwarzen verwendet, der vor allem als unterwürfig servierender Diener einer gehobenen Klientel, unterworfenen Plantagenarbeiter oder unzivilisierter Wilder in kolonialer Umgebung dargestellt wurde.⁷⁵ Diesen Bildern gemein war die Betonung der Unterlegenheit der Schwarzen, hervorgerufen am deutlichsten in der Konfrontation mit „Vertrautem“ oder vertrauensvoll erscheinenden Personen, den weißen Europäern.⁷⁶ Die Exotik der verwendeten Produktnamen hatte dabei mit der realen Herkunft des beworbenen Produktes wenig zu tun. Obwohl das Deutsche Reich zu dieser Zeit bis zu 90 Prozent seines Bedarfs aus Lateinamerika bezog, verwiesen die von 1894 bis 1902 registrierten 285 Produktbezeichnungen für Bohnenkaffee vornehmlich auf den afrikanischen Kontinent.⁷⁷ Auch so waren Kolonie und Metropole, Produktion und Konsum von Kolonialwaren

72 R. Rossfeld, 'Echt nur in dieser Packung'. Zum Verhältnis von Industrialisierung, Ernährung und Werbung am Beispiel des Kaffees, in: G. Obrist/R. Fayet (Hrsg.), *Mein Aroma! ... wunderbar. Motive und Parolen in der Kaffeewerbung*. Ausstellungskatalog des Johann Jacobs Museum, Sammlung zur Kulturgeschichte des Kaffees, Zürich 1995, S. 34-43.

73 S. Kunze, 'Kaffee-HAG schont ihr Herz' – Zur Entstehung und Entwicklung eines klassischen Markenartikels in der deutschen Kaffeebranche 1906–1939, in: *Hamburger Wirtschafts-Chronik N. F.* (2004), Bd. 4, S. 85-120, hier S. 100.

74 Eine Ausnahme bildeten die Ersatzkaffees, wie der 1892 auf den Markt gebrachte „Kathreiner's Malzkaffee“.

75 Zur Entwicklung der rassistischen Bildreklame im Kaiserreich vgl. D. Ciarlo, *Consuming Race, Envisioning Empire: Colonialism and German Mass Culture 1887–1914* (Diss., unv. Manuskript), University of Wisconsin-Madison 2003. Die von Ciarlo aufgezeigten drei Phasen eines zunehmenden Rassismus treffen aber nur eingeschränkt auf die Bilder der Kaffeewerbung zu.

76 Vgl. A. Mc Clintock, *Imperial leather: Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York 1995, S. 207-231.

77 Kaiserliches Gesundheitsamt, *Der Kaffee* (wie Anm. 46), S. 154-168. Nur zwei eingetragene Marken ließen auf eine lateinamerikanische Provenienz schließen.

„systematisch miteinander verwoben“.⁷⁸ Die räumliche und kulturelle Distanz zwischen der Produktion in einem Teil der Welt und dem Konsum in einem anderen ließ Raum für die Konstruktion der dem Kaffee als Kolonialprodukt inhärenten Vorstellungen und Abbildungen von Exotik und Differenz. In ihrem Verweis auf die deutschen Kolonien rekurrierten sie aber auf keinen realen Vorgang, sondern basierten auf einer politischen Strategie, die geschickt weltwirtschaftliche Zusammenhänge und die Nachfrage nach Kaffee für die koloniale Agitation dienstbar machte. Zwar wurde auf die Verwendung von Bildern mit bestimmten Klischees (Exotik/Differenz sowie vertraute Konsumsituationen/Personen) zurückgegriffen, und diese vereinheitlichten sich zunehmend. Gleichzeitig entwickelten aber immer mehr Firmen spezifische Logos und Wortzeichen als Differenzierungsstrategie gegenüber anderen Firmen und ihren Produkten. Insofern sind diese Symbolik und Rhetorik zwar der manifeste Ausdruck eines Bewusstseins um die globalen Zusammenhänge von Produktion und Konsum im Deutschen Kaiserreich, als solche stehen sie aber für einen kulturellen Differenzierungsprozess, abgestimmt auf einen regionalen und in Ausnahmen nationalen Markt.

Globalisierung als Homogenisierungs- und Differenzierungsprozess

Die sich beschleunigende Verbreitung global gehandelter Güter ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ist nicht auf Homogenisierungsprozesse reduzierbar. Dies zeigt das Beispiel des Zusammenhangs der vom Deutschen Kaiserreich aus beschreibbaren globalen Handelsmechanismen und -netzwerke mit den nationalen Betriebs- und Vertriebsformen, den lokalen Konsumorten und der symbolischen Dimension der Waren. Der lokale Zusammenschluss von Händlern und staatlichen Institutionen begründete den Wettbewerbsvorteil im globalen Marktgeschehen. Die lokale Basis des Welthandels mit Kaffee schuf zudem die Möglichkeit, durch die Gründung von Pflanzungsgesellschaften selbst Kaffee zu produzieren sowie über Kredite politischen und wirtschaftlichen Einfluss in den Produktionsländern zu nehmen und so die Zwischenhandelskette zu minimieren oder gar zu umgehen. Der globale sowie lokale Kaffeehandel durchlief, ausgelöst durch die Einführung neuer Handelsmechanismen und Verkaufs- und Vertriebswege, einen Differenzierungs- und Spezialisierungsprozess. Zwar wurde unter den Bedingungen der Massenproduktion eine Homogenisierung des Produktes von den Kaffeehändlern zunehmend angestrebt, diese blieb aber angesichts des natürlichen Variantenreichtums der Bohnen und ihrer je nach lokalen Konsumvorlieben unterschiedlichen Weiterverarbeitung nur schwer zu bewerkstelligen. Erste Schritte in die Richtung einer Homogenisierung des Naturproduktes stellten Kategorisierungen der Bohnen – hier die Dominanz der Kaffeebohne brasilianischer Provenienz – und die Einführung des Terminhandels dar. Im nationalen Marktgeschehen durchlief das im globalen Handel homogenisierte

78 M. Sidney, Zur Beziehung zwischen Ernährung und Macht, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1994), H. 1, S. 61-72, hier S. 71.

Produkt Rohkaffee aber durch die zunehmende Verwendung von Marketingtechniken einen Differenzierungsprozess. Nicht nur mit der Herstellung unterschiedlicher Röstungen und Mischungen, sondern über die Bildung von Firmen-, Wort- und Produktzeichen versuchten die Kaffee verarbeitenden Firmen sich und ihre Produkte von nationalen Mitbewerbern abzugrenzen.

Die Interaktion von Produktion, Handel und Konsum erforderte von den Akteuren als Produzenten, Händlern und Konsumenten, Interessen zu formulieren und Standpunkte zu beziehen. Die durch ihre Positionen in der Warenkette spezifizierten Interessen der Kaffeehändler (Produktion, Ex- und Importgeschäft, Verkauf) bestimmten dabei die jeweiligen Strategien im nationalen wie internationalen Wettbewerb. Die lokalen Diskussionen um die Terminbörsen und die daran anschließende Börsengesetzgebung sind nicht nur ein Schritt im Prozess der Konsolidierung nationalstaatlicher Gesetzgebung, sondern eine der Auseinandersetzungen um die Fragen nach den nationalstaatlichen Möglichkeiten der Regulierung des globalen Handels. Diese Folgen der weltwirtschaftlichen Integration des Kaiserreichs nicht nur für den nationalen Handel, sondern auch für Konsumenten und Konsumgesellschaft wurden im Zuge der Reichsfinanzreform und der Konsumentenproteste verhandelt. In den nicht mehr enden wollenden Kaffeepreisdebatten werden zum einen die nicht zu unterschätzende sozialpsychologische und folgerichtig auch politische Bedeutung des Massenkonsumartikels Kaffee und zum anderen die globalen Bezüge von Konsum und Konsumgesellschaft deutlich. Sowohl solche lokalen Auseinandersetzungen um die Folgen der Interdependenz von Produktion, Handel und Konsum wie auch die oben beschriebenen Veränderungen der Konsumkulturen bezeichnen wir heute als Globalisierung. Die hier vorgelegte, akteurszentrierte Analyse der Wechselwirkung von wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklungen zeigt, wie sich das abstrakte, zumeist in statistischen Daten aufbereitete Phänomen Globalisierung vor Ort darstellt. Aus dieser Perspektive ist Globalisierung gleichermaßen durch wirtschaftliche und kulturelle Homogenisierungs- wie Differenzierungsprozesse gekennzeichnet.

Beef Around the World – Die Globalisierung des Rindfleisch- handels bis 1914

Boris Loheide

SUMMARY

Boris Loheide: Beef around the World. The Globalization of Beef Markets before 1914

Between 1870 and 1914, beef became part of an international trade network between Argentina, Great Britain and the United States. The driving forces behind market integration were the transport revolution, a growing demand for high quality food and a reorganization of trade policies in the transatlantic world. The transport revolution led to a substantial decrease in freight rates and linked distant markets. After the invention of mechanical refrigeration (ca. 1880) not only grain but also 'dead meat' could now be shipped at competitive prices. Based on a growing population and increasing incomes the British and North-American consumers developed a higher demand for this high value food. Mass-production and economies of scale in the United States and Argentina created new forms of vertically integrated production, enforced further economic expansion and compelled a novel system of finance and distribution.

In der aktuellen Diskussion über die Folgen und Ursachen der seit dem Zusammenbruch des Ostblocks in rasender Geschwindigkeit zunehmenden Verflechtungen der Weltwirtschaft und die Konsequenzen, die daraus zu ziehen seien, finden sich viele Debatten, die so oder ähnlich bereits vor mehr als 100 Jahren geführt wurden. Auch im 19. Jahrhundert stand das Thema der Weltwirtschaft schon einmal für einige Jahrzehnte ganz oben auf der Agenda von Unternehmern und Politikern, schien die Welt immer kleiner und die Abhängigkeit von ausländischen Wirtschaftsräumen und Unternehmen immer größer zu werden. Wie heute ging es dabei um die Ausgestaltung liberaler Wirtschaftspolitik, die Rolle mächtiger Konzerne, Auslandsinvestitionen, industrielle Entwicklung, neue Technologien und günstige Verbraucherpreise.

Eines der bedeutendsten Kapitel dieser im 19. Jahrhundert einsetzenden „Globalisierung“ ist der weltweite Rindfleischhandel. Bereits in der Mitte der 1870er Jahre begannen sich später zu multinationalen Konzernen entwickelnde Vieh- und Fleischhändler („Meatpacker“) damit, von den USA aus die liberalisierten Märkte Europas bzw. Großbritanniens mit Vieh und Rindfleisch zu beliefern. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts

übernahmen dieselben Konzerne mit hohen Investitionssummen die Fleischindustrie Argentiniens. Von dort aus versorgten sie mit modernster Kühltechnik den Weltmarkt mit Rindfleisch. Folgt man der Definition von Ulrich Beck, begann damit auf den Rindfleisch- und anderen Nahrungsmittelmärkten ein Prozess der „Globalisierung“, in dem transnationale Akteure ursprünglich räumlich und/oder kulturell voneinander getrennte Einheiten wie Nationalstaaten oder Wirtschaftsräume miteinander vernetzten. In einem solchen Prozess lösen sich althergebrachte und räumlich begrenzte Vorstellungen von Souveränität, Macht und Identität auf und machen Platz für globale Vorstellungen, Konflikte und Abhängigkeiten. Beck nennt diesen neuen Zustand „Globalität“. „Globality means [...] that the notion of closed spaces has become illusory. No country or group can shut itself off from others. Various economic, cultural and political forms therefore collide with one another.”¹

Weniger differenziert als Beck und streng ökonomisch definieren Kevin O’Rourke und Jeffrey Williamson den Begriff. Sie gehen davon aus, dass Globalisierung mit der Integration vormals räumlich oder auch politisch (durch Zölle oder Handelschranken) voneinander getrennter Massengütermärkte erreicht ist. Theoriegemäß liegt eine solche Marktintegration vor, wenn sich die vormals unterschiedlich hohen Preise auf bisher voneinander getrennten Märkten durch Handel, also den Ausgleich von Angebot und Nachfrage, einander deutlich angenähert haben (Preiskonvergenz), wobei die Transport- und Transaktionskosten stetig gesenkt worden sind, um die immer geringeren Preisunterschiede so lange wie möglich gewinnbringend nutzen zu können. Im theoretischen Idealfall sind am Ende eines solchen Integrationsprozesses die Preise innerhalb des Marktes überall gleich hoch, und noch bestehende Preisdifferenzen basieren ausschließlich auf unterschiedlich hohen Restkosten für den Transport der Güter vom Produktions- zum Konsumtionsort. Wenn der Globalisierungsprozess so weit fortgeschritten ist, dass er die miteinander handelnden Volkswirtschaften bzw. Wirtschaftsräume praktisch dazu zwingt, ihre Struktur an den integrierten Weltmarkt und die internationale Arbeitsteilung anzupassen, sprechen O’Rourke/Williamson davon, dass er einen unabhängigen Einfluss hat.² Im Begriffsschema von Beck entspräche ein solcher Zustand wohl bereits einer Form von „Globalität“, da sich derart umstrukturierte Volkswirtschaften faktisch in einem Zustand befinden, in dem sie sich nicht mehr ad hoc von einander abschotten können.

Eine erste „Teilglobalität“ stellte der global integrierte Getreidemarkt dar, der sich zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg aus zwei bis dato nur kontinental integrierten Märkten formte. Der erste dieser beiden Märkte war das sich industrialisierende Nordwesteuropa mit seiner Peripherie, die sich bis ins Baltikum erstreckte und das Zentrum mit Nahrungsmitteln belieferte. Ein zweites industrielles Zen-

1 U. Beck, What Is Globalization?, in: D. Held/A. Mc Grew (Hrsg.), *The Global Transformations Reader*, Cambridge 2000, S. 101.

2 K. H. O’Rourke/J.G Williamson, When did Globalization begin?, in: *European Review of Economic History* 6 (2002), S. 23-50.

trum war an der US-amerikanischen Ostküste entstanden, und seine Peripherie reichte bis in den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten. Während diese beiden Märkte sich durch zunehmenden Handel integrierten, dehnten sie sich gleichzeitig weiter aus. Speziell in den industrialisierten Zentren erfuhren sie dabei ein rasantes Bevölkerungswachstum. Die Metropolen an der Ostküste wuchsen vor allem durch eine immer stärkere Einwanderungsbewegung aus Europa, während im sich weiter industrialisierenden Nordwesteuropa die Geburtenzahlen bei sinkender Sterblichkeitsrate zunahmen. Dieses Bevölkerungswachstum sorgte bei gleichzeitiger Verstädterung dafür, dass aus der Peripherie immer mehr Nahrungsmittel in die Zentren geliefert wurden. Möglich wurde das dadurch, dass ein Strom europäischer Aussiedler die „frontier“, also die Grenze des bereits in die atlantische Ökonomie integrierten Gebietes, mit Hilfe von in Eisenbahnlagen und Manufakturen investiertem Kapital aus dem Zentrum immer weiter nach Westen verschob. Als europäische Siedler mit militärischer Unterstützung den „wildem“ Westen von Nordamerika, große Teile Australiens, Südafrika und die südamerikanische Pampa für den globalen Nahrungsmittelmarkt gewonnen hatten, erreichte die Integration ihre maximale Ausdehnung. Sieht man von der Landmasse Asiens einmal ab, war der Markt in seiner Ausdehnung tatsächlich global.³

Aus dieser Globalisierung des Getreidehandels, der damit verbundenen Integration der Weizenmärkte und den aufgrund sinkender Getreidepreise steigenden Lebensstandards entwickelte sich in den industrialisierten Zentren der amerikanischen Ostküste und Großbritanniens eine zunehmende Nachfrage nach Fleisch,⁴ so dass zwischen 1875 und 1914 Rindfleisch zum wichtigsten global gehandelten Agrarprodukt nach Getreide aufstieg. Da die USA sich selbst versorgen konnten, war Großbritannien dabei praktisch einziges Abnehmerland von Bedeutung für das Angebot, das aus den USA und Argentinien, aber auch aus Kanada, Australien, Neuseeland auf den Weltmarkt gelangte. Das britische Viehangebot hatte vor allem in den Gegenden um die englischen Metropolen schon vor dieser Zeit nicht mehr ausgereicht, um die steigende Nachfrage zu befriedigen. So hatten sich die Briten bereits seit dem frühen 19. Jahrhundert darum bemüht, einen funktionierenden nationalen Vieh-Binnenhandel aufzubauen, der allerdings erst um 1830 mit der Einführung der Dampfschiffahrt zwischen Schottland und England den gewünschten überregionalen und massenhaften Charakter erhielt. Dadurch entstand eine Infrastruktur in den Häfen, die es ermöglichte, dass sich das nahe Irland in den folgenden Jahrzehnten zum wichtigsten Vieh-Lieferland für Großbritannien entwickelte. So konnte sich der Fleischmarkt des „Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland“ national integrieren.⁵

Bereits in den 1850er Jahren führte Großbritannien zusätzliches Vieh aus Kontinentaleuropa und Skandinavien ein, und auch erste Fleischlieferungen erreichten den Hafen

3 C. K. Harley, *The World Food Economy and Pre-World War 1 Argentina*, in: S. N. Broadberry/N. F. R. Crafts (Hrsg.), *Britain in the International Economy*, Cambridge 1992, S. 244-268, S. 244 f.

4 Siehe dazu den Abschnitt über die Triebkraft der „Neuen Nachfrage“ in diesem Artikel.

5 R. Perren, *The Meat Trade in Britain 1840–1914*, London 1978, S. 17, 96 f.

von London, die allerdings ob der noch fehlenden Kühltechnik auf die Wintermonate begrenzt und praktisch unbedeutend blieben. Insgesamt importierten die Briten in den 1850er Jahren auf diese Weise um die vier Prozent des konsumierten Fleisches. Zwischen 1850 und 1870 stieg das Angebot an ausländischem Fleisch auf dem britischen Markt dann um fast 200 Prozent, während das heimische Fleischangebot nur um knapp drei Prozent gewachsen war. In den 1860er Jahren stammte daher bereits rund zehn Prozent des in Großbritannien konsumierten Fleisches aus dem Ausland. Im selben Zeitraum war nicht nur die Bevölkerung weiter gewachsen, sondern auch der Pro-Kopf-Konsum hatte deutlich zugenommen. Und dank des Außenhandels stieg er in den in den folgenden Jahrzehnten noch weiter.⁶

Durchschnittlicher Fleischkonsum im Vereinigten Königreich, pro Jahr

	Heimisch (to)	Import (to)	Gesamt (to)	Pro Kopf (lb)
1841-50	1.014.000	–	1.014.000	86,8
1851-60	1.047.000	–	1.047.000	82,5
1861-70	1.078.000	44.000	1.091.000	87,3
1870-74	1.330.200	131.000	1.209.000	90,0
...				
1890-94	1.410.200	673.000	2.083.700	122,4
1895-99	1.402.000	933.000	2.334.000	130,7

Quelle: Perren, *The Meat Trade* (wie Anm. 5), S. 3; to = Ton (1016 kg),
lb = Pound (453,6 Gramm)

So wurde auch den letzten Zweiflern klar, dass Großbritannien beim Fleisch ebenso wie beim Getreide zukünftig auf den Weltmarkt angewiesen sein würde. Da es in den 1860er Jahren durch die Importe gelungen war, die prinzipiell steigenden Vieh- und Fleischpreise speziell in den englischen Großstädten zeitweise zu stabilisieren oder teilweise sogar zu senken, lehnten britische Farmer den Vieh- und Fleischimport prinzipiell ab und verlangten die Rückkehr zum Protektionismus, allerdings zunächst völlig folgenlos. Stattdessen verschiffte der amerikanische Viehhändler Nelson Morris 1868 probeweise eine erste Ladung Rinder von New York nach Glasgow und London. Doch der Transport über den Atlantik gestaltete sich kompliziert, so dass erst fünf Jahre später die britische Firma „John Bell & Sons“ einen weiteren Versuch unternahm, der tatsächlich zufriedenstellend und profitabel verlief. 1877 waren die USA bereits Großbritanniens wichtigste, nicht zum „Vereinigten Königreich“ gehörende Quelle für Rindvieh – vor Kanada.⁷ Während der transatlantische Viehhandel erfolgreich anlief und auch bereits Kühlfleisch aus den USA in Großbritannien ankam, suchte man dort noch immer nach einer Konservierungsmethode, die auch einen Fleischtransport aus dem viehreichen Argentinien

6 Ebd., S. 69.

7 Ebd., S. 114.

und den eigenen Kolonien (Australien, Neuseeland, Südafrika) ermöglichte. Mehrere hundert teilweise obskurer Verfahren wurden von einem 1866 erstmals zusammen gekommenen Komitee der britischen Gesellschaft der Künste untersucht, ohne dass eines von ihnen hätte überzeugen können.⁸ Am sinnvollsten waren noch die traditionellen Verfahren des Pökeln und Trocknens, dank derer neben US-amerikanischem Schinken und Speck auch gepökelt Rind aus den USA und Argentinien auf den britischen Markt gelangte. Allerdings nahmen die britischen Konsumenten letzteres ebenso wenig als Frischfleischersatz an wie „Liebigs Fleischextrakt“ oder Fleischkonserven, die erstmals Ende der 1860er Jahre aus Australien und Argentinien kamen.⁹

Großbritannien von der Südhalbkugel mit konserviertem, aber dennoch frischem Fleisch zu versorgen, wurde erst mit der Entwicklung direkter mechanischer Schiffskühlung möglich. Die ersten Versuche scheiterten jedoch an der noch unausgereiften und nicht seetauglichen Technik. Bereits 1868 rüstete der französische Erfinder Charles Tellier das Schiff „City of Rio de Janeiro“ für einen Fleischtransport aus Uruguay mit Kühlmechanik aus, doch ein technischer Defekt an der Kühlmaschine beendete die Fahrt frühzeitig. Telliers zweiter Versuch im Jahr 1876 mit der „Frigorifique“ auf der Strecke Rouen-Buenos Aires verlief besser. Er konnte aber noch nicht als bahnbrechender Erfolg betrachtet werden, da große Teile der bei trockener Luft gekühlten Ladung aufgrund des starken Gewichtsverlusts unverkäuflich waren.¹⁰ Ebenfalls ein französisches Projekt war 1877 die Fahrt der „Paraguay“. Sie war mit einer Ladung gefrorenem Schafffleisch von Argentinien nach Frankreich gesegelt, wo die Ladung in tadellosem Zustand ankam. Doch trotz dieses Erfolgs kümmerte man sich nicht um eine kommerzielle Umsetzung der neu entdeckten Handelsmöglichkeiten.¹¹

So blieb es den Australiern überlassen, auf dem Erfolg der „Paraguay“ und des Konzepts des Einfrierens aufzubauen. Geradezu enthusiastisch hatten sich einige britischstämmige Wahlaustralier bereits in den Jahren zuvor der Aufgabe gestellt, das Fleisch der riesigen australischen Rinder- und vor allem Schaffherden gekühlt auf die unter Fleischknappheit leidenden Märkte Großbritanniens zu bringen. Dort war das knappe Fleischangebot nationaler Gesprächsstoff, und so träumte der Kühlfleischpionier Thomas S. Mort schon im Jahr 1874 nicht nur von guten Geschäften, sondern hatte tatsächlich die Vision eines globalen, integrierten Lebensmittelmarktes:

I now say that the time has arrived [...] when the various portions of the earth will each give forth their products for the use of each of all; that the over-abundance of one country will make up for the deficiency of another. [...]; [F]or cold arrests all change. Science has drawn aside the veil, and the plan stands revealed.¹²

Wie manch anderer vor ihm erlitt Mort bei seinen Globalisierungsbemühungen jedoch

8 J. T. Critchell/J. Raymond, A History of the Frozen Meat Trade, London 1912, S. 4 ff.

9 Perren, The Meat Trade (wie Anm. 5), S. 68-115.

10 R. Thévenot, A History of Refrigeration Throughout the World, Paris 1979, S. 78 ff.

11 Ebd., S. 81.

12 Critchell/Raymond, A History (wie Anm. 8), S. 20.

buchstäblich Schiffbruch. Seine Testfahrt im Jahr 1876 scheiterte aufgrund fehlender Seetauglichkeit der Eismaschine bereits im Hafen von Melbourne, so dass aus Australien erst 1880 gefrorenes Schaf- und auch Rindfleisch nach London gelangte, und zwar an Bord der von australischen Viehzüchtern finanzierten „Strathleven“. Nach zwei weiteren erfolgreichen Fleischtransporten aus Australien und Neuseeland nach Großbritannien war 1882 die Experimentierphase des Fleischhandels über den Äquator beendet.¹³

Dass die Briten zu diesem Zeitpunkt bereits die nötige Erfahrung und Ausrüstung für den Umgang mit der neuen Ware hatten, verdankten sie dem bereits seit einigen Jahren erfolgreich laufenden Frischfleischhandel über den Nordatlantik, für den es keiner neuen Technik bedurfte. T. C. Eastman aus New York hatte nach einigen Tests im Jahr 1875 seine erste kommerziell zu verwertende Ladung Fleisch nach Großbritannien verschifft. Dank der Kürze und Kühle der Nordatlantikroute konnte er sich dabei auf die Kühlung durch mitgeführtes Natureis und einen großen Ventilator beschränken. Bei Temperaturen um die 0-1°C blieb das Fleisch appetitlich weich und schmeckte den Briten so gut, dass innerhalb von zwei Jahren sieben weitere US-amerikanische Unternehmen in das von Beginn an erfolgreiche Geschäft einstiegen und 1877 bereits 444.043 Cwts.¹⁴ gekühltes Rindfleisch von der amerikanischen Ostküste nach Großbritannien transportierten. Da das Fleisch aber ebenso wie die importierten Rinder vor allem zu den Fleischmärkten in Liverpool geliefert wurde, brachen dort ob der großen Mengen die Preise ein. Gleichzeitig stiegen die Transportkosten aufgrund der starken Nachfrage nach Frachtraum leicht an, ebenso wie die Viehpreise an der Ostküste. Diese frühe Dynamik und der allzu intensive Wettbewerb zwischen den acht Unternehmen brachten der noch jungen Branche heftige Verluste. Einige der beteiligten Firmen schieden schnell wieder aus dem Geschäft aus. Trotz dieses Konkurrenzkampfes erkannten die Briten selbst die Bedeutung der Kühltransporte für die Zukunft ihrer Fleischversorgung nur nach und nach. Das „Select Committee on Cattle Plague and Importation of Livestock“ schrieb 1877 dem deutlich vertrauteren Rindviehhandel trotz der bekannten Seuchengefahr eine weit größere Bedeutung zu und unterstellte dem Kühlfleischgeschäft Unstetigkeit und einen experimentellen Charakter. Seine Eignung für die Versorgung der britischen Nation müsse angezweifelt werden. Diese Skepsis dürfte allerdings auch an der einseitigen Ausrichtung des Gremiums gelegen haben. Mit sechs Viehhändlern und drei Schlachtern bestand es zu 90 Prozent aus Vertretern einer Interessengruppe, der jede Vermarktung von zentral und industriell geschlachtetem amerikanischem Fleisch Marktanteile kostete.¹⁵

Nichtsdestoweniger etablierte sich das Kühlfleisch auf dem britischen Markt, wo es mit „British Beef“ und dem Fleisch von importierten amerikanischen Rindern konkurrierte. 1889 importierten die Briten fast eine Million Cwts. gekühltes Fleisch aus den USA, während aus Argentinien und Australien nur kleine Mengen gefrorener Ware eingeführt wurden. Zehn Jahre später, mit Beginn des Burenkriegs in Südafrika, nahmen die Liefe-

13 Ebd., S. 18-42.

14 Cwt: „Hundredweight“ = 50,8 kg.

15 Perren, *The Meat Trade* (wie Anm. 5), S. 126 ff.

rungen aus Argentinien zu, während Australien den Anschluss auf dem britischen Markt verlor. Im Jahr 1901 erreichten die US-amerikanischen Kühlfleischtransporte mit rund drei Millionen Cwts. ihren höchsten Wert, und bis 1907 verschifften die großen amerikanischen Fleischunternehmen jährlich mehr als zwei Millionen Cwts., um danach ihre Lieferungen rapide zu reduzieren. Da hatte Argentinien jedoch längst aufgeholt, bereits 1905 kam aus der La Plata-Region mehr Rindfleisch, gekühlt oder gefroren, nach Großbritannien als gekühltes Fleisch aus den USA.¹⁶ Die USA stellten ihren Export nach 1913 aufgrund der starken heimischen Nachfrage und des knappen Viehangebots im eigenen Land praktisch ein und wurden vom Export- zum Importland von Fleisch.¹⁷

Die Triebkräfte

Eine solche Globalisierung von Lebensmittelmärkten wurde durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren ermöglicht, die Knut Borchardt zu vier Faktorbündeln zusammengefasst hat. „Industrialisierung“ und die „Erschließung gewaltiger Landmassen“ ergeben zusammen gewaltige neue Produktionsmöglichkeiten und damit ökonomisches Angebotspotential. Die „Revolution des Verkehrswesens“ durch günstige Eisenbahn- und Dampfschifftransporte und die in ihrer Bedeutung umstrittene „Liberalisierung der Handelspolitik“ veränderten die Distribution des neuen Angebots.¹⁸ Parallel dazu stiegen die Realeinkommen, wodurch sich vielerorts die zuvor verheerende soziale Situation verbesserte und die Menschen sich vor allem in den industrialisierenden Zentren stark vermehrten. Bevölkerungswachstum bei steigendem Lebensstandard war dann auch die entscheidende Triebkraft auf der Nachfrageseite der Weltwirtschaft. Durch sie entwickelte sich der globale Rindfleischhandel, durch den die letzte Stufe der globalen Integration der Weltnahrungsmittelmärkte erreicht wurde.¹⁹

Im folgenden werden die Triebkräfte dieser „Neuen Nachfrage“, der Transportrevolution und der Handelspolitik näher beleuchtet, insofern sie für die Globalisierung des Vieh- und Fleischhandels bedeutsam sind.

Die „Neue Nachfrage“

Als „effektive Nachfrage“ bezeichnet der Ökonom prinzipiell getätigten Konsum.²⁰ Im Laufe des 19. Jahrhunderts verschob sich die effektive Nachfrage großer Bevölkerungsteile in den Industriegebieten Großbritanniens und Nordamerikas. Nach dem Ende des Spätmittelalters hatten geringverdienende Menschen zur Deckung ihres grundle-

16 Ebd., S. 131, 164, 170, 213.

17 Mehr dazu im Abschnitte über „Die Integration des atlantischen Rindfleischmarktes“ in diesem Artikel.

18 K. Borchardt, Globalisierung in historischer Perspektive, in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Philosophisch-historische Klasse) 2 (2001), S. 21 f.

19 Harley, *The World Food Economy* (wie Anm. 3), S. 246.

20 E. Wöhlken, *Einführung in die landwirtschaftliche Marktlehre*, Stuttgart 1991, S. 19.

genden Kalorienbedarfs vor allem kohlenhydratreiche Nahrung konsumiert,²¹ die infolge schlechter Ernten oft knapp und teuer war.²² Die britische Regierung hob aufgrund hoher Brotpreise und anhaltender Proteste der Betroffenen in den 1840er Jahren die Einfuhrzölle auf Getreide und andere Agrargüter auf und ließ günstige Nahrungsmittelimporte zu. Auf diese Weise führte die grundlegende Nachfrage zur Globalisierung des Getreidehandels.²³

Mit sinkenden Getreidepreisen stiegen schließlich Realeinkommen und Lebensstandard, wodurch sich die effektive Nachfrage veränderte. So entstand aus der Globalisierung des Getreidehandels die „Neue Nachfrage“ nach höherwertigen, tierischen Lebensmitteln. Bei der nächsten großen Lebensmittelteuerung, wie beispielsweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Deutschen Reich, zeigte sich die neue Nachfragestruktur deutlich. Hatten die Not leidenden Menschen zu Zeiten der „Brotpreisunruhen“ noch Bäckerläden überfallen, um ihren Kalorienbedarf zu stillen, konzentrierte sich ihr Protest jetzt auf die hohen Fleischpreise.²⁴ Großbritannien hatte bereits einige Jahrzehnte zuvor eine ganz ähnliche Situation erlebt. Bevor die Vieh- und Fleischlieferungen aus den USA die Gemüter wieder beruhigten, galt teures Fleisch als das größte Problem des Vereinten Königreichs. „The outcry rose to fever pitch at the height of the industrial boom of the 1870s.“²⁵

Die theoretische Fundierung dieser Entwicklung des Konsumverhaltens lieferte der deutsche Statistiker Ernst Engel bereits im Jahr 1857. Das „Engelsche Gesetz“ besagt, dass Menschen bei steigendem Einkommen relativ weniger Geld für Nahrungsmittel ausgeben und sich stattdessen verstärkt höherwertige Güter leisten. Die Einkommenselastizität der Nachfrage nach Nahrungsmitteln ist also kleiner als 1.²⁶ Das „Engelsche Gesetz“ wurde in vielen Untersuchungen bestätigt, und es wurde zur Basis der wirtschaftshistorischen „Drei Sektoren-Theorie“, mit der Ökonomen die Entwicklung einer traditionellen Agrargesellschaft über den Status der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft zu analysieren bzw. vorherzusagen versuchen.²⁷ Andere Studien haben seine Aussagekraft hinsichtlich der „Neuen Nachfrage“ nach Lebensmitteln geschärft, indem sie feststellten, dass die Einkommenselastizität von Fleisch ebenso wie die von Handwerks- bzw. Industrieerzeugnissen höher als 1 liegt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England und Wales beispielsweise bei geschätzten 1,3.²⁸ Geringverdiener verändern daher bei steigendem Einkommen zunächst ihre Nachfrage nach Nahrungsmitteln, indem sie als ersten Schritt in Richtung Wohlstand relativ weniger Grundnahrungsmittel

21 W. Abel, *Stufen der Ernährung*, Göttingen 1981, S. 33 ff.

22 S. Pollard/D. W. Crossley, *The Wealth of Britain*, London 1968, S. 175 ff.

23 Siehe dazu auch den Abschnitt über „Liberalisierung“ als Triebkraft der Globalisierung in diesem Artikel.

24 C. Nonn, *Verbraucherprotest und Parteiensystem im wilhelminischen Deutschland*, Düsseldorf 1996, S. 23-29.

25 R. Perren, *Taste, Trade and Technology – The Development of the International Meat Industry since 1840*, Aldershot 2006, S. 8.

26 E. Engel, *Die Productions- und Consumtionsverhältnisse des Königreichs Sachsen*, Zeitschrift des statistischen Bureaus des Königlich Sächsischen Ministeriums des Inneren, 8 & 9 (1857).

27 A. G. B. Fisher, *Production, Primary, Secondary and Tertiary*, in: *The Economic Record* 15 (1939).

28 E. J. T. Collins, *The Agrarian History of England and Wales*, Vol. 7 (1850–1914), Cambridge 2000, S. 111.

und dafür mehr „höherwertige“ tierische Lebensmittel konsumieren.²⁹ Der Konsum von Fleisch steigt also sowohl beim Individuum als auch gesamtgesellschaftlich mit dem zur Verfügung stehenden Einkommen bzw. dem Bruttoinlandsprodukt.

Warum Fleischkonsum überhaupt als begehrenswert erscheint, bleibt dagegen weiterhin ungeklärt. Eine populäre zeitgenössische Theorie des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts besagte, dass die anstrengende aber bewegungsarme Arbeit in stickigen Maschinenhallen eine Ernährung mit viel leicht verdaulichem Eiweiß nötig mache. Man ging soweit, eine mangelhafte Versorgung mit Fleisch als Bedrohung für die Volksgesundheit und die künftige wirtschaftliche Entwicklung der Nation zu betrachten.³⁰ Die dabei verbreiteten Mindestverbrauchsdaten dürften bei so manchem Durchschnittskonsumenten Angst um die eigene Gesundheit hervorgerufen haben.³¹

Ohnehin hätte die Lehre von der Industrialisierung als Anheizer der Fleischeslust gerade auch Kennern der deutschen Geschichte fragwürdig vorkommen müssen. Besagt diese doch im Umkehrschluss, dass in nicht-industrialisierten Ländern weniger Fleisch gegessen werden muss. Dagegen sprachen jedoch ebenso die zeitgenössischen Essgewohnheiten der Argentinier wie auch die Essgewohnheiten der Deutschen im Spätmittelalter. Tatsächlich gab es in der viehreichen La Plata-Region reichlich Fleisch auf dem Teller.³² Und im Spätmittelalter lag der geschätzte jährliche Pro-Kopf-Konsum in deutschen Landen dank geringer Bevölkerungsdichte um die einhundert Kilo, ebenfalls ganz ohne industrielle Arbeit.³³ Wahrscheinlich kommt die männliche Lust auf Fleisch doch mehr aus der Geschichte bzw. den Geschichten des Mannes als Jäger und Krieger. „Krieger sind Fleischesser: Man kennt es von den archaischen Mythen. [...] Fleisch repräsentiert den vermeintlichen Sieg der Männer über die Natur.“³⁴

Die Revolution des Transportwesens

Wo auch immer die Lust auf Fleisch nun letztlich herkam, die „Neue Nachfrage“ und die Verbraucherbeschwerden über zu hohe Preise machten die Notwendigkeit eines bezahlbaren Angebots überdeutlich. Die Verantwortlichen waren längst bereit, Vieh und Fleisch in großen Mengen importieren zu lassen. Letztlich fehlten dafür jedoch trotz Transportrevolution über lange Jahrzehnte die technischen Möglichkeiten. Dank der Eisenbahn konnten vormals isoliert liegende Binnenwirtschaften in regionale und nationale Märkte integriert werden, und moderne Hafenanlagen wurden dank schneller

29 J. B. Orr, *Food, Health and Income – Report on a Survey of Diet in Relation to Income*, London 1936, S. 25, 30, 49, 65 ff.

30 Critchell/Raymond, *A History* (wie Anm. 8), S. 2; Naumann, Friedrich/von Gerlach, Hellmut: *Fleischnot und agrarische Gefahr*, Berlin 1902, S. 5 f; M. C. Gerard, *Fleischsteuerung und Fleischergewerbe*, Mannheim 1913, S. 5.

31 M. C. Gerard, *Fleischsteuerung* (wie Anm. 30), S. 5.

32 A. M. Bergman, *The Frozen and Chilled Transoceanic Meat Industry*, Uppsala 1916, S. 246.

33 Abel, *Stufen der Ernährung* (wie Anm. 21), S. 13.

34 R. Sandgruber, *Das Geschlecht der Esser*, in: R. Walter, *Geschichte des Konsums*, Stuttgart 2004, S. 379-407, hier S. 388 f.

Dampfschiffe zum Dreh- und Angelpunkt des globalen Waren- und Personenverkehrs. Zusammen bildeten sie ein integriertes System moderner landgestützter und mariner Transportmöglichkeiten. Es verringerte die Transportkosten dramatisch und ermöglichte den globalen Handel mit haltbaren und unempfindlichen Massengütern.³⁵ Für den Fleischhandel reichte diese Revolution jedoch nicht aus. Schon für den effizienten Transport von lebendem Schlachtvieh mussten sich die Händler etwas mehr einfallen lassen. Wurde das Vieh zu Anfang tagelang in herkömmliche Eisenbahnwaggons gepfercht, auf stürmischen Schiffsdecks abgestellt oder in stickig-dunkle Schiffsrümpfe gequetscht, entwickelte man in den folgenden Jahrzehnten weniger lebensgefährdende Schiffe und Waggons. Sowohl in den USA als auch in Großbritannien waren die finanziellen Verluste durch verletzte, abgemagerte, tot getrampelte oder über Bord gespülte Tiere einfach zu hoch, und die Proteste von Tierschützern kratzten am Image.³⁶

Parallel zu dieser Entwicklung mühten sich findige Unternehmer, weitere Effizienzvorteile zu gerieren, indem sie nur die essbaren Teile der Tiere verschifften. Für die Fleischtransporte über den kühlen und kurzen Nordatlantik genügte dafür prinzipiell der Einsatz von Kühlmischungen aus Eis, Wasser und Salz, einer Technik die bereits um 600 n. Chr. entdeckt worden war. Mechanische Kühlung existierte zwar seit 1755 als Laborapparatur des Physikers William Cullen aus Glasgow, aber noch nicht als für den regelmäßigen Großeinsatz verwendbare Maschine. Blaupausen gab es jedoch bereits genug. 1834 hatte der Ingenieur Jacob Perkins mit seiner Kompressions-Kältemaschine ein erstes Patent angemeldet, wobei ihm verdichteter Ethyläther als Kühlmittel diene. Binnen der darauf folgenden 25 Jahre hatten Ingenieure und Tüftler die drei wichtigsten Typen von Kältemaschinen und damit die Grundlage für den weltweiten Handel mit Gefrierfleisch entwickelt. Die praktische Anwendbarkeit zur See stand jedoch noch aus.³⁷

1861 gründete der in Australien lebende Engländer Thomas S. Mort die „New South Wales Fresh Food and Ice Company“, die er 1875 um ein Schlachthaus erweiterte. Es war der erste Einsatz von Kühltechnik in der Fleischbranche. Allerdings produzierten alle diese ersten Kühlmaschinen noch keine direkte Kälte, sondern Eis.³⁸ Die Suche nach einer effizienten mechanischen Schiffskühlung für den transkontinentalen Fleischtransport ging also weiter, zumal landgestützte Eismaschinen noch lange nicht auch hochseetauglich waren. 1877/78 gelang die Fahrt mit einer Absorptions-Kältemaschine des Franzosen F. Carré. Da das als Kühlmittel verwendete Ammoniak giftig war und Carrés Maschine zwar erfolgreich tiefgefroren hatte, bei Kühltransporten aber noch unerprobt war, überzeugte die Technik nicht vollständig. Auf der Nordatlantikroute suchte man schließlich auch nach Alternativen zu den Salzmischungen, da das mitgeführte Eis teuren Frachtraum belegte und bei wirklich heißem Wetter vorzeitig zu schmelzen drohte. Erst

35 Harley, *The World Food Economy* (wie Anm. 3), S. 244 f.

36 R. A. Clemen, *American Livestock and Meat Industry*, New York 1923, S. 196-200; Perren, *The Meat Trade* (wie Anm. 5), S. 158.

37 Thévenot, *A History of Refrigeration* (wie Anm. 10), S. 21-77.

38 H. A. Teuteberg, *Zur Geschichte der Kühlkost und des Tiefgefrierens*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte* 1 (1991), S. 139-155, S. 147.

mit der Bell/Colemann-Maschine, die 1879 für den T. C. Eastman eine Ladung Rinder- viertel gen Großbritannien auf der „Circassia“ kühlte, war die Technik gefunden wor- den, mit der die Rindfleischmärkte integriert werden konnten.³⁹

Liberalisierung und Handelspolitik

Dass es für findige Unternehmer und Ingenieure überhaupt lohnenswert war, sich Ge- danken über die Technik für Kühlfleischtransporte zu machen, hatte seine Ursache in der Globalisierungstriebkraft der Liberalisierung. 1846 setzte mit der Abschaffung der britischen Getreidezölle die kurze Goldene Ära des Freihandels ein, die spätestens 1860 dank der Meistbegünstigungsklausel im britisch-französischen Handelsvertrag auf Kon- tinentaleuropa übersprang. Infolge dessen begann in den 1870er Jahren die „Getreidein- vasion“, durch die Europa mit günstigem Getreide aus den USA versorgt wurde und der globale Getreidemarkt entstand.⁴⁰

Trotz dieser Initialzündung waren ökonomische Liberalisierungen jedoch keine Trieb- kraft auf Dauer. Während die „Getreideinvasion“ noch anhielt und die Globalisierung des Fleisch- und Viehhandels einsetzte, war die Freihandelsära bereits wieder beendet, ohne dass sich die Warenströme nennenswert verringerten. Knut Borchardt wagt die These, dass der neue Protektionismus am Ende des 19. Jahrhunderts die Globalisierung nicht nur nicht behindert, sondern geradezu gefördert hat.⁴¹ Betrachtet man die Ent- wicklung der Fleischmärkte, sieht man diese These bestätigt.

Aufgrund von 233.699 Rindern, die im Zuge der 1865 ausgebrochenen Rinderpest dahingerafft wurden⁴² und nun als Angebot auf den Fleischmärkten fehlten, erließ die britische Gesetzgebung im Februar 1866 den „Cattle Diseases Prevention Act“. Damit beschränkte sie den eigentlich seit den 1840er Jahren geltenden Freihandel. Importvieh durfte nun nur noch an speziell ausgestatteten Häfen anlanden und auch der Transport durchs Inland wurde reguliert. Obwohl die Freihandelslobby in allen mit dem Thema befassten parlamentarischen Ausschüssen die Mehrheit hatte, setzte die Regierung auf- grund anhaltender Seuchengefahr in den folgenden Jahren immer strengere Auflagen gegenüber den europäischen Nationen durch. Infolge dieses Protektionismus gingen die Viehimporte aus Europa zurück, und das weit viehreichere Nordamerika wurde zur wichtigsten (nicht-irischen) Rinderquelle Großbritanniens.⁴³

War mit dieser Neuorientierung in Richtung USA und Kanada die Globalisierung des Rindfleischhandels eingeleitet worden, veränderte der „Contagious Diseases (Animals) Act“ von 1869 und seine Verschärfung im Jahr 1878 die britische Fleischversorgung

39 J. Sinclair, *Refrigerated Transportation*, London 1999, S. 12, 81. Noch im selben Jahr rüstete die britische Firma auch die „Strathleven“ aus, die im Dezember in Melbourne ablegte und nach dreimonatiger Fahrt in London ankam.

40 Borchardt, *Globalisierung* (wie Anm. 18), S. 22 ff.

41 Ebd., S. 30 ff.

42 R. Throw-Smith, *A History of British Livestock Husbandry*, London 1959, S. 318.

43 Perren, *The Meat Trade* (wie Anm. 5), S. 109-114.

und den transglobalen Handel radikal. Das Gesetz von 1869 sah strikte Kontrollen der Viehimporte aus „disponierten Ländern“ vor, in denen Viehseuchen akut auftraten oder endemisch waren. Tiere aus diesen Ländern mussten direkt am Ankunftshafen binnen zehn Tagen geschlachtet werden. Mit der Verschärfung des Gesetzes 1878 wurden „disponierte Länder“ praktisch die Norm, und auch US-amerikanische Rinder durften jetzt nur noch in zwei Häfen an speziell dafür eingerichteten Kais anlanden. Damit erhöhten sich zum einen schlagartig die direkt zu schlachtenden Viehmengen, zum anderen wurde aus dem Viehhandel ab Hafen nun ein Frischfleischhandel. Viele der Vorteile, die der Viehhandel gegenüber dem Frischfleischhandel für die Händler selbst gehabt hatte, verschwanden nun. Vor allem erhöhte sich das Preisrisiko, da es nicht mehr möglich war, die importierten Tiere für einige Zeit bei Futter und Wasser „zwischenzulagern“, um bessere Preise abzuwarten oder sie zusätzlich zu mästen. So kam es in Hafennähe schnell zu überschwemmten Märkten und sinkenden Preisen. Entsprechend laut wurde aus den Reihen der zur Hafenschlachtung gezwungenen Viehhändler der Ruf nach Kühlhäusern und gekühlten Transportmöglichkeiten, die zumindest eine begrenzte Lagerhaltung und eine effizientere Vermarktung des Fleisches im Landesinneren ermöglichen sollten. Schnell erkannte man die Wirtschaftlichkeit dezentraler Lagerhaltung in der Nähe des Verbrauchers, um die Häfen entlasten zu können, was zu dringend benötigten Investitionen in eine Vermarktungs- und Kühlkette führte. Diese kam aber nicht nur dem Fleisch aus Hafenschlachtung zugute, sondern vereinfachte auch den Handel mit dem gekühlt über den Atlantik transportierten Frischfleisch, das ebenfalls sehr hektisch vermarktet werden musste, sobald es in London oder Liverpool ankam.⁴⁴ Die volkswirtschaftlichen Schäden durch Viehseuchen und die entsprechenden protektionistischen Maßnahmen beförderten also den Frischfleischhandel und damit die Globalisierung des Rindfleischhandels insgesamt. Denn dank deutlich günstigerer Transportkosten eignet sich der Frischfleischhandel besser zur Integration von Fleischmärkten als der aufwändige Handel mit lebendem Vieh.⁴⁵

Eine ganz ähnlich wirkende Maßnahme erließen die britischen Behörden am 30. April 1900, als sie nach dem Ausbruch der Maul- und Klauenseuche in der Provinz Buenos Aires den Viehimport aus Argentinien verboten. Zu diesem Zeitpunkt kamen wöchentlich immerhin bereits um die 2000 Rinder und 10.000 Schafe vom La Plata nach Großbritannien, und man sagte dem Viehhandel eine große Zukunft voraus. Nun war die argentinische Vieh- und Fleischbranche gezwungen, sich schnellstmöglich auf das bereits existierende, aber noch relativ unbedeutende Fleischexportgeschäft zu konzentrieren. Da argentinisches Gefrierfleisch aber keine befriedigenden Preise in Großbritannien erzielen konnte, musste die Produktion von gekühltem Fleisch vorangetrieben werden, wofür sowohl zusätzliches Kapital und modernere Fabriken als auch eine verbesserte Rinder-

44 Ebd., S. 110-117, S. 132.

45 Clemen vertritt die Ansicht, dass der Vieh-Protektionismus dem Kühlfleischhandel zunächst geschadet habe, da er beim Verbraucher Vorurteile gegenüber amerikanischem Fleisch hervorgerufen habe. Siehe Clemen, *American Livestock* (wie Anm. 36), S. 280. Langfristig gesehen ist jedoch der hier vertretenen Bewertung von R. Perren zuzustimmen.

zucht benötigt wurden. Mit Hilfe britischen Zuchtviehs und britischer Geldgeber kam im August 1901 die erste Ladung argentinischen Kühlfleisches in den britischen Häfen an. 1904 nahm mit der „La Plata Cold Storage Co.“ das erste von drei neuen Frigoríficos⁴⁶ seine Produktion auf. Die argentinisch-britische „Smithfield & Argentine Meat Company“ und das komplett argentinisch finanzierte „Frigorífico Argentino“ folgten ein Jahr darauf. Zwar entsprachen diese Fleischfabriken noch nicht dem Standard der US-amerikanischen Schlachthöfe, waren aber modern genug, um für die amerikanischen Konzerne interessant zu sein. 1907 kauften „Swift & Co.“ das Frigorífico der „La Plata Cold Storage Co.“ auf, und binnen weniger Jahre integrierten die amerikanischen Konzerne die argentinische Fleischindustrie in den anglo-amerikanischen Fleischmarkt. Eine Entwicklung, die es ohne die protektionistische Seuchenschutzpolitik der Briten in dieser Form nicht gegeben hätte.⁴⁷

Organisatorische und institutionelle Konsequenzen

Die Globalisierung des Rindfleischhandels hatte gewichtige Folgen. Ausgehend von den USA, lösten sich in den beteiligten Ländern althergebrachte Institutionen der Produktion und der Distribution von Fleisch entweder ganz auf oder veränderten sich dramatisch. Beim Getreidehandel waren solche institutionellen und organisatorischen Veränderungen kaum zu beobachten. Der überregionale und transkontinentale Viehhandel war anspruchsvoller, da den hohen Transport- und Transaktionskosten (durch Tod, Verletzungen und Gewichtsverlust der Tiere) mit Innovationen im Bereich Waggon- und Schiffsbau begegnet werden musste. Doch zumindest verdarb das Vieh nicht und Lieferverzögerungen konnten mit ein paar Tagen Extrafütterung ausgeglichen werden. Die traditionelle Vermarktung vom Züchter über den Händler bis zum Schlachter blieb bestehen und mit ihr auch kleinere Unternehmen, die den Wettbewerb in Gang hielten. Als zwischen 1870 und 1880 in den USA die moderne Fleischindustrie entstand, kam es jedoch zu drastischen Veränderungen. Assoziierte man bis dahin das Fleischpacken vor allem mit der meist lokalen und saisonalen Schweinefleischverarbeitung,⁴⁸ entwickelten sich die Rindfleischpacker zu zentral und industriell produzierenden, vertikal integrierten und global operierenden Konzernen. Ihre Ware, frisches und leicht verderbliches Rindfleisch, stellte den Handel vor ganz neue organisatorische Herausforderungen und Möglichkeiten, die einschneidende institutionelle Veränderungen nach sich zogen.⁴⁹

Zentralisierung und Industrialisierung

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Handel mit Vieh und Fleisch stark beschränkt. Die Schlachtsaison begann im Herbst und dauerte nur wenige Monate, in denen eine weitere Mast für die Farmer zu teuer gewesen wäre. Selbst die Größten der Branche,

46 Frigorífico = Gefrier- bzw. Kühlfleischfabrik.

47 S. G. Hanson, *Argentine Meat and the British Market*, London 1938, S. 130-146.

48 M. Walsh, *The Rise of the Midwestern Meat Packing Industry*, Lexington 1982.

49 Harley, *The World Food Economy* (wie Anm. 3), S. 259.

die sich bereits in den 1830er Jahren in Cincinnati konzentriert hatten, verzichteten aufgrund dieser Saisonalität auf den Aufbau kapitalintensiver und fixkostenlastiger Produktionsanlagen. Schlachtung, Verarbeitung und Versand blieben in der Regel getrennt, und der Wettbewerb zwischen vielen kleinen und mittelgroßen Unternehmen war garantiert. Sie übernahmen nach der Öffnung der britischen Märkte in den 1840er Jahren auch die transnationale Vermarktung. Fleischpacker aus Chicago verkauften ab Mitte der 1840er Jahre größere Mengen gepökelt Rind nach Großbritannien.⁵⁰ Spätestens von 1847 folgten Schinken und Speck vom Schwein.⁵¹

In diesen Jahren begann der Aufstieg Chicagos zum Zentrum der US-amerikanischen Fleischindustrie. Das sich verdichtende Schienennetz schloss die Stadt sowohl an die Rinderzuchtgebiete im Süden und Westen als auch an die Fleischmärkte an der Ostküste an. Als während des Bürgerkriegs der Mississippi für die kommerzielle Schifffahrt blockiert war, stieg die Eisenbahn endgültig zum wichtigsten Verkehrsmittel für den Viehhandel und die Packer auf. 1865 öffneten die von den Eisenbahnen finanzierten „Vereinigten Viehhöfe“ von Chicago ihre Pforten. Aufgrund des riesigen, das ganze Jahr geöffneten Marktes inklusive Gleisanschluss führte nun für niemanden aus der Vieh- und Fleischbranche mehr ein Weg an Chicago vorbei.⁵²

Damit wurde Chicago zum ersten sozialen Zentrum der US-amerikanischen Fleischwirtschaft. Hier trafen nicht nur Käufer und Verkäufer von Vieh aufeinander, sondern es siedelten sich auch Schlachthöfe, Abdecker, Viehhandelsagenturen und sogar Kreditinstitute an, die alle am Geschäft mit dem Vieh verdienten.⁵³ Die Zeit der verlustreichen Viehtrails, mit denen seit Beginn des 19. Jahrhunderts zwischen April und August die ständig wachsende Bevölkerung der US-amerikanischen Ostküste mit Vieh versorgt wurde, war endgültig vorbei. Texas stieg nach dem Bürgerkrieg zur wichtigsten Viehregion auf. Dort, wo die neuen Ost-West-Eisenbahnlinien die Routen der alten Texas-Chicago-Trails kreuzten, entstanden nun riesige Viehbahnhöfe, die berüchtigten „Cowtowns“. Im September 1867 verließen die ersten zwanzig Waggons mit Texasrindern das bis dato unbedeutende Abilene gen Norden, und die Eisenbahnunternehmen begannen, massiv in die nötige Infrastruktur für das neue Geschäft zu investieren: Verladerampen, Fütterungsstationen und Viehwaggons wurden gebaut.⁵⁴

Gleichzeitig mühten sich die Bahngesellschaften nach dem Bürgerkrieg, das Fleischpacken auch weiter westlich zu etablieren, um so die Fleischpacker in einen Wettbewerb zu treiben, die Viehpreise zu erhöhen und mehr Verkehr auf ihre Schienen gen Ostküste zu bringen. Das motivierte einige Packer in Chicago dazu, die Idee einer zentralisierten und effizienten Fleischverarbeitung und -vermarktung zu entwickeln. Die Umsetzung dieser

50 M. Yeager, *Competition and Regulation – The Development of Oligopoly in the Meat Packing Industry*, Greenwich 1981, S. 1-17.

51 R. Perren, *Big Business and its Customers – The European Market for American Meat from 1840 to 1939*, in: *The Journal of European Economic History* 32 (2003), S. 591-620, S. 593 f.

52 Yeager, *Competition and Regulation* (wie Anm. 50), S. 12 ff.

53 W. F. Williams/T. T. Stout, *Economics of the Livestock-Meat Industry*, New York 1964, S. 207 ff.

54 Clemen, *American Livestock* (wie Anm. 36), S. 72 ff., 193-201.

Idee traf jedoch auf ähnliche Schwierigkeiten wie der ambitionierte Plan, Großbritannien aus Übersee mit Frischfleisch zu versorgen.⁵⁵

Zu jener Zeit waren die Transportkosten für Vieh besonders hoch, da sich die mächtigen Eisenbahnunternehmen in den 1870er Jahren zu einem funktionierenden Preiskartell zusammengeschlossen hatten. Der Bostoner Vieh- und Fleischhändler Gustavus Swift plante, diese Kosten dramatisch zu reduzieren, indem er nicht das ganze Rind, sondern nur die essbaren 40 Prozent zu den Verbrauchern an die Ostküste schickte. Vor ihm hatten bereits die Fleischpacker George H. Hammond und Nelson Morris halbwegs erfolgreich mit ähnlichen Transporten experimentiert, waren aber aufgrund der unventilierten und kompliziert zu beladenen „Eiskästen auf Rädern“⁵⁶ nicht über das traditionelle saisonale Geschäft hinausgekommen. Swift begann einen eigenen Kühlwaggon zu entwickeln. Als die Blaupausen 1875 fertig waren, weigerten sich die Eisenbahnlinsen jedoch, den neuen Spezialwaggon zu bauen. Schließlich waren sie massiv in den konkurrierenden Viehhandel involviert. Also ließ Swift die Waggonen selber bauen und begann die Märkte im Nordosten der USA mit geschlachtetem Kühlfleisch aus Chicago aufzurollen. Das Wagnis funktionierte, andere Packer stiegen in das Geschäft ein und bereits 1884 verarbeiteten die „Großen Vier“ (Swift, Armour, Morris, Hammond) 84 Prozent aller in Chicago geschlachteten Rinder. Fünf Jahre später waren es schon 89 Prozent.⁵⁷ Beherrscht wurde die neue Art der Fleischverarbeitung von der Effizienz der industriellen Massenproduktion. Das Fließband, Symbol der neuen Fertigungsart, hatten Schlachter aus Cincinnati bereits in den 1860er Jahren als so genannte „Disassembly Line“. In Chicago perfektioniert, wurde damit aus dem Handwerk des Schlachtens, Ausnehmens und Zerteilens eines Tieres nun eine Abfolge einzelner automatisierter Handgriffe.⁵⁸ Dank niedriger Kosten konnten die Fleischkonzerne nun die traditionell arbeitenden Schlachter systematisch verdrängen oder sie dazu zwingen, Kühlfleisch aus Chicago ins Angebot aufzunehmen, zunächst im Nordosten der USA, später überall im Land. Daran konnte auch die „National Butchers Protective Society“ nichts ändern, die 1887 als Interessenvertretung der Schlachter gegründet wurde. 1894 war New England endgültig in der Hand der Fleischpacker.⁵⁹

Vertikale Integration und Kartellbildung

Das Schicksal der selbstständigen Schlachter zeigt, dass die Umstrukturierung der US-amerikanischen Fleischwirtschaft mit zentralen Viehmärkten und industrialisierter Produktion noch nicht am Ende war. Mit ihren eigenen Kühlwaggonflotten konnten die Fleischpacker auch die Art und Weise umkrepeln, auf die Fleisch vermarktet und ab-

55 Yeager, *Competition and Regulation* (wie Anm. 50), S. 50. „There were no master plans to follow to develop the trade, and the few interested packers wrestled with many difficulties during the late 1860s and the 1870s.“

56 J. W. Oliver, *Geschichte der Amerikanischen Technik*, Düsseldorf 1959, S. 387.

57 Yeager, *Competition and Regulation* (wie Anm. 50), S. 52-67.

58 W. Licht, *Industrializing America*, London 1995, S. 112 ff.

59 Clemen, *American Livestock* (wie Anm. 36), S. 242 ff.

gesetzt wurde, sie waren sogar dazu gezwungen. Denn die zentrale Massenproduktion war bei den Stückkosten zwar konkurrenzlos günstig, barg aufgrund der Empfindlichkeit der Ware und dem Zwang zur maximalen Auslastung der Anlagen aber auch große Verlustrisiken. Um das Fleisch überhaupt ebenso massenhaft verkaufen wie produzieren zu können, brauchte es kontrollierte Qualität, eine funktionierende Kühlkette und eine schnelle Belieferung der Abnehmer. Qualitätskontrolleure, Eislieferanten, Groß- und Einzelhandel mussten also wie Glieder einer Kette reibungslos ineinander greifen.

Bis zum Zeitalter der Industrialisierung waren diese verschiedenen Funktionen (Rohstoffbeschaffung, Produktion, Transport, Vertrieb) eines Produktionsprozesses durch eine gewisse Anzahl selbstständiger, funktional spezialisierter Unternehmen wahrgenommen worden. Die Unternehmen koordinierten ihre Funktionen über den Markt. Im günstigsten Fall stellten Anbieter und Nachfrager, beispielsweise von Transportdienstleistungen, dort den Kontakt her und handelten Vertragsbedingungen und Preise miteinander aus. Gewisse Machtgefälle zwischen den Partnern existierten dabei natürlich aufgrund unterschiedlicher Betriebsgrößen oder Marktanteile. Die Unternehmen waren jedoch zumindest prinzipiell unabhängig voneinander. Mit der kapitalintensiven Industrialisierung wuchsen die Unternehmen zwangsläufig und gingen dazu über, viele der Funktionen eines Produktions- und Vertriebsprozesses zusammenzuführen und den Ablauf betriebsintern zu koordinieren und zu planen.⁶⁰

Auch Gustavus Swift⁶¹ (1839–1903) und seine Konkurrenten entschieden sich für diesen Weg, schließlich blieb ihnen aufgrund der mangelnden Kooperation der Eisenbahnen und der Schlachter zumindest zu Beginn auch gar nichts anderes übrig. So wurde in der Fleischindustrie ein bis dahin kaum gekanntes Maß an vertikaler Integration erreicht. Swift hatte als erster ein völlig neuartiges Vertriebssystem um den Kühlwaggon herum errichtet. Nach dem Bau gekühlter Lagerhäuser übertrug Swift regionalen Verkaufsagenten die Verantwortung dafür, dass lokale Metzger und Ladeninhaber mit Produkten aus Chicago beliefert wurden und sie auch anboten. Gleichzeitig hatten sie die Zentrale über die regionale Nachfrage zu informieren und vor Ort Reklame zu schalten.⁶² Swift setzte dabei zunächst auf Kooperation. Wurde sie ihm verweigert, erstritt er sich seine Marktanteile in harten Preiskämpfen. Swifts bedeutendster Konkurrent war der bereits als „Schweinebaron“ bekannte Phillip D. Armour (1832–1901). Er integrierte noch konsequenter und setzte bei seinem Einstieg ins Rindfleischgeschäft von Beginn an auf eigene Niederlassungen. Und auch an anderer Stelle verließen sich die Fleischkonzerne nicht auf den Markt als Medium der Koordination. So schlug Swift schon bald sein eigenes Natureis, um nicht auf potentiell unzuverlässige Eislieferanten angewiesen zu sein.⁶³

Vor allem bemühten sich die Fleischkonzerne um die Kontrolle der großen Viehmärkte. Einerseits wollten sie so ihre Versorgung mit Vieh garantieren, andererseits verdienten

60 M. North (Hrsg.), *Deutsche Wirtschaftsgeschichte*, München 2005, S. 248.

61 L. F. Swift/A. van Vliissingen, *The Yankee of the Yards – the Biography of Gustavus Franklin Swift*, London 1927.

62 Licht, *Industrializing America* (wie Anm. 58), S. 144.

63 Yeager, *Competition and Regulation* (wie Anm. 50), S. 61–65.

sie auf diese Weise am profitablen Geschäft der Märkte und der dort angesiedelten Unternehmen selbst. Wichtigstes Mittel zur Erlangung der Kontrolle waren ihre Standortentscheidungen. Als größte Viehkäufer hing an ihnen der Umsatz des Marktes. Um ihren Willen zu bekommen, genügte es meist, mit Abwanderung zu drohen bzw. die Eröffnung einer Fabrik anzubieten.⁶⁴

Als Armour & Co. 1885 mit dem Kauf der „Wahl Brothers Glue Factory“ ins Klebstoffgeschäft einstieg, begannen die Fleischfirmen auch andere industrielle Fertigungen in ihre Unternehmen zu integrieren. Dem Klebstoff folgten Dünger, Bürsten, Matratzenfüllung, Tinte, Chemikalien, Medikamente etc. Die Rohstoffe dafür gewannen sie aus den Schlachtabfällen, die lokal arbeitende Metzger und Packer jahrhundertlang einfach weggeworfen hatten: Blut, Innereien, Haare, Hörner, Knochen.⁶⁵ Durch diese nahezu hundertprozentige Verwertung der Tiere stieg die Effizienz der Fleischfabriken weiter an. Die zusätzlichen Einnahmen ermöglichten es den Packern, ihr Fleisch selbst – wo nötig – billiger als das ihrer weniger stark integrierten Konkurrenten anzubieten und ihnen Marktanteile abzunehmen.⁶⁶ Ihre dadurch stetig zunehmende Marktmacht nutzten die Konzerne von 1880 an, um gemeinsam den Wettbewerb zu untergraben. Bereits 1905 verfasste Charles E. Russell seine populäre Anklage gegen den „American Beef Trust“, in der er den Fleischkonzernen systematische Marktmanipulationen zum Nachteil von Viehzüchtern, Konkurrenten und Verbrauchern vorwarf,⁶⁷ obwohl eine offizielle Untersuchung die Unternehmen kurz zuvor von derlei Vorwürfen entlastet hatte – allerdings auf Basis einer Datenlage, die kaum Aussagekraft besaß. Eine von US-Präsident Wilson 1917 eingesetzte Kommission bestätigte schließlich praktisch alle Vorwürfe, die bereits seit Jahrzehnten gegenüber den Fleischkonzernen erhoben worden waren.⁶⁸ „The rise to power and dominance of the Big Five in the period from 1880 to 1920 can be attributed to their dominance of the capital intensive central yard and distribution system and the use of anticompetitive forms of market conduct.“⁶⁹

Direktinvestitionen und das Entstehen der „Global Player“

Die Chicagoer Fleischbarone veränderten nicht nur radikal das Gesicht des amerikanischen und britischen Fleischhandels, sie hatten auch ihren Anteil daran, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts endgültig eine neue Ära der Auslandsinvestitionen eingeläutet wurde. Bereits um 1890 hatten führende US-amerikanische Unternehmen verschiedenster Branchen im Ausland investiert, zumeist dort, wo zahlungskräftige Kundschaft vorhan-

64 R. J. Arnould, Changing Patterns of Concentration in American Meat Packing, 1880–1963, in: Business History Review 45 (1971), S. 18–34, S. 23.

65 J. M. Skaggs, Prime Cut, Texas 1986, S. 42.

66 J. Hirsch, Das Amerikanische Wirtschaftswunder, Berlin 1926, S. 48 f.

67 C. E. Russell, The Greatest Trust in the World, New York 1905.

68 Williams/Stout, Economics (wie Anm. 53), S. 630 ff.

69 Arnould, Changing Patterns (wie Anm. 64), S. 20.

den war, in Kanada oder Europa.⁷⁰ Ziel der Packer war Argentinien, ein Land, das bereits über reichliche Erfahrungen mit ausländischen und vor allem britischen Investitionen verfügte.⁷¹ Bis zu diesem Zeitpunkt kam das Geld der ausländischen Investoren, wie in den meisten anderen Ländern auch, vor allem als Portfolio-Investitionen ins Land, d. h. die Investoren waren zwar an einer hohen Rendite interessiert, nahmen aber meist keinen direkten Einfluss auf die operativen Geschäfte des finanzierten Unternehmens, meist staatliche bzw. kommunale Infrastrukturprojekte und Eisenbahnunternehmen.⁷²

1907 begannen die US-amerikanischen Fleischkonzerne jedoch damit, große Mengen Kapital direkt in die argentinische Fleischwirtschaft zu investieren und sich durch den Kauf bereits bestehender Fabriken nicht weiter vertikal, sondern vielmehr horizontal zu integrieren.⁷³ „Swift & Co“ kaufte in diesem Jahr mit dem Frigorífico „La Plata“ den argentinischen Branchenprimus auf, 1909 wurde „La Blanca“ von der „National Packing Company“, einer gemeinsamen Firma der „Großen Drei“ (Swift, Armour und Morris), übernommen, und „Sulzberger & Sons“ (S&S) verhandelten zur selben Zeit mit dem „Frigorífico Argentino“. Damit übernahmen die US-amerikanischen Konzerne quasi aus dem Stand rund die Hälfte der argentinischen Kühl- und Gefrierfleischproduktion und fachten damit die Debatte um die Macht der amerikanischen Packer auch in Argentinien kräftig an. Britische Kapitalgeber sahen darob ihre Interessen bedroht und suchten die Hilfe der einflussreichen argentinischen Viehzüchter und der britischen Regierung.⁷⁴

Damit hatten sie jedoch keinen Erfolg, da der Markteintritt der US-amerikanischen Konzerne sowohl der Interessengruppe der argentinischen Viehzüchter und damit großen Teilen der am La Plata herrschenden Agraroligarchie als auch den britischen Verbrauchern, also den Wählern der Regierung in London, nur Vorteile brachte. Die von Chicago aus kontrollierten Firmen zahlten Höchstpreise für gutes Vieh, trieben damit die Rinderpreise in Argentinien stetig nach oben und dämpften so die Rivalitäten innerhalb der Züchtermgemeinschaft, was deren Diskussion über die Macht der US-amerikanischen Konzerne deutlich entspannte. In Großbritannien profitierten die Verbraucher vom hochwertigen und günstigen Kühlfleisch aus Argentinien, so dass auch die britische Regierung nicht bereit war, gegen die amerikanischen Konzerne und ihre Fleischlieferungen vorzugehen.⁷⁵ Ende 1910 begannen die amerikanischen Konzerne die argentinische Fleischwirtschaft in einen gnadenlosen Preiskampf zu führen, um ihre Marktanteile auf Kosten der argentinischen und britischen Frigoríficos zu steigern. Der britische Markt wurde dermaßen mit Rindfleisch überschwemmt, dass die Preise einbrachen und die weniger effizienten Frigoríficos Verluste einfuhren. Ein Jahr nach Beginn des Preiskampfes akzeptierten die britischen und argentinischen Fleischfabriken die Bedingungen

70 M. Wilkins, *The Emergence of Multinational Enterprise*, Harvard 1970, S. 65 f.

71 Siehe dazu u. v. a.: Lewis, Colin M.: *British railways in Argentina (1857–1914)*, London 1983.

72 C. Torp, *Weltwirtschaft vor dem Weltkrieg – Die erste Welle ökonomischer Globalisierung vor 1914*, in: *Historische Zeitschrift* 279 (2004), S. 561–609, S. 589 f.

73 Wilkins, *The Emergence* (wie Anm. 70), S. 189.

74 Hanson, *Argentine Meat* (wie Anm. 47), S. 146–151.

75 Perren, *Taste, Trade and Technology* (wie Anm. 25), S. 68.

der US-amerikanischen Konzerne für ein Abkommen, dass die Höhe der argentinischen Fleischlieferungen nach Großbritannien und die Anteile der einzelnen Unternehmen daran regelte. Im Ergebnis erhielten die Tochterunternehmen der US-amerikanischen Konzerne 41,35 Prozent, die britischen Unternehmen 40,15 Prozent und die Argentinier nur 18,5 Prozent der Anteile. Am 5. April 1913 entfachten die von Chicago kontrollierten *Frigoríficos* einen zweiten Preiskampf, der bald die gewünschte Wirkung zeigte und die Konkurrenten des „American Beef Trust“ dezimierte. Im Herbst konnten „S&S“ endlich das schon lange Zeit ins Auge gefasste „*Frigorífico Argentino*“ übernehmen, und im Januar 1914 schlossen sich die Unternehmen „*River Plate*“ und „*Las Palmas*“ zur „*British & Argentine Meat Company*“ zusammen. Fünf Monate nach dieser zweiten Marktberreinigung stimmte die vorgeführte Konkurrenz einem weiteren Abkommen zu den Bedingungen der US-amerikanischen Konzerne zu, demzufolge für die argentinischen Fabriken nur noch 11,86 Prozent vom argentinischen Exportgeschäft übrig blieben, während die Tochterunternehmen der US-amerikanischen Konzerne nun auf den Löwenanteil von 58,5 Prozent kamen, der beim besonders profitablen Kühlfleisch sogar noch höher gelegen haben dürfte.⁷⁶ Den Rest von 29,64 Prozent übernahmen die britisch geführten Unternehmen. So stiegen die US-amerikanischen Fleischkonzerne zu den größten Produzenten und Exporteuren von argentinischem Kühlfleisch auf.⁷⁷

Diese realwirtschaftlichen Folgen der Direktinvestitionen aus Chicago in Argentinien werfen ein neues Licht auf die traditionelle Interpretation nationaler Handelsstatistiken, der zufolge Argentinien die USA kurz vor dem ersten Weltkrieg als wichtigsten Rindfleischlieferanten der Welt ablöst und ihre Marktanteile übernahm. Diese Lesart entspricht der klassischen Außenwirtschaftstheorie, die von internationalen Wirtschaftsbeziehungen, also dem Handel zwischen Nationalstaaten ausgeht. Tatsächlich handeln aber zumeist nicht Staaten, sondern einzelwirtschaftliche Akteure wie Unternehmen oder Personen miteinander, so dass es weniger um internationale als um globale Wirtschaftsbeziehungen geht.⁷⁸ Konzentriert man sich auf die Unternehmen und legt die Prozentzahlen des zweiten Exportabkommens der argentinischen Fleischwirtschaft zugrunde, erkennt man deutlich, dass nicht die USA von Argentinien abgelöst wurden, sondern die Fleischkonzerne aus Chicago einfach ihr eigenes Auslandsgeschäft an den La Plata verlagert hatten.

Die Integration der atlantischen Rindfleischmärkte und der nationalistische Globalisierungs-Backlash

Dass es die Fleischkonzerne aus den Vereinigten Staaten überhaupt nach Argentinien gezogen hatte, lag daran, dass der Vieh- und Fleischpreis in den USA bereits Anfang des 20. Jahrhunderts so hoch und das Viehangebot so knapp war, dass sie ein Wegbrechen ihres Auslandsgeschäfts hatten absehen können. Tatsächlich standen die Preise in

76 Hanson, *Argentine Meat* (wie Anm. 47), S. 183.

77 P. H. Smith, *Politics and Beef in Argentina*, London 1969, S. 56-69.

78 E. Koch, *Globalisierung der Wirtschaft – über Weltkonzerne und Weltpolitik*, München 2000, S. 4.

den USA kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs den Preisen in Großbritannien, die nach einem Einbruch in den 1880er und 1890er Jahren ebenfalls wieder gestiegen waren, kaum noch nach. Der verbliebene Preisunterschied reichte nicht aus, um Fleisch aus den USA noch gewinnbringend nach Großbritannien liefern zu können. Globaler Handel hatte den nordatlantischen Markt für Rindfleisch innerhalb von knapp 40 Jahren vollständig integriert.⁷⁹ Die Ursachen der Teuerung in den USA lagen in erster Linie auf der Nachfrageseite. Die „Neue Nachfrage“ hatte das heimische Angebot vollständig absorbiert. Doch auch angebotsseitig gab es Probleme, da in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg der US-amerikanische Viehbestand und mit ihm die Zahl der zur Fleischgewinnung vermarkteten Rinder deutlich abgenommen hatte, da immer mehr Viehzüchter auf Getreidebau umschwenkten.⁸⁰ Ein Grund dafür waren sicherlich die allseits kritisierten Preisabsprachen der Fleischkonzerne, mit denen sie die Viehzucht unattraktiv gemacht hatten.⁸¹

Zwischen 1900 und 1910 ging die US-amerikanische Produktion von Schlachtrindern um 18 Prozent zurück. Um ihre Investitionen in Großbritannien nicht zu verlieren und ihre Marktanteile auf der Insel zu halten, benötigten die Konzerne aus Chicago eine neue Quelle für günstiges Vieh – und fanden sie in Argentinien.⁸² Geradezu in Windeseile integrierten die US-amerikanischen Fleischkonzerne die argentinische Fleischwirtschaft in den nordatlantischen Markt. Sie erhöhten die Kapazitäten ihrer *Frigoríficos*, reorganisierten die Produktion und motivierten die Viehzüchter am La Plata zu einer Verbesserung der Herden, indem sie die Preise für Topqualität gezielt steigerten. Auf ihrem Absatzmarkt Großbritannien drückten sie dagegen die Fleischpreise zeitweise unter die Preise, die in Argentinien für weit schlechteres Fleisch gezahlt werden mussten. Eine Preisgestaltung, die den Konzernen natürlich nicht dauerhaft zum Vorteil gereichen konnte, aber deutlich macht, dass die vor allem für den Export produzierende Fleischwirtschaft in Argentinien binnen weniger Jahre vollständig in den Weltmarkt integriert worden war.⁸³

Die Umtriebigkeit der neuen multinationalen Unternehmen förderte aber nicht nur den Prozess der Globalisierung, indem sie die Preise auf den bisher voneinander getrennten Märkten sich immer weiter annähern ließen. Sie riefen auch Widerstände gegen die Dominanz des Weltmarktes und diffuse „ausländische Einflüsse“ hervor.⁸⁴ Auf dem Höhepunkt der Fleischteuerung im Deutschen Reich nach der Jahrhundertwende und der dadurch angesprochenen Debatte um die „Fleischnot“ wurden die Chicagoer Fleischkonzerne zum erklärten Feind einflussreicher national-konservativer und agrarprotek-

79 Harley, *The World Food Economy* (wie Anm. 3), S. 247.

80 G. E. Putnam, *Supplying Britain's Meat*, London 1923, S. 71.

81 Frankfurter Zeitung, *Die Fleischnot in den Vereinigten Staaten* in Nr. 246 vom 5. September 1912.

82 Putnam, *Supplying Britain's Meat* (wie Anm. 80), S. 74 ff.

83 Bergman, *The Frozen and Chilled* (wie Anm. 32), S. 26.

84 Wilkins, *The Emergence* (wie Anm. 70), S. 101.

tionistischer Globalisierungsgegner.⁸⁵ In Australien drohte die Regierung den Konzernen im Jahr 1911 sogar mit gesetzlichen Maßnahmen, sollten sie in Zukunft versuchen, mit ihren „skandalösen und gnadenlosen“ Methoden auch die australische Fleischproduktion zu monopolisieren.⁸⁶ Der Einfluss der global agierenden Fleischkonzerne auf die Globalisierung nicht nur der Fleischmärkte ging also weit über ihr aktuelles operatives Geschäft und ihrem Beitrag zur Integration von Märkten hinaus. Mit ihren monopolkapitalistischen, produzenten- und verbraucherfeindlichen Geschäftsmethoden heizten sie global die Ängste vor wirtschaftlichem Abstieg genauso an wie Sorgen um die eigene kulturelle Identität und ökonomische Souveränität. Sie lösten Misstrauen gegenüber der internationalen Arbeitsteilung aus und verstärkten damit den Trend zum nationalistischen Protektionismus, dessen Aufkommen Jürgen Osterhammel und Niels Petersson in den Jahren nach 1880 erkennen und als „Politisierung der Globalisierung“ bezeichnen.⁸⁷ Auf diese Weise lösten die multinationalen Konzerne den militärischen und ökonomischen Globalisierungs-Backlash der Kriegs- und Zwischenkriegsjahre mit aus.

Fazit

Als sich nach dem Getreidehandel auch der Handel mit Rindfleisch zu globalisieren begann, bekam der Prozess der Globalisierung eine neue Dimension. Beruhte er bis dahin praktisch ausschließlich auf der existenziellen Nachfrage der Menschen nach Grundnahrungsmitteln, hatte er sich nun dadurch, dass er durch günstiges Brot den Lebensstandard der Menschen gesteigert hatte, die Grundlage für seine eigene Expansion geschaffen. So generierte die „Neue Nachfrage“ nach tierischen Nahrungsmitteln nicht nur ihr eigenes Angebot in Form des nordamerikanischen und transatlantischen Viehhandels, sie rief zudem radikale institutionelle Veränderungen hervor. Da aufgrund hoher Transport- und veterinärmedizinischer Folgekosten der Viehhandel keine Basis für sinkende Kosten in der Fleischproduktion und beim Fleischvertrieb bot und eine echte Integration der atlantischen Fleischmärkte nicht ermöglichen konnte, erzwang die „Neue Nachfrage“ das Entstehen einer zentralisierten Fleischindustrie. Um ihre fixkostenintensiven Anlagen jederzeit auslasten zu können, integrierten die größten der neuen Fleischindustriellen sowohl Rohstoffbeschaffung und Vermarktung als auch die Produktion so genannter Nebenprodukte in ihre Unternehmen und schalteten den Markt als Medium zur Ressourcenallokation weitgehend aus. So entstanden riesige, vertikal integrierte, hierarchisch organisierte Konzerne, die zu den ersten wirklich marktbeherrschenden „Global Players“ in der Geschichte der Globalisierung aufstiegen. Durch die Ausübung ihrer Marktmacht setzten sie sowohl Vieh- als auch Fleischpreise nach Belieben fest, trieben weniger effi-

85 Soziale Volksbibliothek (Nr. 18), Die gemeingefährliche „Fleischnot“, M. Gladbach 1910, S. 1 ff.; Sammlung von Vortragsmaterial des Bundes der Landwirte (Nr. 42), Zur Fleischnot-Interpellation, Berlin 1910, S. 19 f.

86 The Times, Australia and the American Meat Trade – Government Memorandum, 28. Februar 1911, S. 5.

87 J. Osterhammel/N. P. Petersson, Geschichte der Globalisierung, München 2003, S. 26.

ziente Konkurrenten in den Ruin und schürten auf mehreren Kontinenten die Furcht vor dem „American Beef Trust“. Damit gaben sie den ökonomischen Kräften der Globalisierung, die weltweit einen Strukturwandel zu Ungunsten der traditionellen, lokal verbundenen Agrarwirtschaft in den sich industrialisierenden Ländern ausgelöst hatten, eine scheinbar einfach zu begreifende Identität. Auf diese Weise trugen sie neben der ökonomischen auch eine psychologische Verantwortung für die seit den 1880er Jahren in Europa erstarkende soziale und nationalistische Antiglobalisierungsbewegung, die in den Weltkriegen und der Wirtschaftspolitik der Zwischenkriegsjahre ihren Höhepunkt fand und den Globalisierungsprozess in ein tiefes konjunkturelles Tal stürzte.

Gastronomie in Bewegung. Migration, kulinarischer Transfer und die Internationalisierung der Ernährung in der Bundesrepublik Deutschland

Maren Möhring

SUMMARY

Maren Möhring: Migration, Culinary Transfer, and the Internationalization of Food Consumption in West Germany after 1945

Addressing both the economic and cultural dimensions of the internationalization of food consumption, this paper deals with the emergence of ethnic restaurants in West Germany after World War II. Migrant entrepreneurs appear as the central agents in the process of changing food consumption habits. The essay offers a short outline of the spread of ethnic restaurants, followed by a chapter on the growing popularity of 'foreign' food consumed both in restaurants and at home. In discussing transnational transfers of food items, but also of culinary knowledge, finally, the discourses and images of 'foreign' food and thus its cultural meanings are analysed as they are produced (and consumed) in restaurants, but also in the mass media.

Ausländische Spezialitätenrestaurants bilden in deutschen Städten und selbst in ländlichen Regionen mittlerweile einen festen Bestandteil der Infrastruktur. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Lokale, die italienische oder chinesische Küche anboten, fast ausschließlich in Großstädten und insbesondere in der Metropole Berlin und der Hafenstadt Hamburg zu finden.¹ Seit den 1960er Jahren haben sich ausländische Gastro-

1 Zu den italienischen Gaststätten in Berlin um 1900 vgl. E. Pichler, Migration, Community-Formierung und ethnische Ökonomie. Die italienischen Gewerbetreibenden in Berlin (Beiträge zur vergleichenden Sozialforschung), Berlin 1997, S. 157 f.; zu den chinesischen Lokalen in Hamburg (und Altona) kurz nach dem Ersten Weltkrieg vgl. L. Amenda, Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972, München 2006, S. 112 ff.

nomiebetriebe dann aber im gesamten Bundesgebiet ausgebreitet und zu erheblichen Veränderungen der Ernährungsgewohnheiten beigetragen. Hat sich spätestens seit den 1990er Jahren der Konnex von angebotener nationaler bzw. regionaler Küche und entsprechender Migrantengruppe gelöst, so sind Migranten doch in den ersten Jahrzehnten der Diffusion ausländischer Gastronomie in der Bundesrepublik die zentralen Akteure gewesen. Mit der Eröffnung von ausländischen Spezialitätenrestaurants und Imbissen, aber auch von Lebensmittelgeschäften, die Produkte aus dem jeweiligen Herkunftsland in ihrem Sortiment hatten, haben Migranten maßgeblich zur Internationalisierung der Ernährung im Nachkriegsdeutschland beigetragen. Viele dieser Geschäfte und Lokale sind zunächst entstanden, um den Bedarf der im Zuge der bundesdeutschen Anwerbe- politik zwischen 1955 und 1973 nach Deutschland gekommenen so genannten Gastar- beiter und Gastarbeiterinnen nach vertrauten Nahrungsmitteln und Speisen zu befriedi- gen.² Als Teile einer „ethnischen“ wie „informellen“ Ökonomie verstanden, wurden diese Betriebe in der öffentlichen wie (sozial-)wissenschaftlichen Debatte oft als rückständig in Bezug auf ihre Produktions- und Distributionsformen charakterisiert.³ Saskia Sassen hingegen hat in ihren Forschungen über *global cities* darauf hingewiesen, dass die zu beobachtende Informalisierung kein vorindustrielles Relikt darstellt, sondern vielmehr als Effekt der neuen internationalen Arbeitsteilung zu verstehen ist.⁴ Die Nachfrage nach preiswerten Dienstleistungen gerade im Ernährungssektor hat seitens der städtischen Be- völkerung, der Pendler wie der Touristen stetig zugenommen. Auch wenn migrantische Betriebe vielfach als „Nischenökonomien“ und damit als marginale Erscheinungen be- schrieben werden, erfüllen sie notwendige Funktionen in den neuen städtischen wie glo- balen Ökonomien. In diesem Sinne charakterisiert Sassen Migranten und Migrantinnen als „emblematic subjects“ der von ihr untersuchten Globalisierungsprozesse.⁵ Sicherlich können Sassens Überlegungen zu den *global cities* New York, London und Tokio nicht umstandslos auf die bundesdeutschen Verhältnisse übertragen werden⁶; dennoch ermög- lichen sie eine andersartige Kontextualisierung des so genannten „ethnic business“, das in dieser Perspektive nicht als anachronistischer und primär reterritorialisierender Fak- tor, sondern stattdessen als ein zentrales Element transnationaler, globaler Ökonomien sichtbar wird.

- 2 Bald jedoch wurde der Kundenkreis auf andere migrantische Gruppen und nicht-migrantische Deutsche ausge- weitet. Diese Entwicklung ist am besten dokumentiert für die türkischen Unternehmen. Vgl. ATIAD (Hrsg.), Tür- kisches Unternehmertum in Deutschland. Die unsichtbare Kraft. Bestandsaufnahme 1996 und Perspektiven für das Jahr 2010, [Düsseldorf] 1996, S. 10; Zentrum für Türkeistudien (Hrsg.), Türkische Unternehmensgründungen: von der Nische zum Markt? Ergebnisse der MAGS-Untersuchungen bei türkischen Selbständigen in Dortmund, Duisburg und Essen, bearb. v. I. Duymaz (Studien und Arbeiten/Zentrum für Türkeistudien; 5), Opladen 1989.
- 3 Für eine Kritik an einer solchen Konzeption des „ethnic business“ wie generell eine Problematisierung des Be- griffs vgl. Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 30 (2000), H. 3.
- 4 S. Sassen, *The Global City*. New York, London, Tokyo, Princeton/Oxford, 2. Aufl., 2001, S. 291.
- 5 Dies., *Spatialities and Temporalities of the Global*. Elements for a Theorization, in: *Public Culture* 12 (2000), H. 1, S. 215-232, hier S. 216.
- 6 Vgl. M. Samers, *Immigration and the Global City Hypothesis*. Towards an Alternative Research Agenda, in: *Inter- national Journal of Urban and Regional Research* 26 (2002), H. 2, S. 389-402.

Obwohl Restaurants, wie Sharon Zukin bereits 1995 gezeigt hat, mit ihrer hohen Zahl an migrantischen Angestellten eine bedeutende Rolle innerhalb der globalen Arbeitsteilung einnehmen, sind sie bisher kaum Gegenstand der Globalisierungsforschung wie generell der sozialwissenschaftlichen oder historischen Forschung geworden.⁷ Dabei stellen gerade ausländische Spezialitätenrestaurants nicht nur hinsichtlich transnationaler, häufig globaler Migrationsbewegungen, sondern auch im Hinblick auf die Konsumentenseite einen besonders viel versprechenden Untersuchungsgegenstand dar, um den ökonomischen wie kulturellen Dimensionen von Globalisierungsvorgängen und insbesondere ihren Verflechtungen nachzugehen.⁸ Anders als im bürgerlichen Restaurant des 19. Jahrhunderts, das regionale Speisen als Teil einer sich konstituierenden Nationalküche präsentierte und sich damit als Ort verstehen lässt, an dem ‚die Nation konsumiert‘ wurde, können ausländische Spezialitätenrestaurants als Orte gelten, an denen ‚die Welt konsumiert‘ wird.⁹ Der prestigeträchtige Kauf und Gebrauch ‚exotischer‘ Produkte, der eine lange, vielfach koloniale Geschichte aufweist, ist mittlerweile zu einer Massenerscheinung geworden. Während Kaffee bereits im 19. Jahrhundert zu einem Massenkonsumgut geworden ist, wie Laura Rischbieter in ihrem Beitrag in diesem Band zeigt, hat es erheblich länger gedauert, bis der Besuch in einem (ausländischen) Spezialitätenrestaurant zu einer verbreiteten Alltagspraxis wurde. Und auch wenn sich mittlerweile weite Teile der Bevölkerung ein Essen auswärts leisten können, so bleibt der regelmäßige Restaurantbesuch dennoch ein Distinktionsmerkmal, mit dem ökonomisches, aber ebenso kulturelles Kapital ausgestellt werden kann. Dabei ist der Besuch von Lokalen, die „ethnic food“ anbieten, mit Weltläufigkeit, Aufgeschlossenheit und Trendbewusstsein konnotiert.¹⁰ „To be at the leading edge of modern capitalism is to eat fifteen different cuisines in any one week“, hat Stuart Hall bereits vor zehn Jahren angemerkt.¹¹ Wie die Geschichte der Gastronomie in Deutschland generell, so ist auch diejenige der ausländischen Küche bisher kaum erforscht.¹² Daher gilt es zunächst, die zeitliche und

7 S. Zukin, *The Cultures of Cities*, Malden/Oxford/Carlton 1995, S. 160.

8 Eine Analyse der sozialen und symbolischen Bedeutung von „ethnic food“ hat das Potential „to clarify many issues associated with economic and cultural processes of globalization“, so A. Warde, *Eating Globally. Cultural Flows and the Spread of Ethnic Restaurants*, in: D. Kalb/M. van der Land/B. van Steenberghe/N. Wilterdink (Hrsg.), *The Ends of Globalization. Bringing Society Back In*, Lanham/Boulder/New York 2000, S. 299-316, hier S. 299.

9 L. Turgeon/M. Pastinelli, „Eat the World“. Postcolonial Encounters in Quebec City's Ethnic Restaurants, in: *Journal of American Folklore* 115 (2002), H. 456, S. 247-268, hier S. 247. Zur transnationalen bzw. translokalen Dimension ausländischer Gastronomiebetriebe vgl. M. Möhring, *TransLokal. Ausländische Gaststätten in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Traverse* (2007), H. 3.

10 Entsprechend steht hier das kulturelle Kapital im Vordergrund. Vgl. Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 310.

11 Stuart Hall, *The Global and the Local. Globalization and Ethnicity*, in: A. McClintock/A. Muftić/E. Shohat (Hrsg.), *Dangerous Liaisons. Gender, Nation, and Postcolonial Perspectives*, Minneapolis 1997, S. 173-187, hier S. 181.

12 Zur Geschichte der modernen Gastronomie in Deutschland vgl. F. Rauers, *Kulturgeschichte der Gaststätte* (Schriftenreihe der Hermann Esser Forschungsgemeinschaft für Fremdenverkehr; 2), 2 Bde, Berlin 1941; A. Jenn, *Die deutsche Gastronomie. Eine historische und betriebswirtschaftliche Betrachtung*, Frankfurt a. M. 1993; R. Schwendter, *Arme speisen, Reiche speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie*, Wien 1995. Zur italienischen Gastronomie vgl. Pichler, *Migration* (wie Anm. 1) u. P. Bernhard, *L'Italia nel piatto. Per una storia della cucina e della gastronomia italiana in Germania nel XX secolo*, in: G. Corni/C. Dipper (Hrsg.), *Italiani in Germania tra Ottocento e Novecento. Spostamenti, rapporti, immagini, influenze*, Bologna 2006, S. 263-287; zu türkischen Imbissen in der BRD vgl. A. Çađlar, *McDoner. Doner Kebab and the Social Positioning*

räumliche Diffusion ausländischer Gaststätten knapp zu skizzieren (Teil 1), um dann vornehmlich anhand von Konsumstatistiken die zunehmende Beliebtheit ausländischer Speisen beim Außer-Haus-Verzehr wie beim häuslichen Konsum herauszuarbeiten (Teil 2). Nach diesem eher deskriptiv angelegten Überblick wird der Fokus in Teil 3 dieses Beitrags auf den kulturellen Zuschreibungen liegen, die mit „ethnic food“ und seinem Konsum verbunden waren und sind. Im Zentrum steht dabei der kulinarische Transfer, wie er im ausländischen Spezialitätenrestaurant stattfindet, sich aber auch in Form von zirkulierenden Rezeptsammlungen und massenmedialen Darstellungen ausländischer Küchen vollzieht.

1. Zur Geschichte ausländischer Gaststätten in Deutschland

Im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung erhöhte sich der Bedarf an (preiswerten) Speiselokalen erheblich. Die zunehmende Entfernung zwischen Wohnort und Arbeitsstätte, die ein Einnehmen der Mittagsmahlzeit zuhause im Kreis der Familie erschwerte, und die steigende Zahl von Frauen, die einer auswärtigen Erwerbstätigkeit nachging, führten seit dem späten 19. Jahrhundert zu einer Ausweitung des gastronomischen Angebots. Das Schnellrestaurant Aschinger etwa steht für die veränderten Ernährungsgewohnheiten in den urbanen Zentren des Kaiserreichs.¹³ Während Aschinger regionale Kost, nämlich eine bayerisch orientierte Küche anbot, existierte um 1900 in den Großstädten, allen voran in Berlin, auch bereits eine Anzahl ausländischer Gaststätten. Zwar weise Berlin keine Stadtviertel auf, „die ausschließlich von Angehörigen eines fremden Volks bewohnt wären, wie es zum Beispiel in London oder Neuyork der Fall“ sei. In diesen „Weltstädten par excellence“ gebe es umfangreiche Quartiere, wo „die Schilder der Gastwirtschaften und Kaufleute in der betreffenden Landessprache des Viertels abgefasst sind und die Fremden ganz wie zu Hause leben.“ Derartige „Zentralisationen des Ausländertums“ kenne Berlin nicht, aber dennoch könne man „die Angehörigen der Fremdenkolonie“ in ihren Klubs und Restaurants treffen:

*An derartigen Lokalen ist kein Mangel; es gibt österreichische, skandinavische, russische, polnische, italienische Restaurants, und in einigen Pensionaten kann man gar à la Nippon ganz ausgezeichnet speisen.*¹⁴

Struggle of German Turks, in: J. Costa/G. Bamossy (Hrsg.), *Marketing in a Multicultural World. Ethnicity, Nationalism, and Cultural Identity*, Thousand Oaks 1995, S. 209-230; T. Fallenbacher, *Ethnic Business in Nürnberg. Fallstudie Dönerkebab*, in: *Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft* 48 (2001), S. 247-272.

13 Vgl. K. Allen, *Hungrige Metropole. Essen, Wohlfahrt und Kommerz in Berlin, Hamburg 2002*, S. 95ff. Zur Geschichte des Essengehens in diversen europäischen Ländern vgl. M. Jacobs/P. Scholliers (Hrsg.), *Eating Out in Europe. Picnics, Gourmet Dining and Snacks since the Late Eighteenth Century*, Oxford/New York 2003. Einige der im Folgenden angestellten Überlegungen finden sich auch in M. Möhring, *Transnational Food Migration and the Internationalization of Food Consumption. Ethnic Cuisine in West Germany*, in: A. Nützenadel/F. Trentmann (Hrsg.), *Food & Globalization* (im Erscheinen begriffen).

14 W. Tiedemann, *Die Italiener in Berlin*, in: *Die Woche* 8 (1906), Nr. 34, S. 1492-1495, hier S. 1492. Die in den 1960er Jahren eröffneten ausländischen Lokale waren also mitnichten „die ersten“, wie Jenn, *Deutsche Gastronomie* (wie Anm. 12), S. 75, schreibt.

Für die weitere Verbreitung ausländischer Küche über die metropolitanen Regionen hinaus fungierte die italienische Küche als Wegbereiter. Den italienischen Eisdielen, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert an vielen Orten in West- und Mitteleuropa eröffnet worden waren, folgten italienische Cafés und Restaurants. Zudem war das deutsche Reich bereits um 1900 der größte Importeur italienischer Waren, bevor der deutsch-italienische Lebensmittelhandel eine Schlüsselrolle während der Zeit des Nationalsozialismus spielen sollte.¹⁵ Trotz gewisser Kontinuitäten durch das 20. Jahrhundert hindurch, ist der eigentliche *take-off* ausländischer Gastronomie erst für die Bundesrepublik seit Mitte der 1960er Jahre zu verzeichnen und blieb zunächst auf die städtischen Regionen beschränkt. Auch hier war, wie bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Existenz ausländischer Gaststätten an die Präsenz von Migranten und Migrantinnen aus den entsprechenden Ländern gebunden. So war die in den neuen Gaststätten angebotene Küche vornehmlich eine mediterrane und reflektierte damit die Herkunftsregionen der meisten Migranten.¹⁶ Entsprechend der unterschiedlichen regionalen Verteilung der einzelnen Migrantengruppen im Bundesgebiet kristallisierten sich auch im Hinblick auf das kulinarische Angebot regionale Schwerpunkte heraus. So hat sich beispielsweise die portugiesische Küche allein in Hamburg mit seiner langen Tradition portugiesischer Einwanderung einen nicht unbedeutenden Platz erobern können, während in München, nicht zuletzt aufgrund der geographischen Nähe, die italienische Küche dominierte.¹⁷ In Berlin, wo die ausländische Gastronomie im bundesweiten Vergleich die größte Rolle spielt, hat, nicht zuletzt aufgrund des hohen Anteils an türkischen Migranten, das Döner-Business seinen Hauptstandort gefunden.¹⁸

Generell lässt sich festhalten, dass die Ausbreitung ausländischer Lokale einen ersten Boom Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre erlebte. In Konstanz beispielsweise sind bis in die 1960er Jahre hinein unter den ausländischen Gastronomiebetrieben allein italienische Eisdielen zu finden. Mitte der sechziger Jahre kamen dann die ersten italienischen Restaurants und „Balkan-Grillstuben“ hinzu, die Mitte der siebziger Jahre um griechische, spanische und chinesische Gaststätten ergänzt wurden. Das erste türkische Lokal ist im Adressbuch der Stadt Konstanz erst für das Jahr 1989 nachgewiesen.¹⁹ Eine vergleichbare Entwicklung, wenn auch aufgrund der Größe der Stadt auf quantitativ wesentlich höherem Niveau, ist in Köln zu beobachten, wo es 1968 lediglich vierzehn,

15 P. Bernhard, *L'Italia* (wie Anm. 12), hier S. 264 u. 271.

16 Sehr bald begannen allerdings auch deutsche Gastronomen, die lukrative ausländische Küche anzubieten (vgl. Jenn, *Deutsche Gastronomie* (wie Anm. 12), S. 76).

17 Zur italienischen Gastronomie in München vgl. P. Bernhard, *La pizza sul Reno. Per una storia della cucina e della gastronomia italiana in Germania nel XX secolo*, in: *Memoria e Ricerca. Rivista di storia contemporanea* 23 (2006), S. 62-72.

18 Vgl. H. Rudolph/F. Hillmann, *Döner kontra Boulette – Döner und Boulette. Berliner türkischer Herkunft als Arbeitskräfte und Unternehmer im Nahrungsgütersektor*, in: H. Häußermann/I. Oswald (Hrsg.), *Zuwanderung und Stadtentwicklung* (Leviathan-Sonderheft 17 (1997)), Opladen/Wiesbaden 1997, S. 85-105; Möhring, *TransLokal* (wie Anm. 9).

19 *Adressbücher der Stadt Konstanz, 1939–1996*.

1973 dann aber bereits 62 ausländische Gaststätten gab.²⁰ Für Gießen hat Susanne Köhler eine Zunahme des Anteils ausländischer Gaststätten von drei Prozent im Jahre 1960 auf 28 Prozent im Jahre 1992 errechnet.²¹ Der starke Zuwachs ausländischer Restaurants insbesondere in den 70er Jahren und – abgesehen von der für die bundesdeutsche Gastronomie insgesamt gebremsten Entwicklung zu Beginn der 80er Jahre – dann wieder ab Mitte der 80er Jahre hat im Zeitraum von 1975 bis 1985 zu einer Verdopplung ausländischer Lokale von 20.000 auf 40.000 geführt. 1985 wurde etwa jedes vierte Lokal von einem ausländischen Besitzer betrieben.²² Zieht man noch die vom Deutschen Industrie- und Handelstag durchgeführten jährlichen Umfragen zum Unterrichtsverfahren für Gastwirte (dem so genannten Bulettschein) bei den Industrie- und Handelskammern hinzu, so ist für den Zeitraum von 1986 bis 1991 bundesweit ein Anstieg des Ausländeranteils von 20,2 Prozent auf 27,9 Prozent festzustellen. Waren 1986 die Ausländer aus EG-Mitgliedsstaaten noch in der Mehrheit, so sind es 1991 Migranten aus Ländern außerhalb der Europäischen Gemeinschaft.²³

Viele der neuen Gaststättenbesitzer waren als „Gastarbeiter“ nach Deutschland gekommen und hatten hier, bevor sie sich selbständig machten, in den verschiedensten Berufen, häufig aber auch im Gastgewerbe gearbeitet. Als Reaktion auf den permanenten Arbeitskräftemangel in der deutschen Gastronomie – 1960 blieben etwa 35.000 Stellen unbesetzt – wurden auch in diesem Gewerbebereich ausländische Arbeitskräfte angeworben; 1962 betrug ihre Zahl ca. 17.000.²⁴ 1974 lag der Anteil ausländischer Arbeitnehmer im Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe bei 22,3 Prozent; allein in Gießereien war der Anteil von Ausländern an den Beschäftigten mit 28,9 Prozent höher.²⁵ Schleswig-Holstein hatte mit sieben Prozent ausländischen Arbeitnehmern im Gastgewerbe die niedrigste Quote aufzuweisen; am höchsten war ihr Anteil in Berlin und Hessen mit 26 bzw. 27 Prozent.²⁶ Der weitaus größte Teil der im Gastgewerbe tätigen Migranten stammte aus Jugoslawien und Italien.²⁷

20 Greven's Kölner Adreßbücher, 1968 and 1973.

21 Vgl. S. Köhler, Kulturelle Vielfalt in der Ernährung. Die zunehmende Bedeutung ausländischer Kost in der BR Deutschland, in: *Agrarwirtschaft* 42 (1994), H. 8/9, S. 328-336, hier S. 330.

22 Vgl. H. H. Grimm, Das Gastgewerbe in der Bundesrepublik (dpa Hintergrund; Nr. 3245, 21.7.1987), S.11. Zu den Wachstumsraten im Gastgewerbe insgesamt und der in den ersten Nachkriegsjahrzehnten „stürmische[n] Entwicklung“ vgl. DEHOGA (Hrsg.), *Angebots- und Nachfrageveränderungen im Gastgewerbe. Veränderte und differenzierte Betriebsformen als Antwort auf Konsumgewohnheiten* (Gastgewerbliche Schriftenreihe; 50), Bonn-Bad Godesberg 1984, S. 40 u. 21.

23 Vgl. Köhler, *Kulturelle Vielfalt* (wie Anm. 21), S. 330.

24 Vgl. Jenn, *Deutsche Gastronomie* (wie Anm. 12), S. 70.

25 AdSD der FES, Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten, Hauptverwaltung, Nr. 148: Sonderdruck aus *Amthliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit* 24 (1976), Nr. 3, Nürnberg, im März 1976, Tab. Nr. 9.

26 Vgl. AdSD der FES, Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten, Hauptverwaltung, Nr. 430 (Abteilung II, Hamburg): *Rundschreiben Nr. 38/1980, betr.: Tarifsynopse u. Wirtschafts- u. Beschäftigtenentwicklung im Gastgewerbe*, Anlage: *Das Gastgewerbe in Zahlen*, S. 2.

27 Von den 338.161 sozialversicherungspflichtigen Arbeitnehmern waren Ende 1976 68.933 Ausländer, von denen die Jugoslawen mit 20.679 und die Italiener mit 13.018 Angestellten die größten Gruppen bildeten, gefolgt von Türken, Griechen, Spaniern und Portugiesen. Vgl. DEHOGA (Hrsg.), *Zur Situation des gastgewerblichen Arbeitsmarktes* (Gastgewerbliche Schriftenreihe; 25), Bonn/Bad Godesberg 1978, Tab. 25: *Sozialversicherungspflichtige Arbeitnehmer im Gastgewerbe am 31.12.1976*.

Der Gründungsboom ausländischer Gaststätten in den 1970er Jahren ist unter anderem mit der ökonomischen Rezession zu erklären, welche die von Arbeitslosigkeit überproportional betroffenen Migranten zur Suche nach neuen Verdienstmöglichkeiten zwang, um nicht nur sich selbst, sondern auch den im Rahmen des Familiennachzugs eintreffenden Angehörigen ein Auskommen zu verschaffen.²⁸ Während die Bundesregierung in der Zeit nach dem Anwerbestopp 1973 wenig erfolgreiche Rückkehrprogramme für die „Gastarbeiter“ entwickelte, verstetigten die Migranten mit ihren eigenen Geschäften ihren Aufenthalt in der Bundesrepublik und widersetzten sich damit den Rückführungsplänen.

Zählt die Gastronomie insgesamt zu den besonders konjunkturanfälligen Gewerben mit hoher Fluktuationsrate, so gilt dies in besonderem Maße für Klein- und Kleinstbetriebe, zu denen die seit den 1960er Jahren eröffneten ausländischen Gaststätten weitgehend zu zählen sind.²⁹ Eine Großzahl dieser Betriebe wies nur eine sehr kurze Lebensdauer auf.³⁰ Die Überlebensfähigkeit eines kleinen Gastronomiebetriebs basierte und basiert noch heute oftmals auf unbezahlter Mitarbeit von Familienangehörigen, undokumentierter Arbeit und überlangen Arbeitszeiten. Dies gilt für den Restaurant- ebenso wie für den Imbissbetrieb.

Stadtgeographisch betrachtet, befanden sich die meisten der von Migranten eröffneten Gastronomiebetriebe, Restaurants wie Imbisse, zunächst in den sanierungsbedürftigen Altstadtvierteln und/oder Rotlichtdistrikten in der Innenstadt oder innenstadtnahen Quartieren – Stadtvierteln also, die zu diesem Zeitpunkt für deutsche Restaurantbesitzer wenig attraktiv waren. So wie die Migranten in den 1950er und 1960er Jahren die freien und oftmals schlecht bezahlten, gefährlichen und von deutschen Arbeitnehmern daher nicht gewollten Arbeitsplätze eingenommen hatten, so besetzten sie nun, als Selbstständige, wiederum die für nicht lukrativ erachteten Nischen. Kaum geeignet für „gutbürgerliche“ Gaststätten, versorgten diese Quartiere die ausländischen Lokale aber mit einer neuen Klientel: Abgesehen von anderen Migranten und Migrantinnen, die in den besagten Vierteln lebten, gehörten vor allem junge Leute, die nach einem Kneipenbesuch noch etwas essen wollten und die oftmals längeren Öffnungszeiten zu schätzen wussten, zu den ersten Gästen. Die ausländischen Gaststätten sorgten auf diese Weise

28 Die gewerbe- und ausländerrechtlichen Regularien haben migrantische Unternehmensgründungen in der Bundesrepublik, im Vergleich etwa zu Großbritannien oder den USA, erheblich erschwert. Eine komparative Analyse von Opportunitätsstrukturen und institutionellen Rahmenbedingungen wäre nötig, um universalisierende Aussagen über das so genannte ethnische Gewerbe durch eine lokalspezifische historische Kontextualisierung zu differenzieren.

29 So setzte sich die türkische Unternehmensstruktur in Berlin im Jahre 1995 zu 91 Prozent aus Betrieben des Einzel- und Kleinhandels zusammen, von denen 37 Prozent sogar ganz ohne weitere Beschäftigte arbeiteten. Nur acht Prozent der Betriebe lassen sich als mittlere und nur ein Prozent als große Betriebe klassifizieren. Vgl. F. Hillmann/H. Rudolph, *Redistributing the Cake? Ethnicisation Processes in the Berlin Food Sector* (Discussion Paper FS I 97-101, WZB Berlin für Sozialforschung), Berlin 1997, S. 96 f.

30 Zur relative hohen Fluktuation bei türkischen Gaststätten (bei zunehmender Gesamtzahl) vgl. F. Scholz, *Räumliche Ausbreitung türkischer Wirtschaftsaktivitäten in Berlin* (Ein Beitrag zur Integrationsfrage der Türken), in: B. Hofmeister u. a. (Hrsg.), *Beiträge zur Geographie eines Großstadtraumes*, Berlin 1985, S. 275-317, hier S. 298 f.

oftmals für eine Revitalisierung der im Zuge der Suburbanisierung von der deutschen Bevölkerung verlassenen Stadtviertel³¹ und veränderten bundesweit das Bild vieler Städte maßgeblich, stellten sie – als besonders sichtbare Verkörperungen kultureller Differenz im öffentlichen Raum – doch neuartige translokale Verknüpfungen her und trugen damit zu einer Neukonfigurierung des städtischen Raums im Kontext von Globalisierung und transnationaler Migration bei.

Für Großbritannien hat Christopher P. Driver herausgestellt, dass die Ausbreitung ausländischer Gaststätten direkt an Migrationsbewegungen gekoppelt gewesen und den Migrationsmustern spezifischer Gruppen gefolgt sei. Die These einer steigenden Konsumentennachfrage nach ausländischen Nahrungsmitteln und Speisen, die z. B. durch Auslandsurlaube induziert worden sei, hat er – m. E. zu Unrecht – zurückgewiesen.³² Zumindest für die italienische Gastronomie in der Bundesrepublik ist das „Wechselspiel“ von italienischer Arbeitsmigration und deutschem Massentourismus entscheidend gewesen.³³ Beide Formen transnationaler Mobilität – Tourismus wie Migration – haben im Laufe des 20. Jahrhunderts die Ernährungsgewohnheiten weltweit verändert. Für die bundesdeutsche Bevölkerung diente der Besuch in einer ausländischen Gaststätte der Vor- oder Nachbereitung einer Ferienreise; er konnte aber auch als Substitut einer solchen fungieren.³⁴ D. h., auch denjenigen, die sich keine teure Reise in den Süden leisten konnten, ermöglichten die relativ preiswerten ausländischen Lokale, an dem nach dem Zweiten Weltkrieg neu erwachten Interesse für ausländische Waren und Speisen zu partizipieren.

2. Die zunehmende Popularität ausländischer Küchen

Heute stehen in der Bundesrepublik ausländische Spezialitätenrestaurants auf der Beliebtheitsskala ganz oben. Besonders gern besucht werden sie von Familien mit Kindern und jüngeren Leuten, während die Klientel deutscher bzw. „gutbürgerlicher“ Gaststätten im Durchschnitt deutlich älter ist. Mittlerweile hat auch innerhalb des Segments der ausländischen Gastronomie eine Ausdifferenzierung nach Altersgruppen stattgefunden; so werden Restaurants, die griechische Küche oder „Balkan-Spezialitäten“ anbieten, tendenziell von älteren Konsumenten aufgesucht als etwa italienische oder asiatische Lokale.³⁵ Bereits 1984 gaben 79 Prozent der 18- bis 30-Jährigen an, dass sie beim Essengehen

31 Diese Beobachtung lässt sich ebenso für Großbritannien wie Österreich machen. Vgl. P. Panayi, *The Spicing Up of English Provincial Life. The History of Curry in Leicester*, in: A. J. Kershen (Hrsg.), *Food in the Migrant Experience*, Burlington 2002, S. 42-75, hier S. 68 f.; S. Mattl, *Migration und Gastronomie*, in: H. Gürses/C. Kogoj/Dies. (Hrsg.), *Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration*, Wien 2004, S. 146-148, hier S. 146.

32 C. Driver, *The British at Table, 1940-1980*, London 1983; vgl. dazu auch Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 302.

33 D. Richter, *Reisen und Schmecken. Wie die Deutschen gelernt haben, italienisch zu essen*, in: *Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung* (2002), S. 17-29, hier S. 24.

34 Zum Besuch eines ausländischen Lokals als Substitut für eine Reise vgl. S. Peckham, *Consuming Nations*, in: S. Griffith/J. Wallace (Hrsg.), *Consuming Passions. Food in the Age of Anxiety*, Manchester 1998, S. 171-182, hier S. 172.

35 Vgl. ZMP (Hrsg.), *Essen außer Haus 2000*, Bonn 2001, S. 23. Im Hinblick auf das Geschlecht weisen ausländische Gaststätten eine leichte Bevorzugung durch Frauen auf (vgl. ebd., S. 22).

ausländische Küche bevorzugten. Rangierte 1984 noch die französische vor der italienischen Küche³⁶, so hat letztere im Laufe der folgenden zwei Jahrzehnte die französische an Beliebtheit weit hinter sich gelassen.³⁷ 1991 vereinen italienische Restaurants und Pizzerias über die Hälfte aller Verzehrsvfälle in ausländischen Gaststätten auf sich, gefolgt von griechischen und chinesischen Restaurants.³⁸

In Marktforschungsstudien und Untersuchungen zur Entwicklung des Gastgewerbes sind diese Trends für Deutschland – im Vergleich etwa zu Großbritannien – erst relativ spät systematisch erforscht worden. Zwar lässt sich für die gesamte Nachkriegszeit ein deutlicher Anstieg des privaten Außer-Haus-Verzehrs statistisch belegen³⁹; eine genauere Aufschlüsselung bieten aber erst Studien der 80er Jahre, welche die zunehmende Popularität der ausländischen Gastronomie einerseits und der Systemgastronomie andererseits herausstreichen. Während in einer 1984 vom Bundesministerium für Wirtschaft finanzierten Studie über die Angebots- und Nachfrageveränderungen im Gastgewerbe „traditionelle Restaurants“ als „Hauptverlierer im Wettbewerb“ charakterisiert werden, sieht man die größten Expansionschancen im Fast-Food-Bereich. Während den „gutbürgerlichen Gaststätten“ ein erheblicher Verlust an Marktanteilen prognostiziert wird, räumt man den Spezialitätenrestaurants, zu denen neben den ausländischen Gaststätten auch die Steakhäuser zählen, weiterhin gute Zukunftschancen ein.⁴⁰

Die parallel verlaufende Hinwendung zur ausländischen Gastronomie und zum Fast Food macht deutlich, dass sowohl die „Ethnisierung“ als auch die „McDonaldisierung“ der Ernährung auf Akzeptanz bei den Verbrauchern stößt.⁴¹ Beide Phänomene lassen sich als Effekte bzw. Elemente von Globalisierungsprozessen verstehen, stellt Ausdifferenzierung bzw. Spezialisierung – auch in regionaler Hinsicht⁴² – doch eine der möglichen Antworten auf globale Standardisierungsvorgänge dar. Hier eine allzu einfache Zuordnung von Homogenisierung einerseits und Heterogenisierung andererseits vorzu-

36 DEHOGA, Angebots- und Nachfrageveränderungen, S. 101 f. 29 Prozent favorisierten die französische, 20 Prozent die italienische, 17 Prozent die fernöstliche und 13 Prozent die „Balkan-Küche“ (ebd., 102).

37 In einer Umfrage im Jahre 2003 gaben über 50 Prozent der Interviewten an, italienische Küche am liebsten zu mögen, gefolgt von chinesischer und griechischer Küche (21 bzw. 18 Prozent). Die französische Küche wurde nur von zwei Prozent der Befragten genannt. Vgl. R. Wachter, *Bella Italia*, in: *Hessische Gastronomie. Fachmagazin für die Hotellerie und Gastronomie*, 12 (2003), S. 19.

38 Französische Restaurants hingegen kommen nur auf 1% der Verzehrsvfälle. Vgl. Köhler, *Kulturelle Vielfalt* (wie Anm. 21), S. 331.

39 Betrug der Anteil des Außer-Haus-Verzehrs am privaten Verbrauch 1960 nur 2,4 Prozent, so war er 1970 auf 2,7 Prozent und 1980 auf 3,9 Prozent gestiegen – bei einem von 40 auf 30 bzw. 28 Prozent absinkenden Anteil für Nahrungsmittel insgesamt. Vgl. CMA-Mafo-Jahrbuch (1994): *Der Markt für Großverbraucher*, S. 22.

40 DEHOGA, Angebots- und Nachfrageveränderungen, S. 77 u. 79.

41 Für Großbritannien macht Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 302, diese Feststellung. Zur McDonaldisierungs-These siehe G. Ritzer, *McDonaldisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997; Ders., *Globalisierung, McDonaldisierung und Amerikanisierung*, in: D. Bögenhold (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie*, Stuttgart 2000, S. 219-242.

42 Zum Konnex von Globalisierung und Regionalisierung vgl. W. Bonß, *Globalisierung, Regionalisierung, Lokalisierung. Zur Bedeutung des Regionalen in der modernisierten Moderne*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 25 (2007), S. 15-28; für die Konsumgeschichte: H. Siegrist/M. Schramm (Hrsg.), *Regionalisierung europäischer Konsumkulturen im 20. Jahrhundert* (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen; 9), Leipzig 2003.

nehmen, verstellt den Blick auf die Verwobenheit beider Prozesse. Für das ausländische Spezialitätenrestaurant gilt, dass es sein Angebot jeweils an die Konsumgewohnheiten des Landes, in dem es angesiedelt ist, anpasst; entsprechend schmeckt etwa ‚die‘ chinesische oder ‚die‘ italienische Küche überall auf der Welt anders. Dennoch sind global auch Angleichungen der Speisekarten zu beobachten⁴³, und die Länder übergreifende Expansion der eigenen Nationalküche kann, wie im Falle des von der thailändischen Regierung aufgelegten Programms „Global Thai“, zu einem weltweit angelegten Unternehmen werden.⁴⁴ Auf der anderen Seite operiert das paradigmatische Unternehmen der Fast-Food-Systemgastronomie, McDonald’s, zwar mit einer in weiten Teilen standardisierten Speisekarte, lässt aber lokale Besonderheiten keineswegs außer Acht. In seiner auf die örtlichen Verhältnisse abgestellten Verwendung bestimmter Fleischsorten, spezifischer Gewürze und Saucen, aber auch eines regionalspezifischen Mobiliars kann McDonald’s unter bestimmten Prämissen geradezu als Paradebeispiel der Glokalisierung gelten.⁴⁵ Für die Geschichte der Bundesrepublik scheint es mir in diesem Zusammenhang wichtig, dass in kulinarischer Hinsicht nicht allein eine „Amerikanisierung“, sondern ebenso etwa eine „Italianisierung“ zu konstatieren, der Blick also auf die Pluralität parallel verlaufender Internationalisierungsprozesse zu richten ist.⁴⁶

Die bundesdeutsche Vorliebe für „schnelles Essen“ wie für ausländische Küche zeigt sich nicht nur beim Außer-Haus-Verzehr. Auch beim Kochen zuhause hat sich die Zubereitung von Fertiggerichten einerseits und von ausländischen Speisen andererseits – und nicht zuletzt von ausländischen Fertiggerichten – in weiten Teilen der Bevölkerung durchgesetzt. Für die Bundesrepublik ist hier insbesondere der Erfolg der italienischen Küche zu nennen. So hat sich der Verbrauch von Produkten wie Olivenöl oder Parmesanke in den Jahren 1980 bis 1990 verdreifacht.⁴⁷ Hatte es in der frühen Bundesrepublik noch erbitterte Auseinandersetzungen zwischen den (deutschen) Herstellern und Abnehmern der für besonders nahrhaft erachteten Eiernudel und den (italienischen)

43 Diese werden von einigen Autoren, im Zuge der Debatten um „McDonaldisierung“, als Amerikanisierung diskutiert: „[T]he USA’s highly entrepreneurial, ethnically diverse culture will also serve as a springboard for the most widely accepted versions of Italian, Hispanic and other ethnic cuisines as they make their move internationally“ (A. Siemering, *Growing Momentum towards a Global Cuisine*, in: H. Walker (Hrsg.), *Food on the Move. Proceedings of the Oxford Symposium on Food and Cookery 1996*, London 1997, S. 304-306, hier S. 304 f.

44 Dies geschieht beispielsweise über ein weltweites Exportnetz für Zutaten und Hilfe bei Betriebsgründungen im Ausland. Vgl. J. M. Pilcher, *Food in World History*, New York/London 2006, S. 116.

45 C. Vignali, *McDonald’s: „think global, act local“*, in: *British Food Journal* 103 (2001), H. 2, S. 97-111. Zum Konzept der Glokalisierung vgl. R. Robertson, *Glocalization. Time-space and homogeneity-heterogeneity*, in: M. Featherstone/S. Lash/Ders. (Hrsg.), *Global Modernities*, London 1995, S. 25-44.

46 Zur Bedeutung anderer, nicht allein US-amerikanischer Konsumformen im 20. Jahrhundert vgl. auch J. Brewer/F. Trentmann, *Introduction*, in: Dies. (Hrsg.), *Consuming Cultures, Global Perspectives. Historical Trajectories, Transnational Exchanges*, Oxford/New York 2006, S. 1-17, hier S. 2.

47 Vgl. Köhler, *Kulturelle Vielfalt* (wie Anm. 21), S. 333; zu den in der frühen Bundesrepublik eher langsam wachsenden Importen italienischer Nahrungsmittel vgl. P. Bernhard, *La pizza sul Reno. Per una storia della cucina e della gastronomia italiane in Germania nel XX secolo*, in: *Memoria e Ricerca. Rivista di storia contemporanea* 23 (2006), S. 62-72, hier S. 67.

Produzenten von Hartweizenpasta gegeben⁴⁸, so gehören Spaghetti aus Hartweizengrieß mittlerweile zum Standardrepertoire bundesdeutscher Haushalte.

Auch die hohen Einschaltquoten bei TV-Kochsendungen, in denen ‚exotische‘ Gerichte vorgestellt werden, und die enormen Verkaufszahlen ausländischer Kochbücher scheinen für eine weit reichende Internationalisierung der bundesdeutschen Ernährung zu sprechen. Allerdings sagen sie kaum etwas darüber aus, was die Konsumenten zuhause tatsächlich zubereiten. Mit Vorsicht zu genießen sind auch die verwendeten Konsumstatistiken, die in ihrer Tendenz zur Generalisierung und Typisierung⁴⁹ oftmals die mitunter markanten Unterschiede hinsichtlich des Verzehr von „ethnic food“ z. B. zwischen unterschiedlichen Regionen, sozialen Schichten sowie Stadt und Land vernachlässigen. So wird in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern weit seltener in ausländischen Gaststätten gegessen als in Großstädten; zudem entfielen hier 1991 66,4 Prozent aller Verzehrsvorfälle auf italienische Restaurants, die in Städten mit mehr als 500.000 Einwohnern nur 40,7 Prozent der Verzehrsvorfälle ausmachen.⁵⁰ Die wesentlich geringere Frequenz ausländischer Gaststätten in ländlichen Regionen ist vermutlich nicht allein mit dem mangelnden Angebot zu erklären. Alan Warde hat für Großbritannien einen größeren Konservatismus im Hinblick auf „ethnic food“ in der Provinz ausgemacht und in diesem Zusammenhang vor voreiligen Schlüssen auf eine umfassende Internationalisierung der britischen Ernährung gewarnt.⁵¹ Worüber Konsumstatistiken kaum Auskunft geben, sind die Motive der Konsumenten, ihre Einstellungen zu „ethnic food“ und ihre Erwartungen im Hinblick auf seinen Konsum. Um sich diesen Aspekten anzunähern, müssen die kulturellen Zuschreibungen in den Blick genommen werden, mit denen ausländische Gerichte und ihr Verzehr versehen werden.

3. Kulinarische Transfers und ihre Bedeutung

Das Phänomen der Internationalisierung der bundesdeutschen Ernährung ist nicht allein über die Importstatistiken ausländischer Nahrungsmittel zu erfassen. Ebenso wichtig wie die massenhafte Einfuhr von in Deutschland lange Zeit unbekanntem Gemüse- und Obstsorten, Gewürzen und Getränken ist der Transfer kulinarischen Wissens, das den Fokus vom Nahrungsmittel auf die Ebene der Speise verschiebt.⁵² Das Wissen über die Herkunft bestimmter Gerichte, ihre Zubereitung und die Art und Weise ihres Verzehr hat sich über diverse Kanäle verbreitet, zu denen das ausländische Restaurant ebenso

48 Vgl. BArch, B 142/514: Teigwaren-Verordnung.

49 Zur Problematik der Verwendung von Marktanalysen für die wissenschaftliche Forschung siehe L. Gofton, *British Market-Research Data on Food. A Note on Their Use for the Academic Study of Food Choices*, in: A. Murcott (Hrsg.), *The Nation's Diet. The Social Science of Food Choice*, London 1998, S. 302-310.

50 Vgl. Köhler, *Kulturelle Vielfalt* (wie Anm. 21), S. 331.

51 Vgl. Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 309.

52 Weit mehr als das Nahrungsmittel stellt die Speise ein kulturell bedeutsames System dar. Vgl. K. Cwiertka, *Domesticating Western Food in Japan, a Comparative View*, in: Walker, *Food on the Move* (wie Anm. 43), S. 64-74, hier S. 64.

zählt wie das Kochbuch oder andere Formen massenmedialer Distribution kulinarischer Informationen. Auf der einen Seite standen demnach die Migranten, die in Gaststätten oder Lebensmittelgeschäften ihr Wissen an die Kunden weitergaben. So berichtet Fikret Türkkus, der lange Jahre ein türkisches Lebensmittelgeschäft in Köln betrieben hat, dass seine Kunden zunächst mit den von ihm angebotenen Kürbissen nichts anzufangen wussten und sie wie Gurken roh aßen.⁵³ Deutsche Kunden waren also auf die Informationen, die ihnen beim Verkauf mitgegeben wurden, angewiesen; entsprechend wurden in den 1960er und 1970er Jahren die neu eingeführten Auberginen und Zucchini mit beigefügten Zubereitungshinweisen verkauft.⁵⁴

Auf der anderen Seite sind die über die Massenmedien agierenden kulturellen Vermittler zu nennen, die – in der Bundesrepublik noch immer auffallend selten mit Migrationshintergrund – als kulinarische Experten ihr Wissen über ausländische Speisen in Presse, Rundfunk oder Fernsehen verbreiten. In ihrer Analyse des 1972 auf den Markt gebrachten einflussreichen Kochmagazins *essen & trinken* hat Manuela Bojadžijev gezeigt, wie sich die Darstellung migrantischer Küchen im Laufe der Jahrzehnte verändert hat. Standen Anfang der 1970er Jahre in Notunterkünften lebende Migranten, die aus Heimweh die ihnen vertrauten Gerichte zubereiten („Ali will es wie zu Hause“), im Vordergrund, so wurden diese in den 80er Jahren durch „integrierte“, der Mittelschicht zuzurechnende Migranten – und vor allem Migrantinnen – ersetzt, die in der Rubrik „Zu Gast bei unseren Gästen“ (allein) beim Kochen noch ihre „Heimatverbundenheit“ auslebten. Die 1994 in „Fremde Töpfe“ umbenannte Rubrik schließlich präsentierte vielfach schon in der Bundesrepublik geborene Kosmopoliten, die vielseitig kochten und sowohl dem Wunsch nach exotischer Differenz wie Verschmelzung der Kulturen nachkommen sollten.⁵⁵ Die Darstellung migrantischer Küchen ist also in hohem Maße abhängig von den historisch sich wandelnden migrationspolitischen Vorgaben und ist seit den späten 1980er Jahren eine bis heute aktuelle Allianz mit Multikulturalismuskonzepten eingegangen, die ausländische Küchen vor allem unter dem Aspekt der „Bereicherung“ der deutschen gastronomischen Landschaft erfassen. Dabei ist die Art und Weise der Bekanntmachung einer Küche, ob sie als Hausmannskost des „Gastarbeiters“ oder aber als ein komplexes „soziokulturelles Regelwerk“ durch professionelle Köche vorgestellt wird, von entscheidender Bedeutung dafür, an welcher Stelle ausländische Küchen in die kulinarische Hierarchie integriert werden.⁵⁶

53 Y. Pazarkaya, Ein quiriliger Geist – Fikret Türkkusu, in: H. Biskup/Ders./C. P. Rakoczy/M. Türemiş, Weidengasse. Eine deutsch-türkische Straße in Köln, Köln 2001, S. 58-59, hier S. 59.

54 „In Deutschland nannten sie mich Ayse“. Die Tellerwäscherin Bedriye Furtina, in M. Richter, gekommen und geblieben. Deutsch-türkische Lebensgeschichten, Hamburg 2003, S. 119-137, hier S. 126.

55 M. Bojadžijev, Fremde Töpfe. Kulinarische Vorstellungen von Multikulturalismus, in: R. Mayer/M. Terkesidis (Hrsg.), Globalkolorit. Multikulturalismus und Populärkultur, St. Andrä 1998, S. 303-312, hier S. 307f. u. 310ff.

56 E. Barlösius, Nahrung als Kommunikationsmittel. Über die kulinarische Hierarchie als Abbild zwischenstaatlicher Machtdifferenziale, in: H.-P. Waldhoff u. a. (Hrsg.), Brücken zwischen Zivilisationen. Zur Zivilisierung ethnisch-kultureller Differenzen und Machtungleichheiten (Zwischen Welten; 1), Frankfurt a. M. 1997, S. 137-151, hier S. 143 f.

Während Berichte über ausländische Küchen in Gourmetblättern oder (Haus-)Frauenzeitschriften⁵⁷ auch ganz ohne Referenz auf Personen aus den entsprechenden Ländern auskommen können, so setzen Kochbücher zum Zweck der Authentifizierung sehr häufig auf Autoren und Autorinnen, deren Namen eine (vermeintliche) Verbindung zur verhandelten Küche herstellt. Ohne hier auf die Geschichte des Kochbuchs für ausländische Spezialitäten, die sich vom Kolonialkochbuch über die so genannten „internationalen Kochbücher“ der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hin zu den seit den 1960er Jahren dominierenden, auf eine National- oder Regionalküche spezialisierten Kochbüchern erstreckt, näher eingehen zu können, sei angemerkt, dass dieser Markt seit den späten sechziger Jahren in der Bundesrepublik, aber auch in den übrigen westlichen Ländern enorm expandiert ist. „Ausgefallene“ Gerichte zuhause zuzubereiten, hat sich als Hobby zumindest in den bildungsnahen Mittelschichten auf breiter Basis durchgesetzt.⁵⁸ Standen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten europäische Küchen im Vordergrund, so hat sich das Kochen zuhause spätestens seit den 1990er Jahren tatsächlich globalisiert.⁵⁹ Neben der Lebensmittelindustrie, deren Sortiment an internationalen Spezialitäten kontinuierlich angewachsen ist, sind es die ausländischen Gaststätten gewesen, die ein immer breiteres Publikum mit „exotischen“ Gerichten vertraut gemacht und das Interesse geweckt haben, diese Speisen auch einmal zuhause nachzukochen. Im italienischen Lokal beispielsweise probierte der Gast das erste Mal bissfeste Pasta:

Seit es aber bei uns zahlreiche italienische Restaurants gibt, lernt man auch hier die Kunst kennen, Nudeln mit Biß, ‚al dente‘, zu kochen, und sie mit immer neuen Beilagen zu variieren.⁶⁰

Der öffentliche Konsum ausländischer Speisen im Restaurant und der private Verzehr selbst zubereiteter „fremdländischer“ Gerichte haben wechselseitig ihren Erfolg verstärkt, und so wie sich das bundesdeutsche Kochverhalten zuhause internationalisiert hat, so finden sich mittlerweile auch auf den Speisekarten deutscher Gaststätten zahlreiche Gerichte ausländischer Herkunft.⁶¹ Dies gilt andersherum auch für ausländische Restaurants, die, besonders in der Anfangszeit ihrer Etablierung in der Bundesrepublik, meist eine ganze Reihe deutscher Gerichte im Angebot hatten.⁶² Speisekarten geben damit

57 Für eine Analyse des Edeka-Blattes Die kluge Hausfrau im Hinblick auf eine Internationalisierung des Kochens vgl. M. Wildt, Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der fünfziger Jahre, Frankfurt a.M. 1996.

58 Vgl. H. Levenstein, Paradox of Plenty. A Social History of Eating in Modern America, New York 1993, S. 217 u. 219.

59 Für Großbritannien zeigt dies Warde, Eating Globally (wie Anm. 8), S. 303; für Frankreich und Deutschland F. Régnier, Spicing Up the Imagination. Culinary Exoticism in France and Germany, 1930–1990, in: Food & Foodways 11 (2003), S. 189–214.

60 V. Buonassisi, Nudel & Nudel. Die besten Rezepte Italiens für Spaghetti, Makkaroni, Lasagne, Cannelloni, Tagliatelle, Gnocchi, Tortellini. Dt. Bearb. v. M. Morawek u. H. Orlamünde, München/Wien/Zürich, 2. Aufl., 1982, S. 9.

61 Zu fragen wäre allerdings, inwieweit etwa Spaghetti Bolognese oder Pizza noch als „fremde“ Speisen wahrgenommen werden oder ob sie nicht im Laufe der Jahrzehnte weit gehend nostrifiziert wurden.

62 Vgl. div. Speisekarten in den Kundenakten der Löwenbräu AG München: BWA, F002 Löwenbräu AG, München. Seit den 80er Jahren ist, im Zuge der Nachfrage nach (vermeintlicher) „Authentizität“, auch ein entgegen gesetzter Trend zu beobachten.

Auskunft über die Geschichte kulinarischer Transfers, über deren Inhalte und Re-Kombinationen; im Laufe der letzten Jahrzehnte sind sie immer stärker zu „monuments to cultural hybridity“ geworden.⁶³

Welcher Art ist aber nun das über die unterschiedlichen Kanäle vermittelte kulinarische Wissen? Das Kochbuch, das selten ausschließlich nüchterne Kochanweisungen gibt, und das ausländische Restaurant, das über sein Interieur und sein Personal, die Musik und die Speisekartengestaltung eine spezifische Atmosphäre kreiert, geben weit über die Zubereitung und den Verzehr der Speisen hinaus gehende Informationen; vor allem aber vermitteln sie ihren Rezipienten auch bestimmte Imaginationen und Emotionen. Joanne Finkelstein hat das Restaurant entsprechend als einen Ort umschrieben, an dem nicht nur Nahrung aufgenommen wird, sondern vor allem beehrte Gefühle inszeniert und konsumiert werden.⁶⁴

Am Beispiel der Schilderungen italienischer Gaststätten in deutschen Zeitschriften und Restaurantführern lassen sich die Vorstellungen, die mit der italienischen Küche, mit Italien und „dem Italiener“ verknüpft waren, deutlich machen. So erfährt man in einem Bericht über die ausländische Gastronomie in Köln aus dem Jahre 1970, dass es sich bei dem Inhaber eines italienischen Restaurants im Eigelstein um „ein Original“ handle, der alle Bestellungen kommentiere, seinen Gästen sogar bisweilen applaudiere und hinsichtlich der in Deutschland erfolgten Reduktion der italienischen Küche auf Pizza „tief bewegt“ sei. Die Räumlichkeiten des Lokals werden als „so verspielt wie der Hausherr“ beschrieben.⁶⁵ Es sind, neben den frisch zubereiteten, schmackhaften Speisen, vor allem die freundschaftliche Atmosphäre und der „Charme“⁶⁶ des italienischen Gastronomen, welche in Restaurantkritiken hervorgehoben werden. Die Restaurantbetreiber und ihre Angestellten sind also niemals allein die bloßen Produzenten und Lieferanten der Speisen, sondern vielmehr Teil des zu konsumierenden Produkts.⁶⁷ Derartige Charakterisierungen italienischer Lokale sind nicht auf Deutschland beschränkt; ganz ähnlich heißt es über italienische Gaststätten in London:

*Italian restaurants always seem to me especially happy places. No wonder they are the scene of so many romances on our cinema and TV screens and, of course, in real life! You just can't help feeling more creative, more full of zest, when you eat Italian-style.*⁶⁸

Durch den Besuch einer Trattoria, einer Pizzeria oder eines Ristorante darf man sich, so suggerieren diese Texte, eine Teilhabe an diesem unbeschwerteren Leben erhoffen.⁶⁹

63 Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 303.

64 Vgl. J. Finkelstein, *Dining Out. A Sociology of Modern Manners*, New York 1989.

65 D. Thoma, *Reisen geht durch den Magen*, in: *Köln. Vierteljahrschrift für die Freunde der Stadt* (1970), H. 1, S. 34-40, hier S. 35 f.

66 K. Besser, *nach Köln des Essens wegen*, in: *Köln. Vierteljahrschrift für die Freunde der Stadt* (1974), H. 2, S. 26-31, hier S. 30.

67 Vgl. P. Crang, *Displacement, consumption, and identity*, in: *Environment and Planning A* 28 (1996), S. 47-67, hier S. 56.

68 M. Fulton, *Restaurant Dishes of the World*, London 1983, S. 23.

69 Noch heute werben Hersteller von Pasta-Saucen damit, dass diese „den Italiener in dir“ wecken. Vgl. W. Knobloch,

Gerade in der frühen Bundesrepublik stand Italien für ein dem deutschen Arbeitsalltag des Wiederaufbaus strikt entgegen gesetztes *dolce vita*, das in zahlreichen Spielfilmen, aber ebenso in anderen Medien wie Kochbüchern oder Urlaubsreportagen inszeniert wurde.⁷⁰ Das (einfache) italienische Restaurant, das in den 1960er und 70er Jahren mit Fischernetzen und den obligatorischen Chianti-Korbflaschen geschmückt war, nutzte genau diese touristischen Vorstellungswelten, um nicht nur ein italienisches Gericht, sondern ein ganzes Italienerlebnis zu verkaufen.⁷¹ Der kulinarische Transfer ermöglicht hier, indem er das sinnliche Medium des Essens bereitstellt, ein temporäres Ausscheren aus dem Alltag; der Besuch im ausländischen Spezialitätenrestaurant wird dann tatsächlich zum „culinary tourism“.⁷²

Der Wunsch, zumindest für einen Augenblick das bekannte Umfeld zu verlassen und einmal anders zu sein – ein Wunsch, der durch den Konsum von italienischem oder griechischem Wein, von Ouzo, Grappa oder Slivovic erheblich erleichtert wurde – mag einer der Gründe für den Besuch ausländischer Gaststätten gewesen sein. Auch der in der Neuen Linken beliebte „Italiener“, der in seinem Lokal Flugblätter vom Arbeitskampf in Italien ausliegen hatte, bot die Erfahrung einer anderen Welt.⁷³ Dieter Richter hat in seinem Aufsatz *Wie die Deutschen gelernt haben, italienisch zu essen* herausgestellt, dass es vielen der deutschen Konsumenten in den ersten italienischen Lokalen, bei denen es sich zu großen Teilen um Studierende und Intellektuelle handelte, sowohl um politische als auch um kulinarische Alternativen ging⁷⁴ – bzw. das eigene Konsum- und Ernährungsverhalten zunehmend als politische Handlung begriffen wurde. Diese Konsumentengruppe vollzog damit auch eine Abgrenzung von der Elterngeneration, die an ihrem „deutschen“ Sonntagsbraten festhielt. Über die Kenntnis der Anbauregionen verschiedener italienischer Weine und das korrekte Aussprechen der italienischen Speisebezeichnungen konnte zudem soziale Distinktion her- und ausgestellt werden. Kulinarisches Wissen, und zwar insbesondere im Hinblick auf ausländische Küchen, hat in den letzten Jahrzehnten weiter an Bedeutung gewonnen und fungiert, der (vermeintlichen)

Weck' den Italiener in dir. Essen und Trinken wie in Italien, in: H. Siebenmorgen (Hrsg.), Wenn bei Capri die rote Sonne... Die Italiensehnsucht der Deutschen im 20. Jahrhundert, bearb. v. G. Kindler, Karlsruhe 1997, S. 185-187, hier S. 186.

70 Vgl. M. Möhring, Working Girl Not Working. Liebe, Freizeit und Konsum in Italienfilmen der frühen Bundesrepublik, in: S. Biebl/W. Mund/H. Volkening (Hrsg.), Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit, Berlin (im Erscheinen begriffen).

71 Die touristische Folklore wird in Restaurantkritiken, die Wert auf Distinktion legen, heftig kritisiert: „Der Kenner verabscheut jene Karnevals-Korbflaschen mit dem Italien-Touristen-Look, denn er weiß, daß die guten Chianti classici in Bordeaux-Flaschen abgefüllt werden“ (Besser, nach Köln [wie Anm. 56], S. 30). Im Konsumverhalten, so Pichler, Migration (wie Anm. 1), S. 106, habe in den 70er Jahren Distinktion das in den 60er Jahren zentrale Merkmal Neuheit abgelöst, bis in den 80er Jahren Qualität als wesentliches Kriterium in den Vordergrund getreten sei.

72 L. M. Long (Hrsg.), Culinary Tourism, Lexington 2003.

73 Vgl. S. Sackstetter, Vogliamo tutto – wir wollen alles. Italiensehnsucht der deutschen Linken, in: Siebenmorgen, Wenn bei Capri (wie Anm. 69), S. 125-129. Neben den 30 Prozent kommunistischen Wählern und Wählerinnen begeisterte an Italien auch die Vorstellung einer anderen Lebensart, zu der auch das Bild der fröhlich gemeinsam im Restaurant essenden Großfamilie gehörte, deren Kinder ungestört spielen durften (vgl. ebd., 126).

74 Richter, Reisen und Schmecken (wie Anm. 33), S. 27.

Demokratisierung kulinarischer Bildung durch die Omnipräsenz des Themas in den Massenmedien zum Trotz, weiterhin als Distinktionsmittel.

Die Motive für den Konsum ausländischer Speisen sind also vielfältig. Die Frage, ob ihr Verzehr etwas aussagt über eine zunehmend kosmopolitische Einstellung der Verbraucher oder einer allgemeinen Lust auf Neues, noch nicht da Gewesenes entspringt, ist letztlich nicht zu beantworten – und ist möglicherweise auch die falsche Frage. Die Interpretationen in der Forschung reichen von Ansichten, die den Konsum von „ethnic food“ als Zeichen der Akzeptanz fremder Kultur verstehen⁷⁵, über die Meinung, dieser Konsum vermittele zumindest einen Sinn für kulturellen Relativismus bis hin zur Kritik, dass es sich um eine neo-koloniale Form der ausbeuterischen Aneignung des Anderen handele.⁷⁶ So wie in dieser Hinsicht zwischen verschiedenen Konsumentengruppen und Konsumsituationen zu unterscheiden ist, so ist eine allzu eng gefasste Kopplung von politischen und kulinarischen Vorlieben zu hinterfragen. Auch der im Anschluss an Bourdieu häufig erfolgende Rückschluss von (ess-)kulturellen Vorlieben auf die soziale Positionierung des Konsumenten ist in den letzten Jahren immer weniger überzeugend zu ziehen.⁷⁷ Dennoch können die sich historisch wandelnden Zuschreibungen an bestimmte Konsumorte, Konsumgüter und ihre Konsumenten neue Erkenntnisse über (inter-)kulturelle Verhandlungen im Alltagsleben liefern. Nicht zuletzt auf dem Gebiet des Konsums ausländischer Speisen, bei der körperlichen Aufnahme von etwas „Fremdem“ in den eigenen Körper, werden kulturelle Differenzen hergestellt, bestätigt, aber auch hinterfragt. Darüber hinaus ist aber auch ein Perspektivwechsel angezeigt, der nicht mehr allein nach den (Bedeutungen der) verschiedenen Aneignungsweisen von „ethnic food“ durch die Mehrheitsgesellschaft fragt, sondern die ausländische Gastronomie auch in ihrer Funktion untersucht, einen öffentlichen Raum von und für Migranten zu schaffen.

Fazit

Bei der in diesem Beitrag skizzierten Internationalisierung bzw. Globalisierung der deutschen Ernährung nach 1945 handelt es sich keineswegs um einen neuen Prozess. Ausländische Küchen, allen voran die französische, haben sich bereits im 18. und 19. Jahrhundert in diversen Ländern Europas und im Zuge des Kolonialismus auch außerhalb Europas verbreitet⁷⁸ und wurden wiederum von den dort vorgefundenen Küchen beein-

75 S. Kalcik, *Ethnic Foodways in America. Symbol and Performance of Identity*, in: L. Keller Brown/K. Mussell (Hrsg.), *Ethnic and Regional Foodways in the United States. The Performance of Group Identity*, Knoxville 1984, S. 37-65, hier S. 61.

76 R. Abrahams, *Equal Opportunity Eating. A Structural Excursus on Things of the Mouth*, in: Keller Brown/Mussell, *Ethnic and Regional Foodways* (wie Anm. 75), S. 19-36, hier S. 23 u. 35.

77 Vgl. Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 314.

78 E. Barlösius/G. Neumann/H. J. Teuteberg, *Leitgedanken über die Zusammenhänge von Identität und kulinarischer Kultur im Europa der Regionen*, in: H. J. Teuteberg/G. Neumann (Hrsg.), *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven* (Kulturthema Essen; 2), Berlin 1997, S. 13-23, hier S. 21.

flusst – sind doch gerade kulinarische Transfers allein als wechselseitige und multilaterale Vermittlungsprozesse zu begreifen.⁷⁹ Weder der Beginn des 20. Jahrhunderts noch die Nachkriegszeit stellen in dieser Hinsicht also Zäsuren dar. Dennoch lässt sich für das 20. Jahrhundert eine schichtenübergreifende Intensivierung und Beschleunigung transnationaler wie translokaler Verbindungen beobachten.⁸⁰ Neue Technologien haben in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle gespielt. Waren etwa der globale Rindfleischhandel auf mit funktionierenden Kühlvorrichtungen ausgestattete Schiffe und der Terminhandel im Kaffeegeschäft auf die Telegrafie angewiesen, so wurden auch die für die Nachkriegszeit beschriebenen kulinarischen Transfers durch (verkehrs-)technische Neuerungen unterstützt. So haben sich die alltäglichen Koch- und Essgewohnheiten unter anderem dadurch verändert, dass mittlerweile frisches Obst und Gemüse aus aller Welt preiswert per Flugzeug eingeflogen werden kann. Doch nicht nur Waren, sondern auch Menschen und nicht zuletzt Informationen sind es, die weltweit immer schneller zirkulieren. Arjun Appadurai hat die verschiedenen Bereiche, die für Globalisierungsprozesse zentral sind bzw. diese ausmachen, mit den Konzepten der *ethnoscapes*, *mediascapes*, *ideoscapes*, *technoscapes* und *finanscapes* zu systematisieren versucht. Diese „scapes“, die auf begrifflicher Ebene gängige Zentrum-Peripherie-Modelle hinterfragen, weisen untereinander Diskontinuitäten auf, überschneiden sich aber auch auf vielfältige Weise.⁸¹ Am Beispiel des kulinarischen Transfers lässt sich die Kopplung dieser Bereiche exemplarisch aufzeigen: Migration und Tourismus als Funktionen des *ethnoscapes*, die den *media-* und *ideoscapes* zuzurechnende massenmedial erfolgende Verbreitung kulinarischen Wissens, die verbesserten Transport-, Gefrier- und Verarbeitungstechniken sowie die finanziellen Transfers, die – wie auch die Arbeitsrekrutierung – gerade bei den beschriebenen migrantischen Betrieben häufig transnationalen Charakter besitzen, sind in die Analyse einzubeziehen, will man die verschiedenen ökonomischen wie kulturellen Dimensionen einer Globalisierung der Ernährung in den Blick nehmen. Sylvia Ferrero hat in diesem Zusammenhang im Anschluss an Appadurai das Konzept der *foodscapes* entwickelt, um die globalen Wege von *ethnic food* und transnationale Speisepraktiken und ihre Dynamiken analytisch zu fassen.⁸² Gerade *foodscapes* machen, so Ferrero, die Verflechtung der von Appadurai benannten „scapes“ im Alltag sichtbar. Ferrero möchte *ethnic food* vor allem als ökonomischen und kulturellen Ermöglichungsgrund für Migranten verstehen,

79 „Indeed, the case of ethnic cuisine exemplifies countertendencies to the Westernization of the world“ (Warde, *Eating Globally* (wie Anm. 8), S. 311). – Auf eine Analyse der Veränderungen im migrantischen Ernährungsverhalten in Deutschland wie der Rückwirkungen auf die Ernährung in den Herkunftsländern musste hier aus Platzgründen verzichtet werden.

80 Vgl. Pilcher, *Food* (wie Anm. 44), S. 87; K. J. Cwiertka, Introduction, in: Dies./B. Walraven (Hrsg.), *Asian Food. The Global and the Local*, Richmond 2002, S. 1-15, hier S. 9.

81 Vgl. A. Appadurai, *Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy*, in: M. Featherstone (Hrsg.), *Global Culture. Nationalism, Globalization and Modernity* (A Theory, Culture & Society Special Issue), London/Newbury Park/New Delhi 1990, S. 295-310.

82 Vgl. S. Ferrero, *Comida sin par. Consumption of Mexican Food in Los Angeles. „Foodscapes“ in a Transnational Consumer Society*, in: W. Belasco/P. Scranton (Hrsg.), *Food Nations. Selling Taste in Consumer Societies*, New York/London 2002, S. 194-219.

die über ihre gastronomischen Aktivitäten Statusverbesserungen und sozialen Wandel erreichen könnten.⁸³ Versuchen die in der ausländischen Gastronomie tätigen Migranten, kulturelle Differenz zu ihren Gunsten einzusetzen, so operieren in dieser Arena auch andere Akteure. Weltweit erkennen Städte und insbesondere die *global cities* zunehmend ihre Multikulturalität als ökonomischen Faktor, den sie nutzen, indem sie beispielsweise ehemals als Ghettos gebrandmarkte Migrantenviertel nun als touristische Anziehungspunkte vermarkten.⁸⁴ Wem es zu welchem Zeitpunkt gelingt, kulinarische Ressourcen zu seinen Zwecken zu mobilisieren, ist eine jeweils für den Einzelfall zu bestimmende und grundsätzlich offene Frage.

83 Ebd., S. 214.

84 Zur Praktik des „rebranding ghettos“ vgl. D. Bell, Taste and Space. Eating Out in the City Today, in: D. Sloan (Hrsg.), Culinary Taste. Consumer Behaviour in the International Restaurant Sector, Oxford/Burlington 2004, S. 43-57, hier S. 49. Für die Bundesrepublik ist hier sicherlich Frankfurt a. M. zu nennen, das als eine der ersten Städte seine multikulturelle Zusammensetzung zur Imagebildung verwendete (vgl. P. Noller, Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen 1999, S. 237). Für Manchester vgl. G. A. Barrett/D. McEvoy, The Evolution of Manchester's Curry Mile. From Suburban Shopping Street to Ethnic Destination, in: D. H. Kaplan/W. Li (Hrsg.), Landscapes of the Ethnic Economy, Lanham u. a. 2006, S. 193-207, hier S. 202.

FORUM

„Heidenlärm und wilde Charaktere“ – koloniale Grenzziehungen und religiöse Kontaktzonen in Südafrika

Andreas Heuser

Versunkene Landschaften der Erinnerung

Immer wieder sind es Literaten, deren Sprachfindungen kulturwissenschaftliche Neuorientierungen mit vorbereiten oder ihnen gar Ausdruck verleihen. In den Zeiten des Übergangs von der Apartheid zur Demokratie – Mitte der 1990er Jahre – kehrt der Schriftsteller und Maler Breyten Breytenbach vorübergehend in seine südafrikanische Heimat zurück. Breytenbach zeichnet Alltagsbegegnungen auf, die in einen autobiographischen Bericht eingehen, der 1999 in deutscher Übersetzung als „Mischlingsherz. Eine Rückkehr nach Afrika“ erscheint. Darin durchwandert er die Landstriche seiner Jugend und ringt mit einer Erfahrung der Entfremdung:

Ich kenne dieses Land. Und doch bin ich ein Fremder. Ich war zu lange fort. Ich muss einen Weg finden, um unter seine Haut zu gelangen.¹

Die literarische Theorie, die dem Schaffen von Breytenbach zugrunde liegt, scheint zu sein, Erinnerungsräume des Vergangenen sichtbar zu machen. Die Erkundung seiner Rückkehr nach Afrika entführt durchaus in Abgründiges, denn im Akt des Notierens und Skizzierens vergegenwärtigt Breytenbach die Erinnerungslandschaft jener Zeit, die der Apartheid voraus lag. Gegenüber dem vielfach in seiner Heimat noch vorfindlichen Spuk der Rassentrennung fördert er Episoden von marginalisierten Lebenserfahrungen ans Tageslicht. Breytenbachs Ansporn ist es, „versunkene *homelands* der Phantasie und

1 B. Breytenbach, *Mischlingsherz. Eine Rückkehr nach Afrika*, München 1999, S. 46. Breytenbach lebte seit 1961 in Paris, wo er eine Anti-Apartheid-Organisation aufbaute. 1975 wurde er während eines heimlichen Aufenthaltes in Südafrika aufgespürt und schließlich sieben Jahre inhaftiert. Sein Bruder hatte eine hohe Position im Sicherheitsapparat des Apartheidregimes inne.

der Erinnerung² zu bebildern.

Die von Breytenbach angestrebte geschichtliche Erinnerungsarbeit begehrt Vergangenheit also in räumlichen Koordinaten. Bemerkenswerterweise greift er mit seiner Erwähnung von *homelands* einen verfemten Begriff aus dem Lexikon der Apartheidära auf, der eine Raumpolitik symbolisiert, deren Ziel darin bestand, vermeintliche kulturelle Einheiten einzufrieren, Identitäten zu vereindeutigen und sie ein für allemal festzuschreiben. Gleichwie um gegen solche Assoziationen aufzubegehren, vielleicht auch um politisch besetzte Begriffe bewusst umzuwidmen, nimmt sich Breytenbach vor, so vermerkt er an anderer Stelle, „Seitenpfade des Andersseins“³ zu begehen.

Um solche Seitenpfade des Andersseins aufzuspüren, die durch die Faktizität der Apartheid verstellt wurden, lotet Breytenbach die Vielstimmigkeit von Räumen aus:

Wir sollten deutlicher den Kurs und das Territorium des métis definieren, des baster, des Bastards, des Hybriden, des Kreolen – (wir sollten deutlicher) die ‚Kolonien der Reflexion‘ identifizieren, die Schranken, die Grenzen der Integration. Sind diese Spannungslinien, so fährt er fragend fort, Ränder der Kreativität oder Barrieren des Ausschlusses?⁴

Breytenbach verbindet hier Raumbegriffe mit Kategorien von Identität, bindet insbesondere das „Mischlingsherz“, also die Identität des *baster*, das Verständnis der Kreolität auf die Polyphonie der Grenze. Handelt es sich bei der Grenze um eine scharfe Trennungslinie, ist sie eine Grenze, die übertreten werden kann, oder kommt ein Raum von Diffusion in den Blick, eine räumliche Zone, gekennzeichnet mit Rändern der Kreativität, ein Terrain, das unerwartete Kontakte zulässt und gegenseitigen Austausch?

Angestoßen durch die Sprachfindung Breytenbachs, in längst „versunkene *homelands* der Phantasie und der Erinnerung“ einzutreten, möchte ich Sie nun hauptsächlich ins Anfangsjahrzehnt des 20. Jahrhunderts entführen. Die „Seitenpfade des Andersseins“, auf denen wir uns in Südafrika bewegen werden, setzen thematisch an im Feld von Religion. Es kommen einige Grenzräume zum Vorschein, in denen sich ein afrikanisches Christentum erstmals als Massenbewegung artikulierte – und zwar als gleichsam kreolische, hybride Volksreligion.

In einem „Land der Prophetinnen und Propheten“

Im Jahre 1916 erscheint eine englischsprachige Beschreibung des Alltagslebens der afrikanischen Bevölkerung in Südafrika. Der Autor, Sol Plaatje, einer der Mitbegründer des *South African National Congress* (SANNC) 1912, war als Zögling der lutherischen Berliner

2 Ebd., S. 216.

3 B. Breytenbach, *Revolutionäre Bastarde. Gedanken zur Identität von Afrikaandern und Afrikanern*, in: *Lettre International*, 44 (1999), S. 35-38, hier S. 35. Breytenbach fügt sich damit in einen Literatenkreis ein, der auch anderswo durch gedächtnispolitische Anreize gekennzeichnet ist, vgl. insgesamt A. Assmann, *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

4 B. Breytenbach, *Mischlingsherz* (wie Anm. 1), S. 216 (meine Hinzufügung).

Mission in Südafrika Mitglied einer Missionskirche.⁵ In seinen unter dem Titel „Native Life in South Africa“ veröffentlichten Aufzeichnungen skizziert Plaatje die Veränderungen des Alltagslebens, die sich seit dem Südafrikanischen Krieg von 1899–1901 ergeben hatten. Dieser Krieg zwischen Großbritannien und den beiden eigenständigen Burenrepubliken, der Südafrikanischen Republik im Transvaal-Gebiet und des mit ihr verbündeten Oranje-Freistaats, drehte sich um die kolonialpolitische Hegemonie im südlichen Afrika. Er war nicht nur der „verheerendste Krieg, der bislang auf südafrikanischem Boden ausgetragen worden“ war, sondern entwickelte sich, im Urteil des Historikers Jörg Fisch, zu einem „der härtesten und blutigsten Kolonialkriege der Geschichte“ überhaupt.⁶ Sol Plaatje kannte das Kriegsgeschehen, das mit der Durchsetzung britischer Kolonialherrschaft im südlichen Afrika endete, aus eigener Anschauung. Er arbeitete als junger Kriegskorrespondent und entsetzte sich über den Verlust an Menschenleben, beschrieb die Kriegshandlungen, in denen Guerillataktiken angewandt wurden und Strategien der „verbrannten Erde“. In den Jahren, die diesem Krieg folgten, veränderte sich das südliche Afrika nicht nur politisch. Vielmehr beobachtet Plaatje einen epochalen Wandel in der religiösen Landschaft. In der Nachkriegsära veränderte sich Südafrika, diagnostiziert er, zu einem „Land der Prophetinnen und Propheten“.⁷

Mit diesem Würdebegriff nimmt Plaatje eine Kehrtwende in der Kategorisierung eines religiösen Phänomens vor, das koloniale Aktenvermerke schon seit einigen Jahren unter der Rubrik *Under No European Control*⁸ klassifizierten und das im zeitgenössischen missionskirchlichen Jargon wenig schmeichelhaft als eine „Bazillenkultur“⁹ charakterisiert wurde. Solche und ähnliche Begrifflichkeiten setzen eine Bewegung ins Licht, deren Kennzeichen es offenbar war, sich der politischen wie kirchlichen Kontrolle zu entziehen und ihren Aktionsradius stetig zu erweitern. Die Ausstrahlung der von Plaatje beobachteten Prophetinnen und Propheten auf die Bevölkerung in der Nachkriegsepoche war offenkundig enorm. Der Historiker Norman Etherington bringt den Zeitgeist auf eine Formel, indem er schätzt, dass „die Konversion der gesamten afrikanischen Bevölkerung zu einer der Formen des Christentums nurmehr eine Frage der Zeit“ schien.¹⁰ Folgt

5 Solomon Tshkiso Plaatje (1877–1932) war linguistisch hoch begabt und tat sich als Übersetzer hervor. So übertrug er Werke in afrikanischen Sprachen ins Englische wie auch Werke europäischer Autoren, insbesondere Shakespeare, ins Tswana. Er hatte sich zudem einen Namen als Verfasser eines historischen Romans gemacht und galt als überragender afrikanischer Journalist und Medienpolitiker seiner Zeit, der sich in seiner Berufskarriere als Herausgeber mehrerer afrikanischsprachiger Zeitungen hervortat. Er gab von 1901–1908 die Zeitung *Koronta ea Becoana* (Tswana Gazette) heraus und edierte ab 1912 *Tsala ea Batho* (Freund des Volkes).

6 J. Fisch, *Geschichte Südafrikas*, München 1990, S. 213.

7 S. Plaatje, *Native Life in South Africa* (1916), New York 1987, S. 206; im englischen Original spricht Plaatje von „prophets“.

8 Vgl. J. Claasen, *Independents made Dependents. African Independent Churches and Government Recognition*, in: *Journal of Theology for Southern Africa*, 91 (1995), S. 15–34.

9 So noch 1937 der Benediktiner-Abt Peleman (zitiert in A. Heuser, *Shembe, Gandhi und die Soldaten Gottes. Wurzeln der Gewaltlosigkeit in Südafrika*, Münster 2003, S. 127).

10 N. Etherington, *Christianity and African society in nineteenth-century Natal*, in: Duminy, André/Guest, Bill (Hg.), *Natal and Zululand from earliest times to 1910*, Pietermaritzburg 1989, S. 275–301 (hier S. 296). Etherington analysiert die religiöse Situation in Natal bis zur Eingliederung als Provinz der 1910 gegründeten Südafrikanischen Union.

man Plaatje, dann bildete die neue Bewegung von „Prophetinnen und Propheten“ den Triebkern dieses Konversionsgeschehens in der Kriegs- und Nachkriegsära. Wenige Jahre später erkennt ein politischer Weggefährte Plaatjes, John L. Dube, in der prophetischen Bewegung eine eigene kirchliche Sozialgestalt und erfindet den seither klassischen Begriff der *Afrikanischen Unabhängigen Kirchen* (hinfort: AUK).¹¹

Der „Krieg der Weißen“

Im kollektiven Gedächtnis geisterte der Südafrikanische Krieg um die koloniale Vormachtstellung von Anfang an als der „Krieg der Weißen“ in den Köpfen der afrikanischen Mehrheitsbevölkerung. Der Krieg traf die afrikanische Bevölkerung mit unerbittlicher Härte. Derart eruptiv waren die Folgen, dass er das soziale Gefüge zerstörte, Familien auseinander riss und die agrarischen Existenzgrundlagen durch Landenteignung oder Vertreibung vernichtete. Das Nachkriegsszenario sah Landflucht und z. T. entvölkerte Landstriche. Obgleich neue Grenzziehungen, die sich der politisch veränderten Situation verdankten, die Bewegungsfreiheit der Menschen behinderten, keimte stets der Wunsch, in Städte oder in entlegene Oasen des Friedens abzuwandern. Auf Jahre hinaus hinterließen die Kriegswirren, wie aus in afrikanischen Kreisen kursierenden Schriften ersichtlich ist, ein „blutgetränktes Südafrika“.¹²

Und dennoch: all diesen Auswirkungen des „Kriegs der Weißen“ zum Trotz, spielt diese Epoche weder in der Literatur zur Genese der AUK bislang eine Rolle noch in der allgemeinen Kirchen- und Missionsgeschichtsschreibung zu Südafrika! Und selbst in Bezug auf die Sozialgeschichte der afrikanischen Bevölkerung Südafrikas erhält diese Kriegsära nur eine untergeordnete Würdigung. Es handelt sich, um die Worte Breytenbachs zu entlehnen, um eine wahrhaft versunkene Landschaft der Erinnerung.

Der Grund hierfür ist im lange gültigen Begründungszusammenhang des sog. *struggle discourse* zu suchen. Damit ist ein Kampfbegriff gemeint, der die Epoche des Widerstands gegen die Apartheid wie auch gegen die davor liegende koloniale Herrschaft heroisiert. Das hermeneutische Instrumentarium des *struggle discourse* benennt als Kriterien der historischen Aufarbeitung den Gegensatz von (illegitimer) Macht und Widerstand (d. h. er erzählt „*Black*“ oder „*African History*“ als Gegengeschichte), und er ordnet Geschichte anhand einer Chronologie des politisch-instrumentalen Widerstands und Protests (also

11 Der Stellenwert Dubes in der Forschungsgeschichte zum Christentum in Afrika ist bisher unbeachtet. Dube, 1912 zum Gründungspräsidenten des SANNCC gewählt, und auch er missionskirchlich geschulter Akademiker wie Zeitungsmacher, bespricht in der auf Zulu in mehrfacher Auflage verbreiteten Schrift: *Isita Somuntu Nguye Uqobo Lwake* („Der größte Feind der Fortentwicklung liegt im eigenen Selbst“, 1928) die organisatorischen Eigenheiten und das theologische Gepräge des kirchlichen Independismus. Ich ziehe die ursprüngliche Kategorisierung Dubes vor, auch wenn sich in der englischsprachigen Literatur alternative Begriffe wie etwa *African Instituted* oder *Initiated Churches* finden.

12 Zitiert in A. Heuser, Shembe (wie Anm. 9), S. 148. Dort (S. 147-152) findet sich ein Überblick über die sozialen Folgen des Kriegs der Weißen.

von formalen, institutionalisierten afrikanistischen Parteien und Gewerkschaften).¹³ Das Argument trägt beispielweise Stanley Trapido vor: Ihm zufolge setzte sich das Kriegserleben für eine ganze Generation von afrikanischen Kriegsoptionen als ein „introvertierter Quietismus“ nieder.¹⁴ Im Grunde diagnostiziert Trapido traumatische Lähmungserscheinungen, die das Erwachen eines dezidiert politischen Bewusstseins von Widerstand und Protest beeinträchtigten. Die gegenteilige Folgerung, dass das soziale Bewusstsein seit der Ära des „Kriegs der Weißen“ aufgrund der Leidenserfahrungen einer Amnesie verfallen sei, liegt auf der Hand. Das kollektive Gedächtnis, so ließe sich folgern, sei gleichsam in ein narratives Gehäuse eingezwängt, in dem individuelle Gefühle von Ohnmacht und von Abkapselung lang anhaltend vorherrschten.¹⁵

Ich schlage hingegen eine andere Sichtweise vor. Beziehen wir die Kriegs- und Nachkriegsära des Südafrikanischen Kriegs in die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte von AUK ein, dann verhalf dieser religiöse Aufbruch einer Spiritualität zum Durchbruch, die den Umgang mit Kriegs- und Gewalterfahrungen erleichterte und die zumindest mithilfe, die Folgen sozialer Entwurzelung religiös zu bewältigen. Die entstehende Theologie im Land der Prophetinnen und Propheten arbeitet sich an diesem sozialgeschichtlichen Kontext ab. Um auf Breytenbach zurück zu kommen: Die theologischen Diskurse schärfen sich an den kolonialen Grenzen und in den vielgestaltigen Grenzräumen, die der „Krieg der Weißen“ hinterließ.

*Grenzen (sind) bevorzugte Orte: hier kann man Durchmischungsprozesse, Transferprozesse, Amalgamierungen studieren, aus denen gewöhnlich etwas Neues hervorgeht. Die Grenze bietet einen Erkenntnispunkt besonderer Qualität.*¹⁶

Wir werden gleich sehen, dass die eingehetzten Kriegszonen des „Kriegs der Weißen“ – so paradox es klingen mag – zu Spielräumen der Religionsgeschichte werden. Die rituelle Textur der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung eröffnet sich in Zufluchtsarealen für Kriegsflüchtlinge, ihr symbolisches Inventar formt sich aus in den „gated communities“ der Nachkriegsära. An Orten der Verbannung, des Exils festigt sich das Selbstbild einer Bewegung von afrikanischen „Prophetinnen und Propheten“ und überspringt die neu gezogenen Kolonialgrenzen.

13 Vgl. G. Minkley/C. Rassool, Orality, Memory, and Social History in South Africa, in: S. Nutall/C. Coetzee (Hrsg.), *Negotiating the Past. The Making of Memory in South Africa*, Cape Town 1998, S. 89-99.

14 S. Trapido, *Putting a Plough to the Ground: A History of Tenant Production on the Vereeniging Estates, 1896–1920*, in: W. Beinart/P. Delius/S. Trapido (Hrsg.), *Putting a Plough to the Ground. Accumulation and Dispossession in Rural South Africa, 1850–1930*, Johannesburg 1986, S. 347.

15 Die hermeneutischen Vorgaben des *struggle discourse* beeinträchtigen auch die AUK-Historiographie, die sich im Wesentlichen an der Chronologie afrikanistischer Parteien orientiert (vgl. z. B. E. Kamphausen, *Anfänge der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung in Südafrika. Geschichte und Theologie der Äthiopischen Bewegung, 1872–1912*, Frankfurt a. M. 1976) oder die Landgesetzgebung von 1913 zum Ausgang nimmt (vgl. z. B. Sundkler 1962).

16 K. Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003, S. 145. Auch Schlögel bezieht sich auf Augé und beschreibt Nicht-Orte in der Geschichte (vgl. ebd., S. 292-303). Beide Autoren stellen urbane Transiträume dar. Hier allerdings, im Kontext des „Kriegs der Weißen“, ging es mehr um ländliche Orte, in denen sich, wenn man so will, geschichtlich heiße Sinnzonen anbahnen.

Gehen wir ein wenig ins Detail und blicken zunächst auf verschiedene Formen von *gated communities*, von Einschließungszonen.

1. Konzentrationslager

Die Grenzbegehung beginnt an gänzlich unerwarteter Stelle: Während des „Kriegs der Weißen“ wurden die ersten Konzentrationslager des 20. Jahrhunderts errichtet.¹⁷ Tausende von Afrikanern wurden eingewiesen in die sog. *concentration camps*, Sammellager, die auf britische Weisung seit 1900 in den eroberten Kriegsgebieten der burischen Republiken aufgebaut worden waren. Es gab getrennte Lager für burische und für afrikanische Häftlinge. Wer sich unter der afrikanischen Zivilbevölkerung nicht bereits auf der Flucht befand, wurde in solche Lager eingewiesen. Unter den Insassen der afrikanischen Lager grassierte der Tod. Mangelernährung, Epidemien und der beständige Zustrom an zivilen Kriegsopfern, der auch durch die zusätzliche Errichtung weiterer Lager nicht aufgefangen werden konnte, forderten eine erschreckende Todesrate unter Kindern und Greisen.¹⁸ Das System der Konzentrationslager wurde nach dem Krieg nicht unbedingt aufgehoben, im Gegenteil: die Lagerbevölkerung erhöhte sich sogar phasenweise, primär bewirkt durch den Zuzug von Männern, die aus dem Kriegsdienst heimkehrten und nun die Spuren ihrer in alle Winde verstreuten Familienangehörigen aufnahmen.¹⁹

In diesen Lagern ereignete sich der erste größere Durchbruch der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung! Das Lagerleben bildete ein religiös-kirchliches Mischgewebe aus, das den prophetischen Begabungen zu einem ungeahnten Bewährungsfeld verhalf. Seit wenigen Jahren erst dynamisierten afro-amerikanische Kirchen das Erscheinungsbild des Christentums in Südafrika. Ihre Überseemissionen steigerten die Attraktivität des christlichen Glaubens und veränderten kirchliche Zugehörigkeiten.²⁰

Die Anziehungskraft afro-amerikanischer Kirchen beruhte u. a. darauf, dass sie ein Gedächtnis gegen rassistische Diskriminierung und für die Forderung nach Gleichberechtigung verkörperten. Es waren vor allem Mitglieder der mittleren Leitungsebene von Missionskirchen wie Evangelisten, Lehrer und Katecheten, denen ein innerkirchlicher Aufstieg verwehrt blieb, die sich nun den afro-amerikanischen Kirchen anschlossen und

17 Provokant stellt Giorgio Agamben in seinem *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* (Frankfurt a. M. 2002) die These auf, dass das „Lager“, die Ausschließung von *gated communities* in Internierungszonen, zur Signatur des modernen Staatswesens gehöre. Agamben spricht gar von einem neuen „biopolitischen Paradigma der Moderne“. Er geht sehr wohl auf die Lage in Südafrika ein, bezieht die Realität des Lagersystems jedoch allein auf die burische Zivilbevölkerung – die Ausweitung der Konzentrationslager auf die afrikanische Bevölkerung entgeht ihm (ebd., S. 175).

18 Gegen Kriegsende bestanden allein im Oranje-Freistaat 31 afrikanische Lager mit nahezu 61.000 Insassen. Die meisten dieser Lager wurden entlang den Eisenbahnlinien errichtet. Im Dezember 1901, kurz vor Kriegsende, betrug die Todesrate etwa 436 Menschen auf 1000 Insassen!

19 Afrikaner wurden auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien eingezogen, um militärische Hilfsdienste zu versehen. Viele wurden im Sanitätsdienst, in Nachschub- und Versorgungseinheiten eingesetzt. Die wenigsten waren in Kampfverbände integriert.

20 Es handelt sich vor allem um die *African Methodist Episcopal Church* und die *National Baptist Convention*, die beide seit Mitte der 1890er Jahre in Südafrika tätig wurden. Zur Herkunft und Theologie dieser afro-amerikanischen Kirchen vgl. das Standardwerk von E. Kamphausen, *Anfänge der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung* (wie Anm. 15).

dort sofort verantwortliche Positionen als ordinierte Geistliche einnehmen konnten. In der Ära des „Kriegs der Weißen“ trat ein wesentliches Moment hinzu: Diese Kirchen, die geleitet wurden von freigelassenen Sklaven oder der ersten Folgegeneration befreiter Sklaven in den USA, repräsentierten ein Christentum, das nicht deckungsgleich war mit dem in Südafrika dominierenden Missionskirchentum. Mit ihrer Ankunft auf südafrikanischem Boden zeigten sie, dass es möglich war, die „Religion der Weißen“, den christlichen Glauben, auf eine andere Art zu verstehen und die Textur dieses Christentums zu verändern. Die Signale, die von afro-amerikanischen Kirchen ausgingen, wurden sehr fein in den politischen Administrationen sowohl der britischen wie der burischen Einflusssphären wahrgenommen. Sie versuchten, deren Bewegungsradius einzuschränken und belegten die Repräsentanten dieser Kirchen mit Repressionen. Man befürchtete schon vor Kriegsausbruch, dass die aus noch unverheilten Wunden der Sklaverei gewachsenen Überzeugungen der Afro-Amerikaner sich destabilisierend auswirken würden. Die Kriegsverwaltung belegte dieses Kirchenspektrum mit noch strengeren Auflagen. Dessen ungeachtet setzten sich viele seiner Prediger, Afro-Amerikaner wie Südafrikaner gleichermaßen, darüber hinweg. Obwohl mit standesrechtlicher Exekution bedroht, waren sie es, die in den afrikanischen Konzentrationslagern eine rege Tätigkeit entfalteten.²¹

Aus Erfahrungsberichten, die teilweise erst Jahre nach Kriegsende erscheinen, geht hervor, dass diese Kirchenführer ein hohes Prestige unter den Lagerinsassen gewannen. Sie lernten, mit den widrigen Umständen des Lagerlebens umzugehen, sie teilten mit vielen dieselbe Verbitterung über die Auflösung familiärer und sozialer Bindungen. Auch sie hatten Tod und Krankheit vor Augen. Kurz: sie erfüllten ein verbreitetes Bedürfnis nach religiöser und kirchlicher Krisenbegleitung.²² Der Initiativegeist einiger *African Americans* und einer weit größeren Zahl afrikanischer Mitglieder von afro-amerikanischen Kirchen begleitete Tausende von Inhaftierten vom Aufbau der Lager bis zu deren Auflösung. Als sich die Lager leerten, trugen viele der christlichen Häftlinge die Botschaften der neuen Kirchen im Herzen, andere hatten sich aufgrund der praktischen Solidarisierung dem Christentum angenähert, einem Christentum allerdings, das andere Pfade als die Missionskirchen einschlug.

Weitere Formen von *gated communities* finden sich in:

2. Exil – Gefängnis – Psychiatrie

Auch nach Beendigung des Kriegs der Weißen blieben alle Aktionen, die mit dem Umfeld der afro-amerikanischen Kirchen in Verbindung gebracht wurden, im Visier der britischen Kolonialverwaltung. Ihre religiös begründeten Forderungen nach freiheitlichen

21 J. T. Campbell, *Songs of Zion. The African Methodist Episcopal Church in the United States and South Africa* (New York 1995, S. 165-166) stellt die Bedeutung der Konzentrationslager für die Verbreitung der *African Methodist Episcopal Church* dar. Zum Aufstieg von unabhängigen Kirchenführern in den afrikanischen Lagern und zur Präsenz von Missionskirchen dort, wie etwa der Berliner Mission, die erst sehr spät erfolgte, vgl. Heuser (wie Anm. 9), S. 274-280.

22 Solche Berichte sind wohl deshalb bislang der Aufmerksamkeit entgangen, da sie meist in einer afrikanischen Sprache vorliegen. Ein Beispiel dafür ist der Rückblick von W. M. Leshega auf seine Zeit in einem Konzentrationslager, der in der zulusprachigen Wochenzeitung *Ilanga lase Natal* erschien (22. Januar 1909).

Landrechten, bürgerlicher Gleichheit und allgemeiner Menschenwürde standen, so ahnte man, der Errichtung und Konsolidierung der Kolonialherrschaft über ganz Südafrika im Wege. Bis zur Gründung der Südafrikanischen Union im Jahr 1910 hatten die einzelnen Provinzen relative Gestaltungsfreiheit in ihrer Religionspolitik. Während der Transvaal etwa afro-amerikanischen Kirchen die kirchenrechtliche Anerkennung gewährte, versagte die südliche Nachbarprovinz Natal allen Kirchentypen, die nicht von einem „weißen männlichen Geistlichen“ geleitet wurden, jeden Rechtsstatus.²³ Natal erwies sich als die der jungen Kirchenbewegung gegenüber unfreundlichste aller Provinzen.

Die Kolonialverwaltung in Natal fürchtete, dass eine weitgehende kirchenpolitische Selbstbestimmung die staatspolitische Folgerung nach sich ziehen könnte, „das Land ohne die Hilfe des weißen Mannes zu regieren.“²⁴ Die mit den afro-amerikanischen Kirchen verbundenen Akteure galten als die eigentlichen Träger der vermeintlichen „schwarzen Gefahr“, von der sich das koloniale Natal bedroht sah. Die rigideste Forderung formulierte ein Kolonialbeamter im Grenzgebiet Südnatal mit der Kap-Provinz:

*Unzweifelhaft ist die beste Methode, mit diesen Kirchenführern umzugehen, die, sie aus der Kolonie in irgendeinen anderen Teil der Welt umzusiedeln. ... Die nächstbeste Lösung ist, sie aus ihrer gegenwärtigen Umgebung zu isolieren und ihre Clique zu zerschlagen oder ihre Vereinigungen zu zerstreuen.*²⁵

Die Äußerung lässt vielfältige Strategien sozialer Kontrolle erahnen. Alle diese raumpolitischen Vorschläge fanden Anwendung. Die Behörden untersagten dem einmal identifizierten Personenkreis kurzerhand die Einreise nach Natal, stellten Einreisevisa nur verzögert aus, oder aber befristeten die Aufenthaltsgenehmigungen scharf. Bei Zuwiderhandlung drohten Gefängnishaft und hohe Geldstrafen. Gleichzeitig wurde ein territoriales Gliederungsprinzip zur Richtschnur der Religionspolitik erhoben. Man wies den Missionskirchen „unter weißer Kontrolle“ große Areale zu, in denen ausschließlich sie das Recht zur Evangelisierung hatten. Wer gegen diese Rahmenbedingungen verstieß, wurde – sofern man ihrer habhaft wurde – aus der Kolonie verbannt. Das Exil wurde auf Grundlage staatsfeindlicher Agitation zum Schicksal manch eines unabhängigen Predigers. In der mündlich überlieferten Kirchengeschichte von AUK wird der Ort des Exils als ein ominöses „Land des Nordens“, ein koloniales Randgebiet, lokalisiert. Es handelt sich aus kolonialpolitischer Sicht um ein Gebiet der „Wildnis“ gegenüber der zivilisierten Kolonie. Doch wurde gerade diese Wildnis zum Wallfahrtsziel von Pilgern, die dort ihre spirituelle Legitimität und ihre Autorisierung zur missionarischen Praxis von den verbannten Propheten erhalten wollten.²⁶

23 Dies geht aus einer vergleichenden Bestandsaufnahme der Religionsgesetze hervor, die der *Natal Mercury*, 8. September 1905 kommentiert.

24 So die Aussage vom Hauptkommissar des Geheimdienstes von Natal, W. J. Clarke, vor der *South African Native Affairs Commission* (SANAC), Band III: 615.

25 Provinzarchiv Pietermaritzburg: SNA I/1/343 1935/1906: Antrag des Magistrats von Port Shepstone, 23. Juni 1906 (meine Übersetzung).

26 Es handelt sich um das an Mosambik angrenzende Mafupataland, das zu den am wenigsten erschlossenen Ko-

Entgegen solcher Restriktionen entwickelte die neue Kirchenbewegung eigene Initiativen, um ihre Religionsfreiheit einzuklagen. Die einen rekrutierten in größerem Umfang als bisher einheimische Mitarbeiter aus Natal und übertrugen ihnen die schwierige Natalmission. Andere bauten vor allem im Grenzgebiet zu Natal kirchliche Zentren auf. Die Grenzlage bot einen günstigen Rückzugsraum, um den behördlichen Sanktionen auszuweichen. Die Demarkationslinie eignete sich zudem für taktisch kluge Manöver. So predigten jene Evangelisten, die in Natal unerwünscht waren, von der für sie ungefährlichen Seite der Grenze zu ihren Gemeinden, die sich im Hoheitsgebiet Natals versammelten. Unbehelligt von den Behörden Natals koordinierten sie von dort aus das weitere Vorgehen. Zumindest zeitweise schien die koloniale Grenzziehung durch einen eigentümlichen missionarischen Grenzverkehr unterbrochen.²⁷

Auch die religionspolitische Aufschlüsselung der Kolonie in territoriale Zuständigkeitsbereiche wurde von den Evangelisten unterlaufen. Bisweilen gelang es ihnen, Parallelstrukturen zu entwickeln und kleinere Ortsgemeinden im Umkreis bereits bestehender missionskirchlicher Gemeinden aufzubauen. Größere Gruppen siedelten sich um Missionsstationen an. Missionare aller Missionskirchen der Region berichten besorgt, dass sich fremde Prediger mitsamt ihren „eingeborenen Lehrer(n) und Gehülfen“ in ihrem Umfeld bewegten. Eine Station in Südnatal befand sich gar in einer Art Belagerungszustand, denn Anhänger der unabhängigen Kirchenbewegung siedelten sich samt ihren Familien „halbmondförmig“, so wird es beschrieben, um sie herum an. Offenbar erfüllten diese verschiedenen Formen von Präsenz ihren beabsichtigten Sinn, denn es gelang, selbst langjährige und erfahrene Missionschristen abzuwerben und ihnen verantwortliche Funktionen zu übertragen.²⁸

Vor allem aber führte die restriktive Religionspolitik Natals dazu, dass sich ein bestimmter Typus von Akteuren herausbildete, der charakteristisch für die heranreifende Kirchenbewegung werden sollte, der Typus des Wanderpredigers. Wanderprediger bilden ein doppeltes Gegenbild, denn sie widersetzen sich sowohl der kolonialpolitischen Imagination eines durch Grenzmarkierungen eingehetzten Raums, als auch der christlichen Missionsstation und dem dort residierenden Missionar – sie waren gleichsam Vagabunden des Glaubens. Durch staatliche Maßnahmen schwer zu kontrollieren, wurden sie zusätzlich gedeckt von den ansässigen lokalen Gemeindegruppen. Von ihren eigenen gemeindlichen Stützpunkten aus infiltrierten sie das Territorium von Missionskirchen. Sie tauchten, um die aussagekräftige Metapher eines Missionars zu entlehnen, unversehens „nach der Weise der Meteore“ auf und zogen sich plötzlich wieder von dort zurück.²⁹

lonialgebieten in Südafrika gehörte. Zu den dorthin Verbannten gehört Johannes Zondi, der „Blinde Johannes“. Ein weiteres Beispiel ist Benjamin Mfazwe, der dort 1903 verstarb (vgl. Heuser [wie Anm. 9], S. 193-195).

27 Durch die staatlicherseits eingeleiteten rechtlichen Schritte fielen vielfach Gerichtskosten an, die zu begleichen einen nicht unerheblichen Kostenfaktor für die Gemeinden in Natal darstellten (vgl. näheres in Heuser [wie Anm. 9], S. 191-194).

28 Siehe die Berichte der Missionare Deppe (in: Hermannsburger Missionsblatt, 48/5, 1901: 139-140) und Rößler (in: Hermannsburger Missionsblatt, 50/3, 1903: 38-39) mit Bezug auf zwei lutherische Stationen in Südnatal.

29 Missionar von Fintel, in: Hermannsburger Missionsblatt, 68/4, 1921, S. 120.

Wodurch aber gewannen die Wanderprediger die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute, und zwar in der ihnen vergönnten nur kurzen Zeitspanne eines Aufenthalts? Sie führten ungewöhnliche Aktionsformen ein und entführten ihre Zuhörerschaft in ein Reich der religiösen Häresie und der rituellen Differenz. Die Wanderprediger predigten „überall und nirgends und nur unter dem Dach des Himmels“, geben Agenten der Kolonialregierung zu Protokoll; sie beriefen verdächtige nächtliche Zusammenkünfte ein, oder versammelten ihre Anhängerschaft in wöchentlichem oder monatlichem Rhythmus.³⁰ Beobachter der Szene berichten von unkonventionellen Zeremonien wie Tanzaufführungen, die im Missionschristentum als ‚heidnische‘ Kulthandlungen prinzipiell verworfen waren. Die performative Darstellung dieses nicht alltäglichen Christentums griff selbst über auf die Kerngrammatik des (protestantischen) Missionschristentums. Zunehmend war die Rede von neuen rituellen Identitätsmarken wie Fußwaschungen im Rahmen des Abendmahls und von unbekanntem Taufformen an Flüssen.³¹ Eines schien klar zu sein: die neue Bewegung eignete sich das ganze biblische Symbolrepertoire an und widersetzte sich der herkömmlichen „Religion der Weißen“ durch neuartige rituelle Ausdrucksformen. Die Taufpraxis verdient nähere Betrachtung: Das neue Kirchenspektrum favorisierte *unisono* die sog. Untertauchungstaufe unter freiem Himmel und setzte sich damit demonstrativ vom Gottesdienst der Missionskirchen ab. Die Flusstaufe wurde als „Jordantaufe“ bekannt, d. h. an neutestamentliche Topographie angelehnt – der biblische Gedächtnisraum wurde mit Gegenwartserfahrungen korreliert. Jeder, der sich der Bewegung anschloss, musste sich dieser Taufe unter freiem Himmel unterziehen. Die rituelle Ordnung, so beobachteten Missionare, zeigte nur mehr entfernte Anleihen an die missionskirchliche Taufpraxis. Taufen wurden aus ihrer Sicht unter „Heidenlärm“ und „wildem Schwatzen“ vollzogen und eigneten sich eher dazu, den sakramentalen Charakter der Taufe zu entweihen als das biblische Gedächtnis zu stützen. Im Gegenteil: um ihre Attraktivität zu erhöhen, so das Lamento, förderten diese afrikanischen Propheten „Biergelage“ und lösten mit solchen „Lockmitteln“ eine wahrhaftige liturgische Anarchie aus.

*Zuerst wird Bier getrunken, dann folgt eine aufs Gemüt wirkende Predigt, und zuletzt, heißt es in einem Missionarsbericht über eine Massentaufe, geht es unter Lärmen und Johlen nach dem Fluss; und jeder, der will, wird auf Gottes Namen getauft.*³²

Freilich: die Konfusion über den liturgischen Ablauf einer solchen Taufe, die durch „Biergelage“ eingeleitet wird, übersieht die Bedeutungsintensivierung, die die Taufhandlung dadurch erfährt. Was im Werturteil des Missionars nicht anders als moralisch verwerflich sein konnte, bedeutete für die afrikanischen Täuflinge einen Zuwachs an gemeinschaftsbildender Qualität. Mit dem Biergenuss wurde eine explizit ahnenreligiöse

30 Provinzarchiv Pietermaritzburg: CNC 96 2155/12/30: Bericht des Magistrats von Port Shepstone, 22. September 1915.

31 Vgl. einige Beispiele in Heuser (wie Anm. 9), S. 13, 168-172, 196. Solche abweichenden rituellen Formen sind durchaus biblisch bezeugt und insofern – im Sinne der neuen Bewegung – legitimiert.

32 Vgl. in der Zitatfolge: Hermannsburger Missionsblatt, 50/3, 1903, S. 38; 71/7, 1924, S. 92 und 72/1, 1925, S. 14.

Komponente in den Vollzug der Taufe hineingenommen. Rituelier Bierkonsum gehört in den Bereich der Kommunikation mit den Ahnen und kommt in traditionellen Versöhnungsriten wie in allen Übergangsriten zum Tragen. Zudem steht er in Verbindung mit Akten zur inneren und äußeren Reinigung. Wohl erst damit wurde für afrikanische Christen der biblische Charakter der Taufe verständlich, nämlich eine neue Geburt und ein künftiges Leben in Fülle zu symbolisieren. Die Freilufttaufe unter „Heidenlärm“ und „wildem Schwatzen“ erhielt damit eine ungeheure theologische Brisanz: sie diente den Täuflingen, die häufig ja bereits missionskirchlich getauft waren, buchstäblich dazu, „die Taufe der Weißen abzuwaschen“³³.

Damit ist etwas Entscheidendes ausgesagt. Die rituelle und liturgische Neuakzentuierung in der Ära des von Afrikanern so genannten „Kriegs der Weißen“ beanspruchte, sich die „Religion der Weißen“, den christlichen Glauben, in eigener, symbolsprachlicher Vollmacht anzueignen. Dies geschah, zumindest am Taufbeispiel, durch eine Neubewertung von liminalen Phasen, wie Victor Turner rituell gelenkte Übergangsprozesse nennt. Durch den stark abweichenden Liturgierahmen, der in den Taufszenen ansichtig wird, könnte man selbst von „rituellen Rebellionen“ sprechen, in denen sich die theologische Neubestimmung der afrikanischen Propheten und Prophetinnen spiegelt.³⁴ Für Außenstehende jedenfalls ließ sich der offenkundig ekstatische Gründerkreis der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung nicht anders als eine Mischung aus „unzweifelhaft gefährlichen Propheten“ und „wilden Charakteren“ beschreiben.³⁵

Dies führt zu einer weiteren Ausprägung der kolonialen Ausgrenzung von Propheten und Prophetinnen: der Sicherheitsverwahrung. Zwei staatliche Strategien fallen ins Auge: die Kriminalisierung und die Pathologisierung der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung. Es ging darum, den prophetischen Akteuren religiöse „Verrücktheit“ nachzuweisen. Der Nachweis religiöser wie geistiger Verwirrung begleitete die gesamte Szene der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung seit ihrer Entstehungszeit. Vielerorts erten ihren Auftritten Gerüchte über „verrückte Propheten oder Prophetinnen“ voraus. Die koloniale Einfriedung von geistig-religiöser Unzurechenbarkeit allerdings verfuhr nach *gender*-Aspekten. In aller Regel nämlich wurde die religiöse Ekstase von AUK-Propheten als politisch subversiv bewertet – sie landeten als „Gauener und Schurken“ in Staatsgefängnissen.³⁶ Dem gegenüber steht die Pathologisierung von visionär begabten Frauen: für sie verlangte das koloniale Muster der Sicherheitsverwahrung die Einlieferung in die verschiedentlich bestehenden psychiatrischen Anstalten. Prophetinnen wies man psychotische Verwirr-

33 Hermannsburger Missionsblatt, 72/1, 1925, S. 14. Zum ethnologischen Hintergrund des Bierbrauens und -genießens vgl. A.-I. Berglund, *Zulu Thought-Patterns and Symbolism*, Uppsala 1976, S. 213.

34 Der Begriff geht auf Max Gluckman zurück und meint zyklisch wiederkehrende rituelle Aktivitäten, die in Zeiten der Krise und Instabilität die gültigen Regeln des Zusammenlebens außer Kraft setzen. Rituelle Rebellionen entkräften die gängigen Autoritätsstrukturen einer Gesellschaft oder einer Gruppe, indem Teile dieser Gruppe durch normabweichendes Verhalten hervortreten.

35 Provinzarchiv Pietermaritzburg: CNC 335 2698/1918; Provinzarchiv Bloemfontein: VAB CO 619 2324/1: zitiert aus mehreren Berichten von Kommandant Ross.

36 Einige Beispiele von „verrückten“ Propheten finden sich in Heuser (wie Anm. 9), S. 110-119.

heit nach, die sie zu willkommenen Objekten psychiatrischer Umerziehung werden ließen.³⁷

Die Folgen dieser nach Geschlechtern unterschiedenen sozialen Technologie der Kontrolle prophetischer Energien sind weitreichend. Der „Verrücktheitsdiskurs“ ging eine frühe Allianz ein mit den ideologischen Vorformen der Apartheid. Er floss ein in die Gründungswerke der Ethnologie, die sich in Südafrika seit den 1920er und 1930er Jahren etablierte und die eine kognitive und emotionale „Andersheit“ von vermeintlich „afrikanischen“ und vermeintlich „europäischen“ Mentalitäten beschrieb. Speziell die administrative Handhabung der prophetischen Praxis von Frauen, die Verbindung von Prophetie und Psychiatrie, suchte die „weiße“ Auffassung über einen vermeintlich „primitiven Geist“ der Afrikaner zu beglaubigen. Diese koloniale Platzierung des Anderen konsolidierte sich in der Ideologie der Rassentrennung, die einen zivilisatorischen Überlegenheitsanspruch der „Weißen“ begründete und dabei auf solche Theorien der ontologischen Differenz Bezug nahm.³⁸

Doch wieder zurück zu den Nachkriegszonen. Die Wachstumskerne der jungen Bewegung afrikanischer Propheten und Prophetinnen in der Nachkriegslandschaft lagen in einigen Grenzgebieten. Wir betreten nun

3. Kriegswüsten – Oasen des Friedens – und Städtische Lokationen

Während der Kolonialstaat in der Nachkriegsepoche sich gerade in Natal durch weitgehende Kontrollmaßnahmen gegenüber der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung hervortat, konsolidierte sie sich in einigen Grenzgebieten, in denen die Folgen des „Kriegs der Weißen“ für die afrikanische Zivilbevölkerung am heftigsten zu spüren waren. Wir bewegen uns nun nicht mehr im Süden Natals und der angrenzenden Kap-Kolonie, sondern im nördlichen Natal und dem Grenzgebiet zur Orange River Colony (in die der ehemals burische Oranje-Freistaat unter britischer Herrschaft umbenannt worden war). Topographisch kommen drei unterschiedliche Regionen in den Blick: zum einen handelt es sich um Grenzgebiete zwischen den ehemals burischen und britischen Einflusssphären, die von den Kriegswirren unmittelbar betroffen waren, Gebiete also, in denen heftigste Kampfhandlungen stattfanden. Vielfach waren Wüstungen zurück geblieben, verursacht durch die gnadenlose Strategie der „verbrannten Erde“. Infolge dessen zeichneten sich Fluchtbewegungen unter der afrikanischen Zivilbevölkerung ab, die Gegend wurde für viele zu einer Durchgangsstation auf dem Weg in eine unsichere Zukunft.³⁹ Eine zweite Region befand sich eher am Rande des Kriegsgeschehens und wurde landläufig als Oase des Friedens angesehen. Schon zu Kriegszeiten, aber auch in den darauf

37 Vgl. hierzu R. Edgar/H. Sapire, *African Apocalypse: The Story of Nontetha Nkwenke, a Twentieth-Century South African Prophet*, Johannesburg 1999 (insbesondere S. 117-129). Die Rolle von Prophetinnen wird ausführlicher geschildert in A. Heuser, *Verrückte Prophetinnen und entlaufene Töchter*, in: *Evangelisches Missionswerk in Deutschland* (Hrsg.), *Länderheft Südafrika*, Hamburg 2005, S. 62-74.

38 Dasselbe Argumentationsmuster wird im Tomlinson Bericht Anfang der 1950er Jahre wiederkehren! Vgl. die Rolle von Eiselen.

39 Es sind dies die Gebiete um Wakkerstroom und Volksrust.

folgenden Jahren galt sie als Fluchtpunkt für eine Unzahl an Kriegsflüchtlingen, was die lokalen Kapazitäten der Integration über die Maßen beanspruchte.⁴⁰ Und schließlich nahm der Zustrom in die wenigen urbanisierten Regionen im Umfeld der Kolonialgrenzen in der Nachkriegsära enorm zu. Die Flüchtlingsströme ergossen sich in die sog. städtischen *Lokationen*, Wohnbezirke, die für Afrikaner vorgesehen waren, so dass die afrikanische Bevölkerungsquote dieser Landstädte um ein Mehrfaches ihres Vorkriegsanteils anwuchs.⁴¹

So hart die Lebensbedingungen in diesen Nachkriegszonen auch waren, so gaben sie auch Raum, um neue religiöse Identitäten aufzubauen. Die afrikanische Bevölkerung, geint durch vergleichbare Migrationserfahrungen, fand sich wieder in einem ethnisch und religiös durchmischten Umfeld. Dies ermöglichte vielschichtige Alltagsnetze über sprachliche und soziale Barrieren hinweg. Die Wanderprediger der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung, die sehr häufig dieselben Flüchtlingsschicksale teilten, traten in Szene und wurden als glaubwürdige Interpreten des Nachkriegsgeschehens akzeptiert. Auftritte von Propheten machten die Runde, bei denen es wiederum zu den bekannten Massentaufen kam, aber es war auch verstärkt davon die Rede, dass es zu Konversionen von Anhängern afrikanischer Religionen zum Christentum gab. Die Akteure der kirchlichen Unabhängigkeit sprachen, wie es scheint, erfolgreich ein sozio-religiös heterogenes Milieu an.⁴²

Regierungskreise wurden auf ihr Treiben in den völlig überfüllten Nachkriegszonen aufmerksam. In ihren Augen degenerierten diese Distrikte zu einer „Müllhalde für alle möglichen Arten von Fremden, Abweichlern und Übeltätern“.⁴³ Diese amtliche Kennzeichnung lässt einige Schlüsse zu, die das theologische Profil der Bewegung betreffen. Ich möchte auf zwei markante Punkte hinweisen, die ihre Anziehungskraft auf ganz unterschiedliche Bevölkerungskreise plausibel machen. Die bereits angesprochene rituelle Rebellion einmal beiseite genommen, veränderten jene afrikanischen Propheten und Prophetinnen, von denen Sol Plaatje sprach, die Signatur des Christlichen im südlichen Afrika durch eine Theologie des Landes und durch eine Theologie der Heilung.

Zunächst zur Theologie des Landes: Wenn Kolonialbeamte von einer Bewegung von „Übeltätern“ sprachen, stand die Landthematik Pate. Landverknappung war eine der desaströsen Folgen des Südafrikanischen Kriegs, unter der vor allem auch die afrikanische Zivilbevölkerung zu leiden hatte. Jene „Abweichler“ knüpften an die Missstimmung in der Bevölkerung an, die sich gegen die Herrschaft der Europäer richtete. Dieser kolonialgeschichtliche Baustein war bereits angelegt in einigen Schöpfungsmythen, in denen afrikanische Kreise im 19. Jahrhundert die europäisch-afrikanischen Beziehungen

40 Es handelt sich um die Enklave von Witsieshoek (dem heutigen QwaQwa), einer Gebirgsregion, gelegen im Dreieck zwischen dem damaligen Natal, der Orange River Colony und dem unter britischem Protektorat stehenden Basutholand. Diese ländliche Region galt seit jeher als ‚afrikanisches‘ Zielgebiet, das – infolge der Aneignung von Land durch europäische Siedler – vertriebene Familien aufnahm.

41 Eine solche Stadt war Harrismith in der Orange River Colony.

42 Vgl. Heuser (wie Anm. 9), S. 156-157.

43 Provinzarchiv Bloemfontein: VAB CO 619 2324/1: Bezirkskommandant Ross, 2. August 1909.

konzeptualisierten. In diesen Mythenbildungen, die inmitten von mehreren kolonialen Grenzkriegen neu auftraten, waren die Machtsphären klar zugeteilt, und zwar gehörte das Meer, ein synonym für die Handelsbeziehungen, zur europäischen Dominanz, das Land aber wurde seit den Urzeiten den Afrikanern zugeschlagen.⁴⁴ In der Kriegs- und Nachkriegsphase des „Kriegs der Weißen“ brach die Frage nach der legitimen Erbschaft des Landes in Südafrika mit ungewohnter Virulenz hervor.

In jenen Tagen grassierte – in Verbindung mit afro-amerikanischen Emissären – der pan-afrikanistische Slogan: „Afrika den Afrikanern!“⁴⁵, der nun die Stimmung gegen die Konsolidierung der britischen Kolonialherrschaft nährte. Diese Botschaft der „Fremden“ aber wurde gerade deshalb in der afrikanischen Bevölkerung akzeptiert, weil Afro-Amerikaner sich in hohem Maße mit Afrika als ihrem Kontinent der Herkunft identifizierten. Für afro-amerikanische Prediger war Afrika ein Sehnsuchtsort, ein Mnemotop der Verheißung.⁴⁶

Die Gründergeneration der AUK nahm den Impuls, der sich ihrem Austausch mit Afro-Amerikanern verdankte, auf und entwickelte ein eigenes religiös-räumliches Inventar. Sie theologisierte die afrikanische Landschaft auch in anderer Weise als das mythische Vorbild. Um die Gegenwartserfahrungen zu deuten und gleichzeitig, um die Kluft zur Welt der Bibel zu überbrücken, beschriftete sie die Landschaft anhand biblischer Symbolsprache. Die besagte „Jordantaufe“ war nur der Anfang – nun entdeckten die Prophetinnen und Propheten Afrika als das biblisch besungene Land „Kusch“ oder „Äthiopien“ (vgl. Psalm 68, Apostelgeschichte 8) und verzeichneten darin die Koordinaten des Traumlandes „Kanaan“ und „Zion“. Die koloniale Landschaft insgesamt wurde gleichsam zu einem biblischen Gedächtnispark: Im Nervengewebe dieser sakralen Topographie entstanden die Wallfahrtsstätten der religiösen Erneuerung – Kirchensiedlungen, die – auf beengtem Raum angelegt – die junge städtische Mischkultur der Lokationen mit der agrarisch geprägten Lebenswelt der Anhängerschaft der kirchlichen Unabhängigkeit verbanden. Diese Zentren standen im Rang eines neuen Jerusalems, in ihrem Binnenraum ereignete sich die spirituelle Dramatisierung der Erlösung. Wer die Grenzen einer solchen „Neuen Stadt“ überschritt, trat in eine außeralltägliche Wirklichkeit ein. Man betrat den geweihten Boden barfuß – wie Mose von Gott befohlen war. Die typische Kirchenkleidung einer unabhängigen Kirche, die „Gewänder des Himmels“, wurden angelegt. Es herrschte eine Ethik der Selbsthilfe vor. Man hörte von Landkäufen und davon, dass Agrarland an „Witwen und Waisen“ – den Synonymen für die schwächsten Kriegsgesamten unter der Zivilbevölkerung – zur gemeinschaftlichen Produktion von Le-

44 Vgl. hierzu D. Chidester, *Savage Systems. Colonialism and Comparative Religion in Southern Africa*, Cape Town 1996, S. 118-177.

45 Dieser Afrikaslogan geht zurück auf den (englischen) Baptisten Joseph Booth, der um die Jahrhundertwende in verschiedenen afro-amerikanischen Missionen im südlichen Afrika wirkte. Zur Missionstheologie von afro-amerikanischen Kirchen in Südafrika vgl. auch Heuser (wie Anm. 9), S. 152-161.

46 In afro-amerikanischen Kirchen bildete sich eine Afrikaeuphorie aus, die besonders stark ausgeprägt war in ihren Missionszweigen. Ihre in Südafrika tätigen Missionare waren „radikale Verfechter der afro-amerikanischen Missions- und Erlösungstheologie“ (Kamphausen, *Anfänge der kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung* [wie Anm. 15], S. 294).

bensmitteln übergeben wurde. Um den Mangel an eigenem Land abzufedern, vernahm man zusätzliche Botschaften der ökonomischen Unabhängigkeit. Es wurden spezielle Handwerksberufe für Männer und für Frauen gelehrt und informell, von Generation zu Generation tradiert. In dieser Weise brach sich allmählich ein Arbeitsethos Bahn, das das Überleben vieler sicherte.

Dieser Blick auf eine neue Choreographie der Erlösung kann nur schlaglichtartig die Sogwirkung der kirchlichen Unabhängigkeit auf die Volksreligiosität darlegen. Deutlich aber sollte sein, dass in den überbevölkerten Nachkriegsterritorien jene spezifische Landformel gerann, die prägend für das „Land der Propheten und Prophetinnen“ werden sollte: der Topos Land geriet zum sakralen Zion, an dem sich Himmel und Erde berühren.⁴⁷

Das zweite wesentliche Differenzkriterium, mit dem die kirchliche Unabhängigkeitsbewegung eine eigenständige afrikanische Theologie inspirierte, betrifft den Komplex von Heilung. Damit schälte sich ein theologisches Proprium heraus, das bis dahin so gut wie unbekannt war im Spektrum der Missionskirchen. Die neu sich abzeichnende Kirchenbewegung zentrierte sich vielfach in ihrem Selbstverständnis und auf ihrer rituellen Handlungsebene um eine Theologie der Heilung. Das Heilungscharisma wurde sogar zum Label der Gesamtbewegung jener prophetischen „Abweichler“, der der Ruf der *amarhuma*, der „Gesundbeter“, vorauselte.⁴⁸ Der Durchbruch des Topos der Heilung in der populären religiösen Kultur steht direkt im Zusammenhang mit den Erfahrungen des Südafrikanischen Kriegs.⁴⁹

Bis heute machen Heilungsereignisse, Berichte über Wundertaten und besondere Heilpraktiken den Hauptkorpus der mündlichen Kirchengeschichte einzelner AUK aus. Die darin ansichtigen narrativen Muster mischen neutestamentliche Bezüge mit der Befreiung von sog. „afrikanischen“ Krankheiten (*ukufa kwabantu*), von Krankheitsbildern, die in den Bereich traditionaler afrikanischer Kosmologie gehören. Speziell in Bezug auf diese Krankheitsbilder wurde die Heilungspraxis vergleichsweise spärlich ergänzt durch Elemente aus dem symbolisch-rituellen Repertoire afrikanischer Religionen. Insofern finden Heilungen in einem symbolischen Ensemble statt, das die Ursache für Krankheit und Tod neutralisiert. Solche Ursachen sind mit Dunkelheit oder Unreinheit bzw. „Schwärze anhaben“ verknüpft,⁵⁰ weshalb Heiler und Anhänger von AUK meist weißfarbene sogenannte „Gewänder des Himmels“ tragen. Die rituelle Praxis reicht von Handauflegung bis zur Austreibung von „bösen Geistern“. Krankheitsursachen werden

47 Zu weiteren Ausprägungen einer praktischen Theologie des Landes bei AUK vgl. Heuser (wie Anm. 9), S. 124-141. Jüngst hat A. Schultze („In Gottes Namen Hütten bauen“. Kirchlicher Landbesitz in Südafrika: die Berliner Mission und die Evangelisch-Lutherische Kirche Südafrikas zwischen 1834 und 2005, Stuttgart 2005) die Landthematik in Bezug auf eine lutherische Missionskirche umfassend dargestellt.

48 So in einem Missionarsbericht der lutherischen Kirche, in: Berliner Missionsberichte 1/1923: 12.

49 Zu den verbreitetsten Schriften zählte seinerzeit die Zeitschrift „*Leaves of Healing*“ (Blätter der Heilung), die als entscheidender Faktor für die Verbreitung der Ideen der kirchlichen Unabhängigkeit gilt. Dabei handelt es sich um eine Publikation der US-amerikanischen *Christian Catholic Church in Zion*, die über enormen Einfluss in der südafrikanischen Unabhängigkeitsszene verfügte.

50 Zu den Urhebern solcher Krankheiten zählen Ahnengeister, Schadzauber und auch Krankheitsdämonen. Vgl. insgesamt G. C. Oosthuizen, *The Healer-Prophet in Afro-Christian Churches*, Leiden 1992.

durch die Einhaltung strenger Askeseregeln und Meidungsgebote in Schach gehalten, oder mitunter auch durch die symbolische Verwendung von gesegnetem Heilwasser und reinigender Asche.

Dem kolonialen Blick bestätigte das Drama der Heilung, das in den gewaltförmigen Kriegs- und Nachkriegstagen Gestalt annahm, unzweideutig den offiziellen kolonialen Diskurs über religiöse „Verrücktheit“! Die intensiven Gebete um Heilung, die den gesamten Heilungskomplex umrahmen, waren für Außenstehende eher vergleichbar einem „Wortschwall aus lauten Tönen gepaart mit Wildheit“, der „nichts für einen jedweden vernunftbegabten Geist bedeutete“.⁵¹

In der afrikanischen Öffentlichkeit hingegen erhielt das Heilungsverständnis eine ganz andere, nämlich inter-kulturelle Note. Hier gemahnten die wundersamen Aufführungen mitunter an fremdkulturelle Formen von Heilung und man vernahm Gerüchte über das Wirken von „malaiischen Magiern“ auf den Nachkriegsschauplätzen. Diese Zuordnung stellt den Differenzcharakter afrikanischer Propheten und Prophetinnen selbst gegenüber afrikanisch-traditionaler Heilpraxis heraus. Sie weist auf einen spezifischen Kontext religiöser Konkurrenz hin, in dem sich deren Heilkunst zu bewähren hatte.

Ursprünglich verstand man unter „malaiischer Magie“ okkulte Praktiken, die sich unter den Sklaven der Holländisch-Indischen Kompanie ausprägten, die dem indonesisch-malaysischen Archipel entstammten. Mit der Industrialisierung und intensiver werdenden Arbeitsmigration verbreitete sich diese rituelle Form gegen Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Südafrika. Sie löste sich aus dem islamischen Milieu der sog. Kap-Malaien und galt religionsübergreifend als ein möglicher Erklärungsansatz für jegliche Arten von außergewöhnlichen Ereignissen.⁵²

Die inter-kulturelle Nuance war angebracht angesichts eines Massenphänomens, das sich um die Jahrhundertwende verbreitete. Unter Afrikanern ging eine neuartige epidemische Form der Geistbesessenheit um, die sich einem interkulturellen Begegnungsraum verdankte. Es handelte sich um den Befall einzelner Menschen von sog. *indiki*-Geistern. *Indiki*-Besessenheit, so glaubt man, wird durch umherirrende, also unbestattete Geister von Verstorbenen verursacht. Sie äußert sich durch hysterisches Verhalten und kann sich selbstzerstörerisch bis hin zum Selbstmord auswirken. *Indiki*-Geister fallen durch unkontrolliertes, wirres Sprechen auf und gebrauchen fremd klingende Sprachen. Solche Besessenheit trat – so weit es nachvollziehbar ist – als Folgeerscheinung von sozialen Spannungen auf, wie sie etwa im Prozess zunehmender Urbanisierung oder Migration auf großen Teilen der afrikanischen Bevölkerung lastete. Bisweilen wird dieses Besessenheitsphänomen auch auf den spannungsreichen Austausch zwischen afrikanischer und westlicher Lebensweise zurück geführt.⁵³ Schon früh aber machten zeitgenössische Eth-

51 Zitiert nach T. Ranger, Religious Movements and Politics in Sub-Saharan Africa, in: African Studies Review, 29/2 (1986), S. 1-69, hier S. 55 (meine Übersetzung).

52 Vgl. hierzu Heuser (wie Anm. 9), S. 281-283. In Natal griff die sog. „malaiische Magie“ auf ein hinduistisches Milieu über. Hier gab es seit ca. 1860 eine größere indische Kolonie von Vertragsarbeitern.

53 Zur Geschichte der *indiki*-Besessenheit vgl. ausführlich die frühe Studie von G. Lee, A Study of Crying Hysteria and Dreaming in Zulu Women (unveröffentlichte Diss., University of London), 1954, S. 14-36. Im knappen Über-

nographien darauf aufmerksam, dass *indiki*-Besessenheit besonders auffällig in Zeiten von Krieg und Gewalterfahrung auftrat.⁵⁴ Dieses Wirkgeflecht schlägt mit besonderer Wucht in der Phase des „Kriegs der Weißen“ und den darauf folgenden Jahren zu.

Die Zählung dieser Besessenheit war ein drängendes Anliegen von Heilern und Heilerinnen aller möglichen religiösen Provenienz. In der Figur des „malaiischen Magiers“ trat ein Deutungselement auf, das gewissermaßen einen komparativen Vorteil nahe legte. Insbesondere in der Nachkriegsphase erweiterte sich das Ursachengeflecht von Besessenheit: mit den Aspekten erzwungener Migration, ungewollter Urbanitätserfahrung, und sozialer Durchmischung – Prozesse, die sich innerhalb kürzester Zeit abspielten –, verunsicherte die religiöse Pluralisierung die Lebensdeutungen der afrikanischen Bevölkerung zusätzlich. Die Suche nach existentiellen Antworten führte dazu, das rituelle Repertoire durch den Austausch der Religionen zu erweitern. Den „malaiischen Magiern“, für die man manche der afrikanischen Heiler hielt, sagte man nach, dass sie die Geister in fremden Sprachen auszutreiben in der Lage seien.⁵⁵ Eingewirkt in ihr Heilungshandeln schienen Elemente, die einer Fremdkultur und Fremdreligion entlehnt waren. Dadurch bändigten sie das Angsteinflößende des Kulturkontaktes und erleichterten die Transmigration, die Passage von religiösen Symbolen und Handlungsformen im porösen Grenzverkehr des durch den Krieg der Weißen „blutgetränkten Südafrika“.

Zusammenfassung

In jüngsten Veröffentlichungen zu kulturwissenschaftlichen Neuorientierungen deutet sich eine kleine Kontroverse an, die sich am Verständnis von Raum abarbeitet. Im wesentlichen stehen hier die wissenschaftsgeschichtlich ältere Konzeption von Raum als Behälter und das derzeit vorherrschende relationale Raumverständnis, d. h. die Theorie der sozialen Produktion von Raum, zur Debatte. Die Container-Theorie von Raum kartiert räumliche Konstellationen mit Hilfe von Ein- und Ausgrenzungslinien, sie markiert Territorien als statische Behälter, die ausgestattet sind mit unverrückbaren kulturellen Beständen. Nehmen wir Südafrika als Beispiel, kommt dies etwa in der kolonialen Grenzpolitik zum Ausdruck oder auch in der Raumpolitik der Apartheid. Dem relationalen Raumverständnis geht es darum, die Veränderbarkeit von Raum durch soziale Praxis herauszukehren. Das liegt wohl eher im Sinne Breytenbachs, der von den ‚Kolonien der Reflexion‘ spricht, von Territorien der Diffusion. Wir sind diesem Raumbegriff gefolgt,

blick vgl. J. Kiernan, The Impact of White Settlement on African Traditional Religions, in: M. Prozesky/J. de Gruchy (Hrsg.), Living Faiths in South Africa, Cape Town, S. 72-82 (hier S. 81).

54 So berichtet insbesondere Henri Junod, ein Schweizer Missionar und früher Ethnologe, von einem „signifikanten“ Zusammenhang zwischen Massenhysterie und den Leidenserfahrungen in langen Kriegphasen (H. A. Junod, The Life of a South African Tribe. Vol. II: The Mental Life, London 1927, S. 503).

55 Seit 1906 traten Pfingstmissionare in Südafrika auf, zu deren Begabungen auch die Glossolalie zählt, die ebenfalls unverständliche Zungenrede. Sie wirkten stark in das schon bestehende AUK-Milieu hinein (vgl. hierzu David Maxwell 1999).

etwa bei der Entfaltung einer Theologie des Landes durch afrikanisch-prophetische *agency* und ihre Neubeschriftung der Landschaften.

In ihrer hervorragenden Darstellung verschiedener *turns* in den Kulturwissenschaften, stellt Doris Bachmann-Medick den *spatial turn* nun so dar, als sei die Container-Vorstellung des Raums ein-für-allemal abgestreift:

Raum gilt also längst nicht mehr als physisch-territorialer, sondern als relationaler Begriff. Für den spatial turn wird nicht der territoriale Raum als Container oder Behälter maßgeblich, sondern Raum als gesellschaftlicher Produktionsprozess der Wahrnehmung, Nutzung und Aneignung, eng verknüpft mit der symbolischen Ebene der Raumrepräsentation (etwa durch Codes, Zeichen, Karten).⁵⁶

Dem gegenüber spricht sich Markus Schroer aus soziologischer Sicht dafür aus, diese klassisch gewordene Trennung zwischen physischem und sozialem Raum aufzulösen im Sinne einer, wie er es nennt, „kompletten und umfassenden Raumanalyse“. Gegen die Aufrufe, von einem Container-Modell auf das relationale Raumverständnis umzustellen, betont er die Materialität der Orte und macht aufmerksam auf die konkreten Raumverhältnisse.

Die „materielle Seite des Raums darf in einer soziologischen Raumanalyse nicht unberücksichtigt bleiben, wenn man sich nicht allein auf die soziale Herstellung des Raums kaprizieren will. Es geht nicht nur darum zu sehen, wie der Raum sozial hergestellt wird, sondern auch darum zu berücksichtigen, was der Raum selbst vorgibt.“⁵⁷

Schroer verabschiedet also die Behälterauffassung des Raums nicht einfach, sondern befragt sie auf ihre Konsequenzen hin. Es geht ihm nicht darum, Raumkonzepte gegeneinander auszuschließen und den *einen* Raumbegriff als normativ vorzustellen. Vielmehr gibt es ein „räumliches Prinzip des Nebeneinanders“, wie er es nennt!⁵⁸ Es gibt also verschiedene Raumbilder und verschiedene Raumkonzepte, die gleichzeitig bestehen und die unterschiedliche Funktionen und Zwecke bedienen. Zieht man seine Anregung weiter aus, dann hieße das, gründliche Ortsbegehungen vorzunehmen und sich dazu „in die Niederungen konkreter Fälle zu begeben“.⁵⁹

Eine solche Niederung im wahrsten Sinne des Wortes haben wir in Südafrika betreten. Breitenbachs Anregung, in „versunkene *homelands* der Phantasie und der Erinnerung“ einzutauchen, hat in unserem Fall eine vielschichtige Religionskarte freigelegt, deren Relief sich entscheidend veränderte im Zusammenhang des sog. „Kriegs der Weißen“. Die topographische Aufmerksamkeit in dieser Kriegs- und Nachkriegslandschaft rich-

56 D. Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 292.

57 M. Schroer, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt a. M. 2006, S. 177-178.

58 Ebd., S. 179.

59 Hierzu motiviert der kürzlich verstorbene Clifford Geertz in einem Beitrag zum Verständnis einer „Welt in Stücken“, um die komplexen Verflechtungen von Kulturen zu entschleiern (zitiert in: D. Bachmann-Medick, *Cultural Turns* [wie Anm. 56], S. 399).

tete sich nicht etwa auf die kolonialen Zentren der Macht, vielmehr auf ihre Nicht-Orte (Marc Augé)⁶⁰, auf ihre kriegsverwüsteten Mondlandschaften also, ihre peripheren Grenzräume, die neu formierten kolonialen Grenzlinien.

Diese Markierungspunkte wurden zu Schauplätzen der religiösen Erneuerung. Während die Kolonialpolitik auf eine Containerisierung zielte, auf die soziale und räumliche Einschließung der neuen prophetischen Bewegung, kamen einige ‚Kolonien der Reflexion‘ zum Vorschein – Grenzgebiete im „Krieg der Weißen“, seine *gated communities* –, die Religionsvergleiche ermöglichten, die mehrere religiöse Welten fusionierten und die sich in Situationen des interkulturellen Austauschs entwickelten. Orte des Geschehens – ich bewege mich noch immer auf der Ebene der Materialität des Raums – waren solche Inkubationsräume wie Konzentrationslager, Lokationen und Zufluchtsstätten von Massenmigration. Solche ein- und ausgrenzenden Räume verdichteten das Zusammenleben, sie ließen auch die Diffusion von Weltbildern zu. Die Überträger in diesen Kontaktzonen waren jene Wanderprediger, deren energiegeladigste Gedanken sich an Botschaften afro-amerikanischer Missionskirchen und „malaiischer Magiere“ anlagerten; waren „verrückte Prophetinnen und Propheten“, die mit dem afrikanischen Land „Zion“ die Imagination einer möglichen Lebenswelt voran trieben.

Zwar ist die koloniale Grenze ansichtig geworden als Konfliktlinie mit Schließungsszenarien und Abschottungsstrategien von Exil, Gefängnis oder Psychiatrie, gleichzeitig jedoch auch als Metapher für die Verhandlung und die Migration von religiösen Ideen, von Übersetzungs-Vorgängen, die sich im Sprachgebrauch eines Breytenbach nicht anders als *métis* oder hybrid beschreiben lassen.⁶¹

60 Vgl. M. Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt a. M. 1994. Der Ethnologe Marc Augé beschreibt mit Nicht-Orten die Ortlosigkeit globaler Lebenswelten und setzt die Vorstellung von Transiträumen dem Prinzip der Territorialisierung entgegen. Transiträume zeichnen sich aus durch ihre Nicht-Permanenz, ihre Flüchtigkeit, ihren Passagecharakter. Augé stellt den provisorischen Charakter solcher Nicht-Orte wie Bahnhöfen und Flughäfen oder Shopping Malls heraus.

61 Ich vermeide den Begriff „synkretistisch“, der religionswissenschaftlich im Prinzip das gleiche meint, aber durch evolutionäre Vorstellungen vorbelastet ist, die gerade auch in der Apartheid-Ideologie reichlich Anwendung fanden.

FORUM

Sozialstaaten in international vergleichender Perspektive. Entstehung und Entwicklung im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Detlev Brunner

*Ein Arbeiter bricht in der Blüte seiner Jahre zusammen und wird dauernd arbeitsunfähig. Er hat nach bestem Können zum Gemeinschaftsfonds zugesteuert; jetzt geht es nicht mehr. Warum darf man in diesem Land überfließender Fülle ihn hungern und seine Kinder Hungers sterben lassen?*¹

Der britische Schatzkanzler David Lloyd George, der diese Frage am 1. Oktober 1908 in einer Rede zur Sozialreform stellte, plädierte für eine aktive staatliche Sozialpolitik zur Bekämpfung derartiger Probleme. Ähnliches hatte der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck schon mehr als 20 Jahre zuvor formuliert: „Der Staat“, so Bismarck im Juni 1881, „muss die Sache in die Hand nehmen. Nicht als Almosen, sondern als Recht auf Versorgung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann.“²

Beide Zitate dokumentieren einen Wandel, der in den politischen Debatten im Laufe des 19. Jahrhunderts und in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts deutlich wurde. Die Rolle des Staates stand auf der Tagesordnung, in den Ländern West-, Mittel- und Nordeuropas, aber auch in Russland, auf dem amerikanischen und auf dem australischen Kontinent.³ Sollte der Staat in wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse eingreifen,

- 1 Lloyd George in einer Rede zur Sozialreform in Swansea am 1.10.1908, in: David Lloyd George: Bessere Zeiten, Jena 1911, S. 30. (Original: Better Times, deutsche Übersetzung von H. Simon, Hrsg. und Vorwort: E. Bernstein). Zu dieser Rede vgl. auch G. A. Ritter: Sozialversicherung in Deutschland und England. Entstehung und Grundzüge im Vergleich, München 1983, S. 83 f.
- 2 Äußerung Bismarcks am 26. Juni 1881 gegenüber dem Schriftsteller Moritz Busch, in: Bismarck und der Staat. Ausgewählte Dokumente, eingeleitet von H. Rothfels, Darmstadt 1958, S. 359.
- 3 Die Gesellschaften und Staaten auf dem asiatischen und afrikanischen Kontinent, sowie mit Ausnahmen auch jene Süd- und Mittelamerikas müssen im Hinblick auf diesen politischen Prozess wie auf die wirtschaftlichen,

um sozial problematische Entwicklungen zu lindern oder gar zu verhindern? Und wie weit sollte diese staatliche Intervention gehen? Diese Diskurse hatten in Ausmaß und Zielrichtung höchst unterschiedliche Maßnahmen zum Ergebnis. Insgesamt jedoch zeichnete sich ein Paradigmenwechsel ab. Es war der Wandel vom Prinzip der traditionellen Armenfürsorge, die mit Deklassierung und Repression verbunden war, hin zu einem Verständnis, dass der oder die Einzelne keine individuelle Verantwortung mehr für Notlagen tragen könne, die aus den zunehmend komplexeren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen resultierten.⁴

Definition

Bevor ich die zentralen Fragestellungen und Thesen formuliere und einige Bemerkungen zu methodischen und theoretischen Ansätzen vorausschicke, ist es erforderlich, eine möglichst präzise Definition dessen vorzustellen, was im Folgenden unter Sozialstaat zu verstehen sein wird.

Während in der internationalen Forschung der Begriff des „welfare state“ dominiert, hat sich in der deutschsprachigen Literatur der Terminus „Sozialstaat“ durchgesetzt. Gerhard A. Ritter hat den Begriff des „Wohlfahrtsstaates“ als zu wenig präzise kritisiert. So sei nicht klar, inwieweit auch der Bereich der Arbeitsbeziehungen (z. B. Arbeitsschutz und Arbeitsrecht) als „konstituierendes Element“ des Wohlfahrtsstaates zu begreifen sei.⁵ Franz-Xaver Kaufmann setzt „Welfare State“ als einen Begriff, der die national unterschiedlich definierte Gesamtheit von Wohlfahrtseinrichtungen umfasst, ab von der deutschen „Sozialstaatlichkeit“, die in erster Linie als ein Element der verfassungsmäßigen Bestimmung des Staates verstanden werde.⁶ Ritter und Kaufmann knüpfen damit an die Unterscheidung Ernst Rudolf Hubers aus den 1960er Jahren an: Der Sozialstaat sei nicht

gesellschaftlichen und auch kulturellen Bedingungsfaktoren im hier interessierenden Zeitraum ausgeblendet bleiben. Japan, das im asiatischen Raum im Hinblick auf wirtschaftliche und industrielle Entwicklung am ehesten in den Kontext einzureihen wäre, bildete neben traditionellen großfamiliären Versorgungsmechanismen vor allem betriebliche Sozialpolitik heraus und ging im wesentlichen erst in der Zwischenkriegszeit und vor allem nach 1945 zu stärkerem staatlichen Wohlfahrtsengagement über. Vgl. kurz A. Gould: *Capitalist Welfare Systems. A Comparison of Japan, Britain and Sweden*, London/New York 1993, S. 35 ff. Zur lateinamerikanischen „Ausnahme“ Uruguay, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Reihe weitreichender Sozialreformen einführte (u. a. 1914 Sozial- und Unfallversicherung für Arbeiter), vgl. H.-J. Puhle: Uruguay, in: *Handbuch der Geschichte Lateinamerikas*, hrsg. v. W. L. Bernecker, R. T. Buve u. a., Bd. 3: Lateinamerika im 20. Jahrhundert hrsg. v. H. W. Tobler u. W. L. Bernecker, Stuttgart 1996, S. 973-1015.

4 Am Beispiel des französischen Unfallhaftpflichtgesetzes von 1898 nachgezeichnet bei F. Ewald: *L'État providence* (deutsch: *Der Vorsorgestaat*. Aus dem Französischen von W. Bayer und H. Kocyba), Frankfurt a. M. 1993, u. a. S. 9 ff., zur 18jährigen Genese des Gesetzes: S. 351 ff.; für Deutschland vgl. z. B. W. von Kieseritzky: *Liberalismus und Sozialstaat. Liberale Politik in Deutschland zwischen Machtstaat und Arbeiterbewegung (1878–1893)*, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 18. Grundsätzlich auch W. Fischer: *Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter*, Göttingen 1982, S. 89.

5 Vgl. G. A. Ritter: *Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich*, München 1989, S. 9.

6 Vgl. F.-X. Kaufmann: *Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich*, in: *Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945*, hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung und Bundesarchiv, Bd. 1: *Grundlagen der Sozialpolitik*, Baden-Baden 2001, S. 799-989, S. 816.

lediglich Versorgungs- oder Wohlfahrtsstaat, sondern er zielt auf „soziale Integration“, auf die Bewältigung der in der Industriegesellschaft aufbrechenden Konflikte.⁷ Gerhard A. Ritter und mit ihm andere Autoren wie Hartmut Kaelble und Dan Rodgers beziehen in den weitgespannten Sozialstaatsbegriff außer den sozialen Sicherungssystemen und dem Bereich der Arbeitsbeziehungen auch die Erziehungs- und Bildungspolitik, die Gesundheitspolitik und die Stadtplanung mit ein.⁸ Nicht zuletzt seien die auf Frauen, Kinder und Familien gerichteten sozialpolitischen Maßnahmen als weitere Perspektive genannt.⁹

Ich möchte als Grundlage für meine Ausführungen an den Definitionsvorschlag Ritters anknüpfen und lege einen erweiterten Sozialstaatsbegriff zugrunde, der soziale Versicherungs- und Versorgungssysteme, präventive Maßnahmen wie den Arbeitsschutz sowie intervenierende Maßnahmen, insbesondere Schlichtungsinstitutionen und vergleichbare Einrichtungen der Marktintervention umfasst. Ein solch breiter und offener Zugang ermöglicht es, unterschiedliche nationale Pfade einbeziehen zu können und das Blickfeld nicht durch einen vorwiegend an einem nationalen Bezugssystem festgemachten Vergleichsrahmen zu verengen. Im Hinblick auf den gegebenen Rahmen und somit aus pragmatischen Gründen möchte ich die angesprochenen weiteren Dimensionen wie Stadtplanung, Erziehungs- und Bildungssystem hier nicht weiter verfolgen.

Periodisierung

Hans Günter Hockerts sieht den Ursprung „des modernen Sozialstaats in jenen Regulierungen [...], mit denen die Mobilität der Produktionsfaktoren im Verlaufe der Industrialisierung wieder eingeschränkt worden ist“,¹⁰ nachdem sie, so wäre zu ergänzen,

- 7 E. R. Huber: Rechtsstaat und Sozialstaat in der modernen Industriegesellschaft, in: Ders.: Nationalstaat und Verfassungsstaat. Studien zur Geschichte der modernen Staatsidee, Stuttgart 1965, S. 249-272, S. 260. Vgl. auch F.-X. Kaufmann: Sozialstaat (wie Anm. 6); S. 816.
- 8 Ritter, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 18; H. Kaelble: Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880, München 1991, S. 102 ff.; D. T. Rodgers: Atlantic Crossings: Social Politics in a Progressive Age, Cambridge/Mass., London 1998, u. a. S. 255; ähnlich A. de Swaan: Der sorgende Staat. Wohlfahrt, Gesundheit und Bildung in Europa und den USA der Neuzeit (Aus dem Englischen von H. G. Holl), Frankfurt a. M./New York 1993. Jürgen Reulecke verweist auf die Kommunen als eine Ursprungsquelle der deutschen Sozialstaatsentwicklung, vgl. J. Reulecke: Sozialpolitik und Sozialreform im deutschen Kaiserreich. Ein Überblick, in: Innere Staatsbildung und gesellschaftliche Modernisierung in Österreich und Deutschland. 1867/71 bis 1914. Historikergespräch Österreich – Bundesrepublik Deutschland 1989, Wien/München 1991, S. 139-149, S. 146 f.
- 9 Siehe dazu Th. Kulawik: Wohlfahrtsstaat und Mutterschaft. Schweden und Deutschland 1870–1912, Frankfurt a. M./New York 1999; G. Bock/P. Thane (Hrsg.): Maternity and Gender Policies. Women and the Rise of the European Welfare States, 1880s–1950s, London/New York 1991; U. Wikander/A. Kessler-Harris/J. Lewis (Hrsg.): Protecting Women. Labor Legislation in Europe, the United States, and Australia, 1880–1920, Urbana/Chicago 1995; für die Vereinigten Staaten außerdem: Th. Skocpol: Protecting Soldiers and Mothers. The Political Origins of Social Policy in the United States, Cambridge/Mass., London 1992; für Frankreich auch S. Kott: Gemeinschaft oder Solidarität? Unterschiedliche Modelle der französischen und deutschen Sozialpolitik am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 3, S. 311-330, S. 325.
- 10 H. G. Hockerts: Die historische Perspektive – Entwicklung und Gestalt des modernen Sozialstaats in Europa, in: Sozialstaat – Idee und Entwicklung, Reformzwänge und Reformziele. 33. Kolloquium [der Walter-Raymond-Stiftung] München, 26.-28. März 1995, Köln 1996, S. 27-48, S. 28.

im Zuge der Liberalisierung des Wirtschaftslebens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunächst freigesetzt worden waren.

Bezieht man Maßnahmen zum Arbeitsschutz sowie erste Regulierungsversuche von Arbeitsbeziehungen mit ein, so wird man die Anfänge sozialstaatlichen Handelns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ansetzen müssen, wenngleich ein effizienter Ausbau in die Zeit ab den 1870/80er Jahren zu datieren ist. Der Übergang zu staatlich initiierten Maßnahmen der sozialen Daseinssicherung fällt ebenfalls in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts und umfasst einen Entstehungszeitraum, der in die ersten eineinhalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts sowie in die Zwischenkriegszeit hineinreicht. Die Vorläufer derartiger Versorgungs- und Versicherungssysteme (z. B. Krankenversicherung auf kommunaler Ebene oder für bestimmte Berufsgruppen wie die Bergarbeiter) sind allerdings ebenfalls schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts festzustellen. Der Bereich des auf Frauen und Familien gerichteten sozialstaatlichen Engagements (Schwangerschaftsschutz, Hilfen für kinderreiche Familien) verweist schließlich eher auf das 20. als auf das 19. Jahrhundert.¹¹ Ich werde mich also in meinem Vortrag zeitlich im Rahmen jenes „langen 19. Jahrhunderts“ bewegen, das als Epoche allgemein definiert ist und ausgehend vom späten 18. Jahrhundert die ersten eineinhalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts bis zur Zäsur des Ersten Weltkrieges mit einschließt.¹²

Theoretische und methodische Zugriffe

Die vergleichende Sozialstaatsforschung hat seit den 1970er Jahren eine Konjunktur erfahren, die sich, zunächst durch die Sozial- und Politikwissenschaften dominiert, in den vergangenen 15 bis 20 Jahren vermehrt in der historischen Wissenschaft niedergeschlagen hat.¹³ Während unter sozialwissenschaftlicher Ägide in den 1970er und frühen 1980er Jahren makrosoziologisch angelegte internationale Vergleichstudien erarbeitet

11 Dazu die Beiträge in Bock/Thane (wie Anm. 9); Kott: Gemeinschaft oder Solidarität? (wie Anm. 9); D. Renard: Das Fürsorge- und das Versicherungsprinzip in der französischen Sozialpolitik: Von einer grundsätzlichen Opposition zur Koexistenz, in: P. Wagner/C. Didry/B. Zimmermann (Hrsg.): Arbeit und Nationalstaat. Frankreich und Deutschland in europäischer Perspektive, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 176-198. Für die Schweiz als frühes Beispiel (auf Kantonebene) siehe G. V. Rimlinger: Labour and the state on the continent, 1800-1939, in: The Cambridge Economic History of Europe, Vol. VIII: The Industrial Economies: The Development of Economic and Social Policies, ed. by P. Mathias/S. Pollard, Cambridge 1989, S. 549-606, 597.

12 Zur Periodisierung der Zeit zwischen den Revolutionen von 1789 und 1917 siehe bereits W. Mommsen: Geschichte des Abendlandes. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart, München 1951, S. 20 f.; vgl. weiter: H. Mommsen: Neuzeit (19. Jahrhundert), in: Fischer-Lexikon Geschichte, mit einer Einleitung von H. Rothfels hrsg. v. W. Besson, Frankfurt a. M. 1961, S. 203-223, S. 203; neuerdings: J. Kocka: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, in: Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. 10. völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 13), Stuttgart 2001, u. a. S. 34 und F. J. Bauer: Das 'lange' 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche, Stuttgart 2004, u. a. S. 24 ff.

13 Ein Überblick bei Ch. Conrad: Wohlfahrtsstaaten im Vergleich: Historische und sozialwissenschaftliche Ansätze, in: H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.): Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 155-180.

wurden¹⁴, umfassen die historisch orientierten Studien häufig zwei Vergleichsstaaten und sind weniger auf quantitative Empirie, sondern auf historische Entwicklungsfaktoren unter Berücksichtigung politischer, staatlicher, gesellschaftlicher und kultureller Prozesse und Traditionen wie auch auf beziehungsgeschichtliche Aspekte ausgerichtet.¹⁵

Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Wolfram Fischer warnte 1982 angesichts der sehr komplexen Materie vor Verallgemeinerungen in der Sozialstaatsforschung und plädierte dafür, eine weitere Ebene, nämlich den subjektiven Anteil wesentlich beteiligter Akteure, zu beachten.¹⁶ Ähnlich skeptisch hat sich die norwegische Historikerin Anne-Lise Seip über Makrotheorien und den daran ausgerichteten Studien geäußert. Sie plädiert für einen Wechsel vom „system level to the actor's level“, von der Makro- zur Mikrohistorie.¹⁷ Das über kontinentale Grenzen hinausgreifende Phänomen entstehender Sozialstaaten erfordert allerdings eine international vergleichende Perspektive.¹⁸ Voraussetzung ist eine sinnvolle Interdisziplinarität einerseits und eine Prüfung und eventuelle Nutzbarmachung bislang vorgelegter theoretischer Ansätze.¹⁹ Vergleichende Studien werden nicht umhin können, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungsdaten gegenüberzustellen und nach deren Wirkungszusammenhang mit staatlicher Intervention zu fragen. Doch dies bleibt facettenhaft, wenn nicht die politischen Diskurse in den einzelnen Gesellschaften auf dem Tableau politischer Tradition und Kultur explizit in den Vergleichsmaßstab miteinbezogen werden. Eine international vergleichende Perspektive muss sich auf die Erkenntnisse über nationale Entwicklungen stützen, aber auch von Details abstrahieren, um allgemeine Entwicklungslinien herausarbeiten zu können. Dabei dürfen Unterschiede nicht in einem allzu groben Raster verwischt werden, aber es sollen

- 14 Vgl. insbesondere die Arbeiten der Forschergruppe um Peter Flora, z. B. *The Development of Welfare States in Europe and America*, ed. by P. Flora/A. J. Heidenheimer, New Brunswick (USA)/London (UK) 1981; J. Alber: *Vom Armenhaus zum Wohlfahrtsstaat. Analysen zur Entwicklung der Sozialversicherung in Westeuropa*, Frankfurt a. M./New York 1982.
- 15 Vgl. *Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland 1850–1950*, hrsg. v. W. J. Mommsen in Zusammenarbeit mit W. Mock, Stuttgart 1982; Ritter, *Sozialversicherung* (wie Anm. 1); Kulawik, *Wohlfahrtsstaat und Mutterschaft* (wie Anm. 9); E. P. Hennock: *British Social Reform and German Precedents. The Case of Social Insurance 1880–1914*, Oxford 1987; Kaelble, *Nachbarn am Rhein* (wie Anm. 8); A. Davidson: *Two Models of Welfare. The Origins and Development of the Welfare State in Sweden and New Zealand, 1888–1988*, Uppsala 1989; P. Baldwin: *The Politics of Social Solidarity. Class Bases of the European Welfare State 1875–1975*, Cambridge 1990. Eine Verknüpfung von historisch eingeleiteten Fallstudien und empirisch-quantitativer Analyse unter Einschluss sogenannter „Entwicklungsländer“ bei J. B. Williamson/F. C. Pampel: *Old-Age Security in Comparative Perspective*, New York/Oxford 1993.
- 16 Fischer, *Armut* (wie Anm. 4), S. 89. Zur Kritik an Makrostudien mit Generalisierungsanspruch siehe auch M. B. Katz: *Public/Private Relations in the History of American Social Welfare*, in: M. B. Katz/Ch. Sachße (Hrsg.): *The Mixed Economy of Social Welfare. Public/private relations in England, Germany and the United States, the 1870s to the 1930s*, Baden-Baden 1996, S. 97–128.
- 17 A.-L. Seip: *Motive Forces behind the New Social Policy after 1870. Norway on the European Scene*, in: *Scandinavian Journal of History*, Vol. 9 (1984), S. 329–341, S. 332 f. Zur Kritik vgl. auch F. Tennstedt/H. Winter: „Der Staat hat wenig Liebe – activ wie passiv“. Die Anfänge des Sozialstaats im Deutschen Reich von 1871, in: *Zeitschrift für Sozialreform* 39 (1993) 6, S. 362–392, S. 363 f.
- 18 Zum historischen Vergleich siehe H.-G. Haupt/J. Kocka: *Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung*, in: Dies. (Hrsg.): *Geschichte und Vergleich* (wie Anm. 13), S. 9–45.
- 19 Siehe auch Kaufmann, *Sozialstaat* (wie Anm. 6), S. 807.

auch keine nicht mehr vergleichbaren „Sonderwege“ produziert werden – eine Gefahr, die sicherlich in mikrohistorischen Ansätzen angelegt ist.

Für das hier zu erörternde Thema richtet sich der Blick auf all jene Staaten, die im 19. Jahrhundert und um die Wende zum 20. Jahrhundert Ansätze dessen, was ich als Sozialstaat definiert habe, entwickelten sowie auch auf jene, die derartige Schritte zwar diskutierten, aber ihre Umsetzung vorerst oder auch auf längere Sicht ablehnten. Dabei wird der internationale Gedankenaustausch und die Rezeption nationaler „Modelle“ eine wesentliche Rolle spielen.

Erkenntnisinteresse und zentrale Thesen

Welche Problemlagen, welche sozio-ökonomischen und politischen Prozesse veranlassten gesellschaftlich wie politisch so unterschiedlich strukturierte Länder wie Deutschland, Dänemark, Neuseeland, Großbritannien, Frankreich – um nur einige Beispiele zu nennen – im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts soziale Schutz- und Sicherungsmaßnahmen zu ergreifen?²⁰

Welche Triebkräfte auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene waren für die Entstehung von Sozialstaaten relevant? Lassen sich aus der „Vogelperspektive“²¹ vergleichbare politische, ökonomische und gesellschaftliche Konstellationen entdecken, die zur sozialstaatlichen Intervention veranlassten? Sind Prozesse der „Diffusion“, also der Ausbreitung, angestoßen durch einzelne sozialstaatliche „Pioniere“, in einem internationalen Rahmen des Informationsaustausches zu erkennen?

Es ist selbstverständlich, dass ich im hier vorgegebenen Rahmen keine umfassende Analyse des vorgetragenen Fragenkomplexes entfalten und allenfalls Annäherungen zum Thema leisten kann. Ich werde mich deshalb auf folgende Thesen konzentrieren und diese skizzenhaft erläutern:

1. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel, der in einzelnen Staaten ausgehend noch im 18. Jahrhundert, in anderen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzt, bildet den allgemeinen Hintergrund für neuartige soziale Entwicklungen, die bisherige traditionelle Fürsorgesysteme und Mechanismen überfordern. Dieser Wandel, der mit dem Begriff Industrialisierung, aber auch mit Bevölkerungswachstum, Wanderungsprozessen, Urbanisierung, dem Einzug kapitalistischer Strukturen in traditionelle Produktionsformen, vor allem der Landwirtschaft, zu beschreiben ist, führte jedoch nicht „automatisch“ zu bestimmtem staatlichen sozialpolitischen Handeln.

20 Vgl. dazu auch R. Hay: Die Haltung der britischen Unternehmerschaft zur Sozialversicherung und das deutsche Beispiel, in: Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland 1850–1950, hrsg. v. W. J. Mommsen in Zusammenarbeit mit W. Mock, Stuttgart 1982, S. 115–141, S. 139 f.

21 Zu einer solchen allgemeineren Perspektive siehe H. Kaelble: Vergleichende Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts: Forschungen europäischer Historiker, in: H.-G. Haupt/J. Kocka (Hg.): Geschichte und Vergleich (wie Anm. 13), S. 91–130, S. 94.

2. Wesentlich für Zeitpunkt und Formen sozialstaatlichen Handelns sind nicht nur Beginn und erreichtes Ausmaß der Industrialisierung und die damit zusammenhängenden sozioökonomischen Prozesse, sondern auch Interessenlagen gesellschaftlicher Gruppierungen, politische Legitimationsbedürfnisse von Herrschaftseliten, Staats- und Verfassungstraditionen, die Rolle von Bürokratien, von politischen Parteien, der Stellenwert religiöser Kultur, bi- und multilaterale Konstellationen und Konkurrenzlagen – mithin ein umfassender Komplex der in Teilbereichen ähnliche Verläufe der nationalstaatlichen Entwicklungen, in anderen sehr unterschiedliche Pfade aufweisen kann.
3. Es gibt keine „reinen“ Formen von Sozialstaaten, die sich ausgehend von bestimmten „Modellländern“ entwickeln und dann von anderen Staaten kopiert werden. Es gibt ausschließlich Mischformen, die sich unter spezifischen nationalstaatlichen und gesellschaftlichen Konstellationen entwickeln und dabei in unterschiedlichem Ausmaß eigene Entwürfe mit den Erfahrungen anderer Staaten kombinieren. Es gibt mehrere „Pioniernationen“ auf den unterschiedlichen Feldern staatlicher Sozialpolitik.
4. Wenn es nur derartige Mischformen mit mehr oder weniger starken Anleihen „fremder“ Erfahrungen gibt, ist auch die These von nationalen „Sonderwegen“ des Sozialstaates obsolet, die nicht nur für Deutschland, sondern auch für andere Nationen bzw. Staaten formuliert wird.

Zur 1. These: Zusammenhang zwischen ökonomischen Entwicklungen und der Entstehung des Sozialstaats

Bestünde ein schlichter Kausalzusammenhang zwischen dem erreichten Industrialisierungsgrad und der notwendigen Entstehung eines Sozialstaates, hätten nicht Länder wie Deutschland, Österreich oder auch Dänemark und Neuseeland in der Errichtung umfassender Systeme sozialer Sicherung voranschreiten dürfen, sondern Länder wie Großbritannien, Belgien und die Schweiz. Großbritannien, jenes Land, das mit der Industrialisierung weltweit am frühzeitigsten voranschritt, konzentrierte sich in seinen sozialpolitischen Maßnahmen zunächst auf die Reform der Armengesetzgebung²² und auf Arbeitsschutzgesetze.²³

In Deutschland verlief die Entwicklung unter deutlich anderen Vorzeichen: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie die meisten europäischen Staaten, noch vorwiegend agrarisch

22 Siehe unter anderem D. Fraser: Das Armengesetz und die Ursprünge des britischen Wohlfahrtsstaates, in: Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland 1850–1950, hrsg. v. W. J. Mommsen in Zusammenarbeit mit W. Mock, Stuttgart 1982, S. 17–39.

23 Vgl. Ritter, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 54 f.; Tennstedt, Anfänge (wie Anm. 17), S. 645. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren bereits über die Hälfte der Beschäftigten in der Industrie tätig, auf Landwirtschaft und Dienstleistungssektor fielen jeweils etwa ein Viertel der Erwerbsbevölkerung. Zu Wirtschaftsstruktur Großbritanniens und Europas siehe W. Fischer: Wirtschaft und Gesellschaft Europas 1850–1914, in: Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. v. W. Fischer, Bd. 5: Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1985, S. 1–207, S. 126.

geprägt, durchlief das Land bis zur Jahrhundertwende einen rasanten Strukturwandel, der durch eine relativ späte, aber umso heftigere Industrialisierung, ein enormes Bevölkerungswachstum, starke Binnenmigration und Urbanisierung gekennzeichnet war. Im beginnenden sozialstaatlichen Engagement setzte Deutschland andere Schwerpunkte: Während der Arbeitsschutz erst nach Bismarcks Sturz in größerem Umfang angegangen wurde, setzte das Deutsche Reich bereits in den 1880er Jahren auf ein komplexes obligatorisches Sozialversicherungssystem, das Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung umfasste.²⁴

Beide Länder werden als Beispiele für zwei unterschiedliche Entwicklungslinien gesehen, die, so die These, abhängig von der ökonomischen Entwicklung verschiedene Wege der Sozialstaatlichkeit eingeschlagen hatten. Diese These knüpft an eine Typologisierung des belgischen Ökonomen Paul Bairoch an und konstatiert, dass frühindustrialisierte Staaten (Beispiel Großbritannien) anders als Spätentwickler (Beispiel Deutschland) in ihren Sozialsystemen auf Freiwilligkeit und nicht auf Zwangssysteme wie die Pflichtversicherung gesetzt hätten.²⁵ Diese für den Vergleich zwischen England, Belgien, der Schweiz auf der einen und Deutschland und Österreich auf der anderen Seite zutreffende These wird zunehmend brüchig, wenn wir weitere europäische Staaten berücksichtigen²⁶ und sie wird weitgehend hinfällig, wenn wir die eurozentrierte Perspektive²⁷ verlassen und neue Gesellschaften und Staatsgebilde wie die Vereinigten Staaten oder Australien und Neuseeland in die Untersuchung miteinbeziehen.

Blieben wir zunächst in Europa und wenden wir uns Frankreich zu: Das nach Bairoch als frühindustrialisiert einzustufende Frankreich²⁸ wies in seinen Sozialsystemen und sozialstaatlichen Anfängen Ähnlichkeiten mit Großbritannien auf²⁹, doch die ökonomi-

- 24 Zur deutschen Entwicklung siehe unter anderen Ritter, Sozialversicherung (wie Anm. 1), S. 18 ff.; Ritter, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 60 ff.; D. Zöllner: Landesbericht Deutschland, in: Ein Jahrhundert Sozialversicherung in der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Österreich und der Schweiz, hrsg. v. P. A. Köhler und H. F. Zacher, Berlin 1981, S. 45-179. Waren um die Jahrhundertmitte über die Hälfte der Erwerbspersonen in der Landwirtschaft beschäftigt, so hatten sich die Verhältnisse bis in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts umgekehrt: Nun stellten die in der Industrie Beschäftigten mit 40 Prozent die stärkste Gruppe dar, in der Landwirtschaft waren noch 35 und im Tertiärsektor 25 Prozent beschäftigt. Zahlenmaterial siehe Fischer, Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 23), S. 126.
- 25 Vgl. H. Henning: Bismarcks Sozialpolitik im internationalen Vergleich, in: Staatliche, städtische, betriebliche und kirchliche Sozialpolitik vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Referate der 13. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 28. März bis 1. April 1989 in Heidelberg, hrsg. v. H. Pohl, Stuttgart 1991, S. 195-223, S. 210; Alber: Armenhaus (wie Anm. 14), S. 122. Zur durchaus umstrittenen Typologisierung in früh- und spätindustrialisierte Staaten siehe P. Bairoch: Europe's Gross National Product 1800-1975, in: Journal of European Economic History 5 (1976), S. 273-340.
- 26 Für den „Spätentwickler“ Niederlande trifft die Typologisierung nicht zu. Die Niederlande zählten auch in der Sozialstaatsentwicklung zu den Nachzüglern.
- 27 Die auf Europa konzentrierte Sichtweise bei Kaelble: Nachbarn am Rhein (wie Anm. 8), S. 103 wie auch bei Peter Flora, der den Sozialstaat als „European invention“ deklariert, siehe P. Flora: Growth to Limits: The Western European Welfare States Since World War II, Berlin 1986, S. XII (Einleitung).
- 28 Differenzierter als Bairoch gliedert Christoph Buchheim die Rangliste der industrialisierten Länder: Nach Großbritannien folgen bei ihm Belgien und die Schweiz und dann Frankreich und Deutschland und schließlich die skandinavischen Länder. Vgl. Ch. Buchheim: Einführung in die Wirtschaftsgeschichte, München 1997, S. 19.
- 29 Freiwillige Hilfsorganisationen („mutualités“) im Bereich der Risikosicherung und frühzeitiges Engagement auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes und der Arbeitskonfliktregelung.

sche und soziale Entwicklung verlief in Frankreich weit kontinuierlicher als in anderen europäischen Staaten. Einen industriellen „take off“³⁰ wie in England oder Deutschland gab es nicht. Vor allem in der Bevölkerungsentwicklung wich das Land gravierend vom europäischen Gesamttrend ab. In der Zeit von 1850 bis 1910 wuchs die französische Bevölkerung nur um 9,5 Prozent, die deutsche dagegen um über 92 und jene von England und Wales zusammen sogar um über 100 Prozent.³¹ Es verwundert nicht, dass Frankreich allein unter derartigen Voraussetzungen stärker auf eine bevölkerungspolitische Ausrichtung sozialstaatlicher Politik setzte, d. h. überspitzt auf Familien- und Frauenförderung statt auf Arbeiterversicherung.³²

Die skandinavischen Länder waren im hier behandelten Zeitraum noch durchweg stark durch Land- und Forstwirtschaft geprägt, am stärksten Finnland, seinerzeit als Großherzogtum noch Teil des Russischen Reiches, am wenigsten Dänemark. Seit den 1870/80er Jahren zeigten sich durchaus Anzeichen jener Entwicklung, die unter dem Stichwort der „Sozialen Frage“ oder „Arbeiterfrage“ als Problem der Transformation von Agrar- in Industriegesellschaften gefasst wurden. Dennoch war es die dominante Agrarstruktur, die den Hintergrund für den vor allem von Dänemark und Schweden formulierten „skandinavischen Weg“ des Sozialstaates bildete.³³

Ein Blick nach Übersee komplettiert das Bild der Vielfalt ökonomischer und sozialer Voraussetzungen: Die Vereinigten Staaten von Amerika und Neuseeland – ein Gegen-

30 Zum Begriff, zurückgehend auf Walt W. Rostow, der einen „Wachstumssput“ als Kennzeichen der Industriellen Revolution bezeichnete, kritisch Buchheim, Einführung (1996), S. 21, nach Buchheim hatte es auch in Großbritannien keinen derartigen Wachstumssput gegeben, sondern eine allmähliche Beschleunigung.

31 Zu diesen Zahlen siehe Fischer: *Wirtschaft und Gesellschaft* (wie Anm. 23), S. 14. Zur französischen Entwicklung Kaelble: *Nachbarn am Rhein* (wie Anm. 8), u. a. S. 28 ff. und 119 ff. außerdem: H. van Dijk: *II. Westeuropa: Großbritannien und Irland, Frankreich, Belgien und die Niederlande 1850–1914*, 2. Die Gesellschaft, in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, hrsg. v. W. Fischer u. a., Bd. 5, Stuttgart 1985, S. 302–318, S. 304 f., sowie J. A. de Jonge: *II. Westeuropa: Großbritannien und Irland, Frankreich, Belgien und die Niederlande 1850–1914*, 3. Die Wirtschaft, in: ebenda, S. 319–356, S. 339. Zu den Gründen der Bevölkerungsentwicklung siehe A. Armengaud: *Die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft in den europäischen Regionen: II. Westeuropa: Großbritannien und Irland, Frankreich, Belgien und die Niederlande 1850–1914*. 1. Die Bevölkerung, in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, hrsg. v. W. Fischer, Bd. 5, Stuttgart 1985, S. 286–356, besonders S. 296 f.

32 Gesetze von 1904 zur medizinischen und sozialen Unterstützung werdender Mütter und von 1913 zur Unterstützung der Wöchnerinnen und kinderreichen Familien, vgl. R. G. Fuchs: „Social Welfare: Family and Children“, in: *Historical Dictionary of the Third French Republic 1870–1940*, ed. by P. H. Hutton under assistance of Amanda S. Bourque and Amy J. Staples, [Vol.] M-Z, London 1986, S. 944 ff.; H.-G. Haupt: *Bemerkungen zum Vergleich staatlicher Sozialpolitik in Deutschland und Frankreich (1880–1920)*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) 3, S. 299–310, S. 306. Das 1910 errichtete Rentenpflichtsystem für Arbeiter und Bauern scheiterte angesichts allgemeiner Nichtakzeptanz, vgl. dazu Y. Saint-Jours: *Landesbericht Frankreich*, in: Köhler/Zacher (wie Anm. 24), S. 222 ff. sowie I. Bourquin: „*Vie ouvrière*“ und Sozialpolitik: Die Einführung der „*Retraites ouvrières*“ in Frankreich um 1910. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialversicherung, Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1977.

33 Zur Wirtschafts- und Sozialstruktur der skandinavischen Staaten vgl. O. Hornby: *Die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft in den europäischen Regionen: I. Nordeuropa: Dänemark, Norwegen und Schweden 1850–1914*, in: *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, hrsg. v. W. Fischer, Bd. 5, Stuttgart 1985, S. 209–260, 223 ff., zur beginnenden Arbeiterbewegung S. 230f.; vgl. außerdem L. Jörberg: *Die Industrielle Revolution in den nordischen Ländern 1850–1914*, in: *Europäische Wirtschaftsgeschichte. The Fontana Economic History of Europe* [deutsch] hrsg. v. C. M. Cipolla, dt. Ausgabe hrsg. v. K. Borchardt, Bd. 4: *Die Entwicklung der industriellen Gesellschaften*, Stuttgart, New York 1977, S. 237–307.

satzpaar, wie es unterschiedlicher nicht sein könnte und dies nicht nur hinsichtlich geographischer Dimension, wirtschaftlicher und demographischer Kapazitäten, sondern auch im Hinblick auf die Entstehung von Sozialstaat. Dass die Vereinigten Staaten schier unbegrenzt scheinende Expansionsmöglichkeiten im industriellen Sektor wie in der Agrarwirtschaft besaßen, ist ebenso bekannt, wie der von den europäischen Varianten staatlicher Sozialpolitik so deutlich sich abgrenzende Weg individueller und ökonomischer Freiheit. Dass dies nicht völlige sozialstaatliche Abstinenz bedeutete, wurde verschiedentlich betont, doch ein Sozialstaat im Sinne der hier zugrunde gelegten Definition entwickelte sich in den USA allenfalls sektoral und temporär.³⁴

In Neuseeland entstand seit den 1890er Jahren auf einer völlig anderen ökonomischen und sozialen Basis ein umfassendes und weit in die Marktbeziehungen hineingreifendes sozialstaatliches System. Die Agrarwirtschaft nahm als exportorientierter Sektor (Fleisch, Wolle) einen herausragenden Platz in der neuseeländischen Ökonomie ein. Im industriell-gewerblichen Sektor herrschten Kleinbetriebe vor.³⁵ Die sozialen Unterschiede in der Bevölkerung waren weniger ausgeprägt als in Europa oder Nordamerika. Dies hing mit der Struktur der Einwanderung zusammen und wurde vor allem durch die restriktive Einwanderungspolitik sowie die auf Egalität zielende Sozialpolitik verfestigt.

Die britische Sozialhistorikerin Pat Thane hat im Falle Dänemarks und Neuseelands darauf aufmerksam gemacht, dass auch stärker agrarisch strukturierte Staaten zum Aufbau umfangreicher Sozialstaatssysteme in der Lage sein konnten, wenn die Landwirtschaft in hohem Maße kapitalisiert und konzentriert, hohe Produktivitätsraten erreichte.³⁶ Nicht so sehr der Grad der Industrialisierung als das Niveau wirtschaftlicher Entwicklung war die ökonomische Voraussetzung für die Entstehung von Sozialstaat. Um 1800, so der Hinweis Wolfram Fischers, wäre die Sozialversicherung in Deutschland kaum denkbar gewesen, allein weil „eine Umverteilung in dem nötigen Ausmaß kaum möglich gewesen wäre“.³⁷ Und für die sozialen Problemlagen als Voraussetzungen bzw. als „objektive“ Erfordernisse des Sozialstaates gilt, dass ein direkter Kausalzusammenhang zwischen Ansteigen sozialer Missstände und dem Prozess der Industrialisierung nur differenziert herzustellen ist. Erscheinungen des Massenelends in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

34 In der Zeit von 1850 bis 1910 verdreifachte sich die landwirtschaftliche Nutzfläche von 294 Mio acres auf 881 Mio acres. Die Landwirtschaft erfuhr bei Verminderung der Farmbevölkerung eine immense Intensivierung, was u. a. an einer 10.000prozentigen Steigerung des Kunstdüngerverbrauchs im selben Zeitraum ablesbar ist. Der Anteil der in der Industrie beschäftigten Erwerbspersonen (ohne Bergbau und Baugewerbe) stieg von 1840 bis 1910 von 8,8 auf 22,2 Prozent. Zu den Zahlen siehe W. P. Adams (Hrsg.): Die Vereinigten Staaten von Amerika (Fischer Weltgeschichte Bd. 30), Frankfurt a. M. 1977, S. 504 und 506. Zur Entwicklung des US-amerikanischen Sozialstaates vgl. z. B. Skocpol: *Protecting Soldiers* (wie Anm. 9); G. Schild: *Zwischen Freiheit des Einzelnen und Wohlfahrtsstaat. Amerikanische Sozialpolitik im 20. Jahrhundert*, Paderborn u. a. 2003 sowie M. B. Katz: *In the Shadow of the Poorhouse. A Social History of Welfare in America*, New York 1986.

35 Zur Wirtschaftsstruktur siehe R. Schachner: *Die soziale Frage in Australien und Neuseeland*, (2. Bd. von *Australien in Politik, Wirtschaft und Kultur*), Jena 1911., S. 132 f.; D. Mabbett: *Trade, Employment, and Welfare. A Comparative Study of Trade and Labour Market Policies in Sweden and New Zealand, 1880–1980*, Oxford 1995, Tabelle 1A im Anhang.

36 P. Thane: *Foundations of the Welfare State*, London 1982, S. 105.

37 Fischer: *Armut* (wie Anm. 4), S. 90.

– Stichwort Pauperismus – waren vor allem eine Folge der Bevölkerungsexplosion.³⁸ Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts spielten diese Probleme des Massenelends eine zunehmend geringere Rolle, nicht zuletzt wegen der Industrialisierung. Die „Soziale Frage“ jenseits des Pauperismusproblems war dennoch keine Chimäre, sie beruhte auf neuen Realitäten sozialer Unsicherheit, die aus der lohnabhängigen Existenz der Arbeiterschaft resultierten und durch traditionelle Strukturen wie vor allem der Familie als Produktions- und Versorgungsgemeinschaft nicht mehr aufgefangen werden konnten.³⁹

Zur 2. These: Der Komplex der Triebkräfte und Motivationen

Der amerikanische Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Gaston Rimlinger hat 1971 die Schlussfolgerung gezogen, dass die Einführung von Sozialstaatsprogrammen nicht an ein politisches System der Demokratie geknüpft sei.⁴⁰ Spätere sozialwissenschaftliche Studien aus dem Umfeld Peter Floras haben diesen Befund dahingehend spezifiziert, dass es keine Kausalzusammenhänge zwischen der Entstehung des Sozialstaats, konkret der Einführung von Sozialversicherungen, und der Demokratisierung des Wahlrechtes gebe. Ebenso wenig seien direkte Verbindungslinien zum Einzug von Arbeiterparteien in die nationalen Parlamente zu ziehen. Ein Einfluss der Arbeiterbewegung auf die Entstehung von Sozialstaaten könne mithin nicht konstatiert werden.⁴¹ Sicherlich haftet dem Etikett des Sozialstaates als „Errungenschaft“ der Arbeiterbewegung etwas Legendenhaftes an. War der sozialstaatliche Beginn doch gerade in Deutschland allenfalls ein mittelbarer „Erfolg“, ein Ergebnis der gegen die Arbeiterbewegung gerichteten Politik. Doch in anderen Ländern gab es durchaus direkte Verbindungslinien zwischen Arbeiterbewegung und staatlicher Sozialpolitik. Zu denken ist an Alexandre Millerand, der 1899 als erster Sozialist in ein bürgerlich-liberales Kabinett in Frankreich eintrat und in seiner Funktion als Handelsminister für eine Reihe sozialpolitischer Reformen mitverantwortlich zeichnete.⁴² Zu denken ist auch an den Staatssekretär im neuseeländischen Arbeitsmini-

38 Allerdings wurden die Existenzen selbständiger Handwerker und der in der Hausindustrie Beschäftigten (Weber, Spinner etc.) durch die „Maschinenkonkurrenz“ der Fabriken gefährdet und zerstört. Vgl. für Deutschland: F. Tennstedt: Vom Proleten zum Industriearbeiter. Arbeiterbewegung und Sozialpolitik in Deutschland 1800 bis 1914, Köln 1983, S. 21 ff.

39 Ebd., S. 271 ff.; zur sozialen Lage der Arbeiterschaft siehe G. Hohorst/J. Kocka/G. A. Ritter: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870–1914, S. 94 ff., besonders Tabelle 3 (S. 107).

40 G. V. Rimlinger: Welfare Policy and Industrialization in Europe, America and Russia, New York u. a. 1971, S. 333 f.

41 Alber: Armenhaus (wie Anm. 14), S. 127 f.; auch M. G. Schmidt: Sozialpolitik. Historische Entwicklung und internationaler Vergleich, Opladen 1988, S. 121 f.

42 Vgl. kurz M. M. Farrar: Artikel „Millerand, Alexandre“, in: Historical Dictionary of the Third French Republic 1870–1940, ed. by P. H. Hutton under assistance of Amanda S. Bourque and Amy J. Staples, [Vol.] M-Z, London 1986, S. 644 ff. Zu den sozialpolitischen Reformen in Frankreich ab den 1890er Jahren siehe auch J. F. Stone: Artikel „Social Reform: Governmental Policies and Acts“, in: Historical Dictionary of the Third French Republic 1870–1940, [Vol.] M-Z, London 1986, S. 942 ff.; T. Guldemann: Die Entwicklung der Sozialpolitik in England, Frankreich und Schweden bis 1930, in: Starnberger Studien 2: T. Guldemann/M. Rodenstein/U. Rödel/F. Stille: Sozialpolitik als soziale Kontrolle, Frankfurt a. M. 1978, S. 57–112, S. 94 f.; Y. Saint-Jours: Landesbericht Frankreich, in: Köhler/Zacher (wie Anm. 24), S. 181–268, u. a. S. 202 f.

sterium, Edward Tregear, einer der Architekten des neuseeländischen Sozialstaates und Präsident der 1913 gegründeten Social Democratic Party.⁴³

Was den Zeitpunkt der Einführung und die Art der sozialstaatlichen Maßnahmen anbelangte, wurden in den genannten sozialwissenschaftlichen Studien Abhängigkeiten zum Charakter des jeweiligen Regierungssystems festgestellt. So hätten in monarchischen, autoritären Regimen staatliche Zwangssysteme wie das deutsche Pflichtversicherungssystem vorgeherrscht, die zudem früher errichtet worden seien, als dies in liberalen, parlamentarischen Demokratien der Fall gewesen sei.⁴⁴

Bei aller erforderlichen Differenzierung legt der Verweis auf die Beschaffenheit des jeweiligen politischen Systems eine wichtige Fährte zur Erkundung der Gründe und begünstigenden Faktoren in der Entstehungsphase des Sozialstaates. Ohne zu sehr zu verkürzen, kann man konstatieren, dass in den Monarchien Deutschlands und Österreichs ein wirtschaftlich und politisch agierendes Bürgertum weniger ausgeprägt war, als etwa in England, Belgien oder Frankreich, dass damit verbunden auch die Gedanken des Liberalismus, gerade in wirtschaftlicher Hinsicht weniger verbreitet waren und das Denken vom Wesen des Staates prägten. Die Auffassung vom intervenierenden paternalistischen Staat war in Deutschland beispielsweise weit stärker fundiert als in den genannten westeuropäischen Industriestaaten. Im Zusammenhang mit der Bedeutung von Staats- bzw. Regierungssystem wird gerade für Deutschland die Rolle staatlicher Bürokratie als bestimmender Faktor bei der Entstehung von Sozialstaat eingeschätzt. Ob autoritäre Staaten generell eine größere Fähigkeit zum Aufbau derartiger Systeme besaßen wegen der Existenz effizienter Bürokratien, muss sicherlich überprüft werden.⁴⁵

Herrschaftssicherung und Herrschaftslegitimierung sind als weitere Motivkräfte genannt worden. Für das Deutsche Reich spielt dieser Aspekt zweifellos eine bestimmende Rolle, Integration der Arbeiterschaft in den kaiserlichen Staat und Zurückdrängung der Sozialdemokratie waren erklärtermaßen Ziele der Bismarckschen Sozialpolitik.⁴⁶ Aber auch für demokratisch verfasste Staaten und für die darin agierenden liberalen Kräfte war zumindest die Machterlangung und anschließende Machtssicherung ein wesentliches Moment für die Propagierung und Inangangsetzung sozialstaatlicher Programme.⁴⁷ Als Beispiele wären Großbritannien und Neuseeland zu nennen.

Jenseits der unterschiedlichen Herrschafts- und Staatssysteme war die soziale Integration offenbar ein vereinendes Ziel von Sozialpolitik und entstehendem Sozialstaat: die Anbindung der von den Existenzrisiken besonders betroffenen Bevölkerungsschichten, und als solche wurde meist die Arbeiterschaft identifiziert, an die Monarchie oder an eine

43 Siehe Keith Sinclair: *A History of New Zealand*. Rev. Edition, Auckland 2000, (erste Aufl. 1959), S. 209.

44 Dazu Alber, *Armenhaus* (wie Anm. 14), S. 149; Schmidt, *Sozialpolitik* (wie Anm. 41), S. 124 ff.; Henning, *Bismarcks Sozialpolitik* (wie Anm. 25), S. 215 f.

45 Zu dieser Argumentation siehe Schmidt: *Staatliche Sozialpolitik* (wie Anm. 41), S. 128 f. Das Beispiel Russlands lässt berechtigte Zweifel an dieser These entstehen.

46 Ritter, *Sozialversicherung* (wie Anm. 1), S. 28 f. Zum durchaus kontrovers beurteilten Motiv der "Revolutionsfurcht": Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Zweiter Band: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 383 f.

47 Siehe u. a. Kaufmann, *Sozialstaat* (wie Anm. 6), S. 808 f.

herrschende oder die Herrschaft anstrebende politische Gruppierung oder Partei und damit auch die Verhinderung von Radikalisierung und die Ausschaltung revolutionärer Bestrebungen.⁴⁸

Die Integrationsfunktion war zumindest im Ergebnis staatlicher Sozialpolitik durchaus auch im Interesse der Unternehmerschaft. Von den Teilbereichen der Daseinsfürsorge hatten die Regelungen im Falle des Arbeitsunfalls jedoch die meiste Aufmerksamkeit der Unternehmerschaft geweckt. Und dies aus ureigenem Interesse. Angesichts steigender Unfallzahlen schien bei der Alternative zwischen erweiterten Bestimmungen in der Unfallhaftpflicht und einer obligatorischen Versicherung der letztere Weg langfristig kalkulierbarer zu sein. Derartige Interessenlagen führten nicht nur in Kreisen der deutschen Unternehmerschaft zu Plädoyers für obligatorische Versicherungssysteme.⁴⁹

Ein weiteres mit der sozialen Integration und nationaler Identitätsstiftung verbundenes Motiv war die Konkurrenz der Nationen untereinander. Deutschland etwa pries auf internationalen Kongressen und Weltausstellungen seine Sozialversicherung als Exportschlager und als glorreichen Erfolg der Monarchie, deren Vorzüge gegenüber den parlamentarischen Systemen sich dadurch für die Arbeiter gezeigt habe.⁵⁰

Und schließlich war die militärische Effizienz ein gewichtiger Beweggrund. Die Musterrungen für den Burenkrieg (1899–1902) zum Beispiel förderten einen außerordentlich schlechten Gesundheitszustand der englischen Rekruten zu Tage und ließen die Notwendigkeit sozial- und gesundheitspolitischer Initiative offenkundig werden.⁵¹ Auch die bevölkerungspolitisch motivierten Sozialgesetze Frankreichs hatten einen Hintergrund in militärpolitischen Erwägungen. War in Frankreich doch die Auffassung verbreitet,

48 Nicht umsonst wurde Neuseeland mit seiner obligatorischen staatlichen Schlichtung als „Land ohne Streiks“ gefeiert, so ein Buchtitel des amerikanischen Progressiven Henry Demarest Lloyd („A Country Without Strikes“, 1900); Sinclair: *History* (2000), S. 200; für Schweden siehe Kulawik (wie Anm. 9), S. 159. Zur Vorbeugung von Radikalisierung siehe z. B. für Norwegen Seip, *Motive Forces* (wie Anm. 17), S. 337.

49 Vgl. Henning, *Bismarcks Sozialpolitik* (wie Anm. 25), S. 206 f.; H.-P. Ullmann: *Deutsche Unternehmer und Bismarcks Sozialversicherungssystem*, in: *Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland 1850–1950*, hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Wolfgang Mock, Stuttgart 1982, S. 142–158. Auch Teile der englischen Unternehmerschaft argumentierten in diese Richtung siehe Roy Hay: *Die Haltung der britischen Unternehmerschaft zur Sozialversicherung und das deutsche Beispiel*, in: *Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland* (1982), S. 115–141. Selbst US-amerikanische Großkonzerne präferierten aus ähnlichen Gründen eine obligatorische gesetzliche Lösung vor dem rein juristischen Weg der Gerichtsentscheidung, siehe dazu Irmgard Steinisch: *Gewerkschaftliches Unterstützungswesen und die Anfänge der sozialstaatlichen Gesetzgebung in den USA*, in: *Von der Arbeiterbewegung zum modernen Staat*. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. J. Kocka, H.-J. Puhle und K. Tenfelde, München u. a. 1994, S. 25–43, hier S. 29.

50 So der Tenor in: *Die deutsche Arbeiterversicherung als soziale Einrichtung*. Im Auftrage des Reichs-Versicherungsamtes dargestellt für die Weltausstellung in St. Louis 1904 (in fünf Heften), (Berlin 1904): Heft V. *Arbeiterversicherung und Volkswirtschaft*, bearb. v. Dr. Friedrich Zahn, Regierungsrat im Kaiserlichen Statistischen Amt und Prof. an der Universität Berlin, S. 35 f. Ganz anders sah man das auf französischer Seite. So rief der ehemalige Direktor der Creusotwerke, Emile Cheysson, auf dem ersten internationalen Kongress über Arbeitsunfälle 1889 in seiner Eröffnungsrede aus: „Der germanischen Rasse die autoritäre Lösung auf Grundlage des Staatssozialismus, der lateinischen Rasse die liberale Lösung auf Grundlage des Teilens und der Freiheit.“ Kott, *Gemeinschaft oder Solidarität* (wie Anm. 9), S. 313.

51 Dazu K. Jones: *The Making of Social Policy in Britain, 1830–1990*, London/Atlantic Highlands, NJ 1991, S. 77 sowie Guldimann: *Die Entwicklung der Sozialpolitik* (wie Anm. 42), S. 77.

dass man angesichts der demographischen Entwicklung nicht nur wirtschaftlich, sondern auch militärisch gegenüber Deutschland in Rückstand geraten war. Der französische Statistiker und Demograph Jacques Bertillon warnte 1897 etwa: „In vierzehn Jahren wird Deutschland doppelt so viele Wehrpflichtige haben wie wir. Dann wird das Volk, das uns haßt, uns verschlingen.“⁵²

Als letztes sei auf den Stellenwert der Religion verwiesen, der Rückschlüsse auf unterschiedliche sozialstaatliche Wege nahe legt. Vor allem die katholische Kirche stand mit ihrem in die katholische Soziallehre eingebetteten Prinzip der Subsidiarität und ihrer Herausstellung der familiären Fürsorge in kritischer Distanz zu weitgehendem sozialstaatlichem Engagement. Dies mag Entwicklungen in katholischen Ländern wie Frankreich oder Italien, aber auch in den gemischtkonfessionellen Niederlanden mit erklären.⁵³

Zur 3. These: Es gibt mehrere „Pioniere“ und nur „Mischformen“ aus mehreren Modellen

Gustav von Schmoller hat 1913 die Einführung der deutschen Sozialversicherungsgesetze als eine „weltgeschichtliche Wendung der Sozialpolitik“ bezeichnet.⁵⁴ Zweifelsohne hatte das deutsche Sozialversicherungssystem die internationale Debatte entscheidend belebt und bewirkte auf längere Sicht die Übernahme und Weiterentwicklung seiner Teilelemente. Der „Austausch der Ideen“ verlief jedoch nicht nur in einer Richtung. Das Deutsche Reich war keinesfalls „allen Ländern vorangegangen“, die nun dafür dankbar sein konnten, von Deutschland lernen zu dürfen – wie es in Selbstdarstellungen des Kaiserreichs hieß.⁵⁵

Allein beim Gedanken der Zwangsversicherung lässt sich eine deutsche Urheberschaft keinesfalls feststellen. Bismarck stützte sich hier offenbar auf Überlegungen Napoleons III., die jedoch im Frankreich der 1850/60er Jahre nur unzureichend und mit geringem

52 Vgl. Fischer, *Wirtschaft und Gesellschaft* (wie Anm. 23), S. 21; siehe auch die Hinweise bei W. D. Gruner: Frankreich in der europäischen Ordnung des 19. Jahrhunderts, in: W. D. Gruner/K.-J. Müller (Hrsg.): *Über Frankreich nach Europa. Frankreich in Gegenwart und Geschichte*, Hamburg 1996, S. 201-274, S. 272.

53 Für die Niederlande erlangte ein für dieses Land charakteristischer religiöser Korporatismus besondere Bedeutung. Dieser Korporatismus mündete in die Gründung christlicher Arbeitgebervereinigungen und Gewerkschaften und zielte auf eine möglichst weitgehende Verhinderung staatlicher Intervention. Er wirkte damit durchaus konträr zu anderen zeitgenössischen Formen des Korporatismus, die ein mehr oder weniger bedeutsames Fundament der sich herausbildenden Sozialstaaten darstellten. Dieser religiös geprägte Korporatismus war für den späten, im wesentlichen erst nach 1945 einsetzenden sozialstaatlichen Beginn in den Niederlanden verantwortlich. Vgl. R. H. Cox: *The Development of the Dutch Welfare State. From Workers' Insurance to Universal Entitlement*, Pittsburgh and London 1993., S. 206 f. und L. A. van der Valk: *Poor Law, Voluntary Insurances and the Emergence of a Corporate Social Insurance System in the Netherlands*, in: *Jahrbuch für Europäische Verwaltungsgeschichte (JEV) 5: Bürokratisierung und Professionalisierung der Sozialpolitik in Europa (1870–1918)*, Baden-Baden 1993, S. 267-292, S. 292.

54 Ritter: *Sozialversicherung* (wie Anm. 1), S. 11.

55 Vgl. Die deutsche Arbeiterversicherung als soziale Einrichtung. Im Auftrage des Reichs-Versicherungsamtes dargestellt für die Weltausstellung in St. Louis 1904 (in fünf Heften), Berlin 1904. Heft I. Entstehung und soziale Bedeutung, bearb. v. Professor Dr. Ludwig Lass, Kaiserl. Regierungsrat im Reichs-Versicherungsamt, S. 5 und 15 f.

Erfolg umgesetzt worden waren.⁵⁶ Zudem hatte Bismarck zunächst eine Konstruktion der Alters- und Invalidenversorgung angestrebt, wie sie sich in den skandinavischen Ländern, in Neuseeland und – daran orientiert – in Großbritannien durchsetzte: Das Modell der steuerfinanzierten Staatsbürgerversorgung. Die paritätische Beitragsfinanzierung durch Arbeitnehmer und Arbeitgeber als Spezifikum des deutschen Systems hatte sich vor allem deswegen durchgesetzt, weil der Reichstag sich geweigert hatte, neue Steuer- und Einnahmequellen zu erschließen.⁵⁷ In anderen Bereichen, wie dem öffentlichen Gesundheitswesen und der kommunalen Wohlfahrtspflege orientierte sich Deutschland am englischen Beispiel. Großbritannien wiederum adaptierte in seinem umfassenden Paket des „National Insurance Act“ von 1911 grundlegende Elemente des deutschen Systems der Pflichtversicherung und erweiterte dieses System um die Arbeitslosenversicherung – ein Novum zum damaligen Zeitpunkt.⁵⁸

Weit weniger in der Forschungsliteratur beachtet ist ein weiterer „Pionier“: Neuseeland, das ab dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zusammen mit den am 1. Januar 1901 zum „Commonwealth of Australia“ zusammengeschlossenen australischen Staaten als Sozialstaatsmodell international Aufsehen erregte.

Der erste neuseeländische Arbeitsminister William Pember Reeves beschrieb nach seinem Ausscheiden aus dem Amt im Jahre 1896, wie das „soziale Laboratorium“ Neuseeland funktionierte. Aus den vielfältigen Ideen und Vorschlägen zur Lösung der „labour questions“, die in England, Amerika und Deutschland diskutiert worden seien, habe man das ausgesucht und zusammengefügt, was für Neuseeland am geeignetsten schien. Aus diesen Elementen wurde ein neues Sozialstaatsmodell geformt, das sich aus einer Mischung von Arbeitsschutz und Unfallhaftpflicht, korporatistisch-staatlicher Zwangsschlichtung – der ersten weltweit – mit Mindestlöhnen und frühzeitig festgelegtem Achtstundentag sowie einer nach universalistischem, also auf die gesamte Staatsbürgerschaft zielendem Prinzip errichteter Altersversorgung speiste. Ein Teil der erforderlichen finanziellen Mittel stammte aus einer progressiven Grundbesitzsteuer.⁵⁹

Der Impuls für die sozialpolitische Diskussion in den 1880er Jahren in Schweden, Dänemark und Norwegen war eindeutig durch den deutschen Vorstoß in Richtung Sozi-

56 Ewald, *L'État providence* (1993), S. 265, 322 und 328; Ritter: *Sozialversicherung* (wie Anm. 1), S. 28; Y. Saint-Jours: *Landesbericht Frankreich*, in: Köhler/Zacher (wie Anm. 24), S. 188.

57 Der Reichstag lehnte ein Tabakmonopol des Deutschen Reiches, aus dessen Einnahmen die Alters- und Invalidenpensionen finanziert werden sollten, ab. Vgl. Ritter: *Sozialstaat* (wie Anm. 5), S. 92, ders. *Sozialversicherung* (1983), S. 38.

58 Zum wechselseitigen Einfluss siehe Tennstedt, *Anfänge* (wie Anm. 17), u. a. S. 641.

59 Fragment, von Reeves' *Biograph Keith Sinclair* aufgefunden, vgl. Davidson, *Two Models of Welfare* (1989), S. 47; zum Modell Neuseeland/Australien: Sinclair: *History* (2000), S. 195; Schachner, *Die soziale Frage in Australien und Neuseeland* (1911), S. 266 ff.; positiv, wengleich vorsichtig abwägend: Käthe Lux: *Arbeiterbewegung und Arbeiterpolitik in Australasien von 1890–1905*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, N.F. 6/24.1907, S. 30-63 und S. 384-423. Zu den in Neuseeland und in den australischen Staaten seit den 1890er Jahren per Gesetz gebildeten „Arbitration Courts“ unter paritätischer Mitwirkung von Unternehmern und Gewerkschaften und mit Vorsitz eines professionellen Richters siehe z. B. H. H. Lusk: *Social Welfare in New Zealand. The Result of Twenty Years of Progressive Social Legislation and its Significance for the United States and Other Countries*, London 1913, S. 75 ff.; Sinclair: *History* (2000), S. 191; Schachner: *Die soziale Frage in Australien und Neuseeland* (1911), S. 154 ff.

alversicherung gegeben worden. Doch mit Ausnahme von Norwegen mündete dies nicht in einer Übernahme entsprechender Prinzipien. Schweden und Dänemark steuerten nicht in ein auf die Arbeiterschaft gemünztes System, sondern umfassten in ihren Systemen die gesamte Staatsbürgerschaft. In Schweden wurde dies 1913 umgesetzt.⁶⁰ Dänemark handelte schneller. 1891 und 1892 wurden Gesetze zur Krankenversicherung und zur Altersversorgung erlassen. Im Falle der Krankenversicherung knüpfte Dänemark an das derzeit noch in Großbritannien und Frankreich geltende Prinzip freiwilliger Kassen mit staatlicher Unterstützung an. Die beitragsfreie Pension für alte Menschen war dagegen eine „dänische Erfindung“, an der man sich sieben Jahre später in Neuseeland orientieren sollte.⁶¹ Diese skandinavische Prägung des entstehenden Sozialstaates hing mit der sozialen und politischen Struktur dieser Länder zusammen. In Schweden und Dänemark war jeweils eine politisch einflussreiche Bauernschaft vorhanden, die an einer gesonderten sozialen Sicherung der Arbeiterschaft wenig Interesse hatte und bei einem steuerfinanzierten System auch selbst von den damit finanzierten Leistungen profitieren wollte.⁶² Norwegen allerdings, das in seiner Wirtschafts- und Sozialstruktur seinen skandinavischen Nachbarn durchaus ähnelte, ging einen anderen Weg, der im Fall der Unfall- und Krankenversicherung das deutsche Prinzip übernahm, in den anderen Bereichen – Arbeitsschutz, Gesundheitsfürsorge usw. – Einflüsse aus Großbritannien, Neuseeland, Belgien und Dänemark aufnahm.⁶³

60 Zu Schweden siehe u. a. S. Kuhnle: *The Growth of Social Insurance Programs in Scandinavia: Outside Influences and Internal Forces*, in: *The Development of Welfare States in Europe and America*, ed. by P. Flora/A. J. Heidenheimer, New Brunswick (USA) London (UK) 1981, S. 125-150, 128 f.; U. Lundberg/K. Åmark: *Social rights and Social Security: The Swedish Welfare State, 1900–2000*, in: *Scandinavian Journal of History* 26 (2001) 3, p. 157-176.

61 Die Pension galt für alle mittellose alte Menschen, einzige Voraussetzung: Die Empfänger durften die vergangenen zehn Jahre keine Armenunterstützung erhalten haben. Zu Dänemark siehe Kuhnle: *The Growth of Social Insurance Programs* (wie Anm. 60), S. 129 f.; N. F. Christiansen/K. Peterson: *The Dynamics of Social Solidarity: The Danish Welfare State, 1900–2000*, in: *Scandinavian Journal of History* 26 (2001) 3, p. 177-196, S. 179 f.; siehe auch *Die Arbeiter-Versicherung im Auslande*, bearb. v. Dr. Zacher, Kaiserl. Geh. Regierungsrat im Reichs-Versicherungsamt (Hefte 1-12), Berlin 1898, 1899. Heft I. *Die Arbeiter-Versicherung in Dänemark*, Berlin 1898. Zu Neuseeland siehe Schachner: *Die soziale Frage in Australien und Neuseeland* (1911), S. 302 ff.

62 Lundberg/Åmark: *Social Rights* (2001), S. 157. Baldwin (1990), S. 289, Christiansen/Petersen: *The Dynamics of Social Solidarity* (2001), S. 178 f.

63 Die stärkere Konturierung nach deutschem Beispiel ist in der Literatur unter anderem mit dem starken deutschen Einfluss in den Kreisen der Juristen, Ökonomen und Statistiker erklärt worden, die häufig Funktionen in der staatlichen Bürokratie ausübten. Die Ideen von Gustav Schmoller und der deutschen Sozialreform fanden in diesen Kreisen großen Anklang. Siehe Seip, *Motive Forces* (wie Anm. 17), S. 333 f. Auch ein mögliches Abgrenzungsbedürfnis vom Nachbarn Schweden, mit dem Norwegen bis Oktober 1905 in einer Union verbunden war, könnte eine Rolle gespielt haben. Siehe die Hinweise bei H. Kellenbenz: *Die skandinavischen Staaten vom Deutsch-Dänischen Krieg bis zum Ende des I. Weltkriegs (1864–1918)*, in: *Handbuch der europäischen Geschichte*, Bd. 6, S. 433-464, S. 434, 437 f. u. 444. Auch im transatlantischen Rahmen wirkte der Einfluss der deutschen Sozialreform und prägte nachhaltig die US-amerikanische Sozialreformdebatte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Ausführlich dazu: A. R. Schäfer: *American Progressives and German Social Reform, 1875–1920, Social Ethics, Moral Control, and the Regulatory State in a Transatlantic Context*, Stuttgart 2000 sowie Rodgers, *Atlantic Crossings* (1998), S. 236.

Zur 4. These: Allgemeiner Wandel statt „Sonderweg“

Der internationale Austausch von Ideen und die Übernahme unterschiedlichster Elemente anderer Systeme in den Aufbau der einzelnen nationalen Sozialsysteme unterstreichen, dass von einem nationalen „Sonderweg“ weder für Deutschland noch in anderen Fällen gesprochen werden kann. Gerade für Deutschland ist ein solcher Sonderweg im Hinblick auf die frühe Einführung des Sozialversicherungssystems behauptet worden.⁶⁴ Die nicht zu leugnenden nationalen Besonderheiten des deutschen Entwicklungsweges rechtfertigen keineswegs die Annahme, als seien die Anfänge deutscher Sozialstaatlichkeit „exzeptionell und mit den Entwicklungen andernorts völlig unvergleichbar.“⁶⁵ Deutschland war im Hinblick auf die sozialstaatliche Entstehungsphase in „den internationalen Kontext der industrialisierten Staaten eingebunden“.⁶⁶ Auch Gerhard A. Ritter plädiert dafür, die Unterschiede zwischen den einzelnen Prinzipien der Sozialstaaten in Europa und in Australien und Neuseeland nicht zu überzeichnen.⁶⁷ Und bezüglich Frankreichs, das als „Ausnahmefall“ im europäischen Kontext beschrieben worden ist,⁶⁸ betonen Autorinnen und Autoren wie Sandrine Kott und Didier Renard den spezifischen nationalen Weg, der auf dem Prinzip „republikanischer Fürsorge“ (Kott) beruhte und ebenfalls in die Sozialstaatlichkeit geführt habe.⁶⁹ Gerade in europäischer Perspektive und im Hinblick auf die Konsolidierungsphase der Sozialstaaten in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind konvergierende Tendenzen der Sozialstaatlichkeit festgestellt worden.⁷⁰ In einer solchen größeren Perspektive, die zumindest in diskursgeschichtlicher Hinsicht auf den transatlantischen Raum auszudehnen wäre, zeigt sich bei allen nationalen Besonderheiten ein grundlegender Wandel: Die Funktionszuordnung des Staates als intervenierender Staat zur Steuerung oder Behebung sozialer Probleme mit der Perspektive sozialer Integration. Dabei gab es starke Abweichungen bei den angewandten Techniken wie auch in der politischen Zielrichtung und in der Auffassung vom „sozialen Wesen“ des Staates. Doch sogar in den USA wurden Teilsysteme (Veteranenpensionen ab den 1860/70er Jahren, Mütterunterstützungen ab 1911) aktiviert, die sozialstaatliches Han-

64 Schmidt, Sozialpolitik (wie Anm. 41), S. 29; L. Machtan: Einleitung, in: Bismarcks Sozialstaat. Beiträge zur Geschichte der Sozialpolitik und zur sozialpolitischen Geschichtsschreibung. In Zusammenarbeit mit der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts hrsg. v. L. Machtan, Frankfurt a. M./New York 1994, S. 22.

65 de Swaan, Der sorgende Staat (wie Anm. 8), S. 208.

66 Henning, Bismarcks Sozialpolitik (wie Anm. 25), S. 196.

67 Ritter, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 92.

68 So von Peter Flora und Arnold Heidenheimer, siehe *The Development of Welfare States in Europe and America*, ed. by P. Flora/A. J. Heidenheimer, New Brunswick (USA)/London (UK) 1981, S. 17 ff. und S. 37 ff.

69 Kott, Gemeinschaft oder Solidarität? (wie Anm. 9), u. a. S. 324; Renard, Das Fürsorge- und das Versicherungsprinzip (2000), u. a. S. 177; Haupt, Bemerkungen zum Vergleich (1996), S. 300 ff.

70 Siehe H. Kaelble: *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980*, München 1987, S. 73 ff.; ders.: *Nachbarn am Rhein* (wie Anm. 8), S. 103; außerdem von Kieseritzky: *Liberalismus und Sozialstaat* (wie Anm. 4), S. 33 f. Vgl. auch H.-J. Puhle: *Vom Wohlfahrtsausschuß zum Wohlfahrtsstaat. Entwicklungstendenzen staatlicher Aufgabenstellung und Verwaltungsprobleme im Zeichen von Industrialisierung und Demokratisierung*, in: G. A. Ritter (Hrsg.): *Vom Wohlfahrtsausschuß zum Wohlfahrtsstaat. Der Staat in der modernen Industriegesellschaft*, Köln 1973, S. 29–68, bes. 45 ff.

deln darstellen und jenen „semielfare-state“ (Michael B. Katz) begründeten, der für die Vereinigten Staaten bis heute charakteristisch ist.

Schluss

Die Entwicklung sozialstaatlichen Handelns kann als eine jener „herrschenden Tendenzen“ (Leopold von Ranke) angesehen werden, die das 19. Jahrhundert als Epoche, als „soziales Jahrhundert“, von den vorangegangenen Epochen deutlich abhob und als ein Element jenen Weg der Moderne kennzeichnete, den Staaten und Gesellschaften über die Grenzen des europäischen Kontinents hinaus in unterschiedlichem Ausmaß und Tempo beschritten. Jenseits machtpolitischer Intentionen verkörperte die Sozialstaatsidee eine spannungsgeladene Synthese der beiden „allgemeinsten Triebkräfte“ der Epoche, dem Streben nach Freiheit und Gleichheit.⁷¹ Und in dieser Dimension verbindet sich die „herrschende Tendenz“ der Sozialstaatsentwicklung mit einer weiteren, der Idee der Demokratie. Die Verbindung dieser beiden „Tendenzen“ hat der österreichische Sozialreformer und Rechtswissenschaftler Julius Ofner 1894 erstmals prägnant formuliert:

Die Demokratie verlangt grundsätzlich den Socialstaat, einen Organismus, der dem Rechtsstaat ähnelt, sich aber nicht wie dieser darauf beschränkt, das Mein und Dein zu erhalten, [...], sondern die gerechte, auf Gleichheit Aller fussende Verteilung von Vorteilen und Lasten in ihrer Gesamtheit zum Gegenstand seiner Fürsorge nimmt.⁷²

71 H. Mommsen: Neuzeit (19. Jahrhundert), in: Fischer-Lexikon Geschichte (1961), S. 211.

72 Julius Ofner: Studien sozialer Jurisprudenz, Wien 1894, S. 76, Hervorhebung im Original, zit. n. Ritter, Sozialstaat (wie Anm. 5), S. 11; vgl. auch S. Koslowski: Vom socialen Staat zum Sozialstaat. Aufstieg und Niedergang einer Vision, in: Der Staat 34 (1995) 2, S. 221-241, hier S. 235 f.

FORUM

30 Jahre „Geschichte der Gouvernementalität“: Wir brauchen mehr Geschichte des Wissens

Alexander von Schwerin

SUMMARY

An increasing number of studies have appeared that together come under the label of governmentality. The topics show that an analysis related to practices can integrate a broad spectrum of social phenomena that is out of the range of conventional theories of the state. Less well known is the founding text of governmentality studies. Foucault's "history of governmentality" is a genealogy of liberal governments, ending with the rise of the recent so-called neoliberal transformation of the 1970s. The weakness of that text is that it fails to show the connections of the concept of governmentality to epistemology. Also, recent studies mention the power relations of knowledge only globally, leaving science in a sphere of its own. However, originality and strength of the analysis of governmental power depends on its linkage to a history of knowledge.

In den letzten Jahren sind eine Reihe der von Michel Foucault am Collège de France gehaltenen Vorlesungen sowie ein vierbändiges Konvolut mit Foucaults gesammelten Schriften, Zeitungsartikeln und Interviews erschienen. Das damit auch im Deutschen zugänglich gewordene Spätwerk Foucaults bildet die Grundlage einer erneuerten Foucault-Rezeption. Der Gewinn besteht zudem darin, dass die Rezeption nicht mehr auf die in verschiedenen Versionen kursierenden Textausschnitte oder sekundäre Darstellungen angewiesen ist. Inhaltlich lässt sich die neue Foucault-Anhängerschaft durch das in den 1970er Jahre eingeführte Konzept der „Gouvernementalität“, das nahezu alle Bedürfnisse von Kultur- und Politikwissenschaft zu befriedigen scheint, begeistern. Der große Wert der vervollständigten Werkausgabe besteht zunächst aber vor allem darin, dass Linie und Kontext von Foucaults Arbeiten am Collège de France nachvollziehbar werden. Das gilt beispielsweise für den Begriff der Biopolitik, den Foucault seit Mitte der 70er Jahre verschiedentlich angegangen ist. Dass er die Biopolitik schließlich in eine

Geschichte des Liberalismus eingebettet sah, wird bei der Lektüre der zwei Vorlesungen über „Sicherheit, Territorium, Bevölkerung“ sowie die „Geburt der Biopolitik“ deutlich, die zeitgleich in französischer und deutscher Sprache erschienen sind.

Es ist bald 30 Jahre her, dass Foucault seine beiden Vorlesungen zur Gouvernamentalität gehalten hat,¹ Anlass genug für einen rückschauenden Blick. Die soll im Folgenden also nicht durchgängig behandelt werden. Stattdessen sollen nach einführenden Worten zu ihrer Situierung und Rezeption einige Schlüsselbegriffe und ihre Bedeutung für eine Geschichte des Wissens besprochen werden.

Doch zunächst zum Erscheinungsbild der publizierten Vorlesungen über die „Geschichte der Gouvernamentalität“². Foucault hielt die beiden Vorlesungen, die in engem Zusammenhang zu einander stehen, in den Semestern 1977/78 und 1978/79. Die Transkription der Tonbandaufzeichnungen hat einen gut lesbaren, lebendigen, zwischendurch recht unterhaltsamen Text ergeben, der naturgemäß nur spärlich mit Nachweisen bestückt war. Michel Sennelart hat allerdings mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat für eine mehr als befriedigende Abhilfe gesorgt. Er hat zwar die Nachweise zum Text nicht komplett nachtragen können, liefert aber ausführlich ergänzende Informationen und Kommentare zu Personen sowie dem zeit- und ideengeschichtlichen Kontext, was den Lesegewinn erheblich steigert. Abgerundet wird diese „archäologische“ Aufbereitung durch eine historische Situierung der Vorlesungen. Eine große Orientierungshilfe ist zudem, dass der Inhalt der ansonsten nur nach Datum betitelten Vorlesungen vorweg stichwortartig zusammengefasst ist.

Die Situierung

Zusammen mit den ebenfalls veröffentlichten Vorlesungen (1973/74: Die Macht der Psychiatrie; 1974/75: Die Anormalen; 1975/76: In Verteidigung der Gesellschaft; 1981/82: Hermeneutik des Subjekts) füllen die zwei Bände eine wichtige Lücke in Foucaults Werkausgabe³. Insbesondere deutsche LeserInnen können nun Foucaults Wende hin zu einer Ethik des Subjekts nachvollziehen, wie sie hierzulande erstmals 1984 mit Erscheinen der zwei Fortsetzungsbände von „Sexualität und Wahrheit“, dem „Gebrauch der Lüste“

1 M. Foucault, *Geschichte der Gouvernamentalität I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* (Vorlesung am Collège de France 1977–1978), übers. v. C. Brede-Konermann, J. Schröder, hrsg. v. M. Sennelart, Frankfurt a. M. 2004; M. Foucault, *Geschichte der Gouvernamentalität II: Die Geburt der Biopolitik* (Vorlesung am Collège de France 1978–1979), übers. J. Schröder, hrsg. v. M. Sennelart, Frankfurt a. M. 2004. Beide Bände sind 2006 broschiert erschienen. Die Zitation folgt der gebundenen deutschen Erstausgabe.

2 Der vom Verlag hinzugefügte deutsche Obertitel „Geschichte der Gouvernamentalität“ verrät bereits, dass Foucaults Ansatz der Gouvernamentalität zum Zeitpunkt der Veröffentlichung zu einem zugestärkten Schlagwort für ein kultur- und sozialwissenschaftliches sowie historisches Publikum geworden war. Die französischen Buchtitel halten sich an die Vorlesungstitel, die die Untertitel der deutschen Ausgabe bilden: „Sécurité, Territoire et Population“ bzw. „Naissance de la Biopolitique“. Beide Bände erschienen in Paris 2004.

3 Die vorangehenden Vorlesungen „La volonté de savoir“ (1970/71), „La société punitive“ (1972/73) sind in die Monographien „Surveiller et punir“ (1975) sowie „La volonté de savoir“ (1976) eingeflossen. Die Vorlesungen „Du gouvernement des vivants“ (1979/80) und „Subjectivité et vérité“ (1980/81) werden in den kommenden Jahren noch veröffentlicht.

und der „Sorge um sich“, deutlich wurde⁴. Foucaults „Ethik des Subjekts“ markierte auf theoretischer Ebene indes weniger eine ethisch gewendete und individualistisch gefasste, wenn auch emanzipatorische Programmatik, sondern eine Neufassung seines genealogischen Projekts⁵. Einhergehend damit ging es darum, einen entscheidenden Schwachpunkt seiner Machtanalyse zu beheben. Systematisch gesprochen, hat Foucault in der theoretischen Verschiebung, die er zu dieser Zeit vornahm, versucht, die Selbstreferentialität seiner Mikrophysik der Macht aufzulösen. Für die Theorie des Subjekts bedeutete dies, Autonomie vorauszusetzen und erstmals im Subjekt selbst die Möglichkeiten von Gegenmacht zu verorten⁶. Für seine Machttheorie hieß das, dass sie nun auf eine Unterscheidung des allgemeinen Spiels von Macht und *herrschaftsförmiger* Macht hinauslief⁷. Damit aber war Foucault auch beim Problem des Staates angelangt.

Es war vor allem der Staat, auf den die linke Kritik der sechziger und siebziger Jahre zielte, die Foucault in seinen Vorlesungen aufnahm – allerdings, um sie seinerseits zu kritisieren. Denn statt den allmächtigen Staat hatte Foucault den Neoliberalismus im Blick, wie er seit den siebziger Jahren zunehmend die Leitlinie des Regierungshandelns in den westlichen Industriestaaten bildete. Als Zeuge der neoliberalen Transformation staatlicher Regulationsmacht, die sich zu dieser Zeit noch als weitgehend uneinheitliches Geschehen präsentierte, argumentierte Foucault vehement gegen die vorherrschende Staatskritik. Provokativ titulierte er sie als „Staatsphobie“ (II, S. 262)⁸. Zu verstehen war dies als Warnung, dass die Fixierung auf den institutionellen und repressiven Staatskörper die wahren Probleme verdeckte. Dass es dabei auch um die Grundlagen von Kritik ging, fügte er sogleich hinzu:

Ich möchte ihnen jedoch gleich sagen, dass die Entscheidung, über die Regierungspraxis zu sprechen oder von ihr auszugehen, natürlich eine ganz explizite Weise ist, eine bestimmte Anzahl von Begriffen beiseite zu lassen, wie zum Beispiel Souverän, Souveränität, Volk, Untertan, Staat, bürgerliche Gesellschaft, als erste, primitive oder gegebene Gegenstände: alle diese Universalien, die die soziologische und die historische Analyse oder die der politischen Philosophie verwenden, um die Regierungspraxis darzulegen (II, S. 14-15).

- 4 M. Foucault, Sexualität und Wahrheit, Band 2: Der Gebrauch der Lüste, übers. v. U. Raulff, W. Seitter (zuerst: Histoire de la sexualité, Vol. 2. L'usage des plaisirs, Paris 1984), Frankfurt a. M. 1989; M. Foucault, Sexualität und Wahrheit, Band 3: Die Sorge um sich, übers. v. U. Raulff, W. Seitter (zuerst: Histoire de la sexualité, Vol. 3. Le souci de soi, Paris 1984), Frankfurt a. M. 1989; M. Foucault, Technologien des Selbst, in: H. M. Luther/H. Huck/P. H. Hutton (Hrsg.), Technologien des Selbst, übers. v. M. Bischoff (zuerst: Technologies of the Self, Amherst 1988), Frankfurt a. M. 1993, S. 24-63; M. Foucault, Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia (6 Vorlesungen, gehalten im Herbst 1983 an der Universität Berkeley/Kalifornien), übers. v. M. Köller, hrsg. v. J. Pearson, Berlin 1996.
- 5 T. Lemke, Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität, Berlin 1997, S. 29 f.
- 6 An diesem Punkt setzten die „Faltungen“ an, von der langjähriger Freund Gilles Deleuze in seiner eigenwilligen Darstellung Foucaults Denkens spricht. „Die grundlegende Idee Foucaults ist die einer Dimension der Subjektivität, die sich von der Macht und vom Wissen herleitet, aber nicht von dort abhängig ist.“ (G. Deleuze, Foucault, übers. v. H. Kocyba [zuerst: Paris 1986], Frankfurt a. M. 1987, S. 142)
- 7 Lemke, Kritik (wie Anm. 5), S. 302-316.
- 8 Siehe auch der Artikel von Foucault in der Libération mit dem Titel „Staatsphobie“, abgedruckt in: U. Bröckling/S. Krasmann/T. Lemke (Hrsg.), Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a. M. 2000, S. 68-71.

Foucault sah seine Kritik also nicht nur historisch durch die aufkommenden neoliberale Regulationsformen, sondern zugleich methodisch-theoretisch begründet. Umso mehr mussten seine Aussagen solche politischen Diagnosen treffen, nach denen eine verschwörerische Komplizenschaft von Atomtechnologie, Staat und Ökonomie die gesellschaftliche Entwicklung bestimmte, eine Entwicklung, die automatisch im „Atomstaat“, im staatlichen Überwachungsmonster oder gleich seiner faschistischen Variante münden musste. Es ist dann nicht mehr überraschend, dass die in Frankreich heiß diskutierte Repressionswelle des durch die RAF herausgeforderten deutschen Staates den konkreten Hintergrund für Foucaults Vorlesungsprojektes bildete, wie Sennelart im Kommentar plausibel macht (I, S. 534-537). Die Linie, die Foucault damit in seiner Kritik aufnahm, erinnert an die Unternehmen der marxistischen Erneuerer Antonio Gramsci und Louis Althusser. Foucault, dem dies bekannt gewesen sein dürfte, verfolgte aber mit dem Begriff der Gouvernementalität seinen eigenen Weg.

Die Rezeption

Im Begriff der Gouvernementalität sieht Foucault verschiedene Handlungsformen und Praxisfelder vereint, die auf die Lenkung und Leitung von Individuen und Kollektiven zielen. Entscheidend ist für Foucault, dass der Staat aber nicht als Ursprung dieser zusammengehörigen Praktiken, Interventionsformen und Regulationstechniken zu verstehen ist. „Ich möchte genau das umgekehrte tun“, so informiert Foucault seine Hörer von 1979,

d. h. von dieser Praxis ausgehen, wie sie sich darstellt, aber zugleich wie sie sich reflektiert und sich rationalisiert, um von da aus zu sehen, wie sich bestimmte Dinge wirklich konstituieren können, über deren Status man sich natürlich Fragen stellen muss: der Staat und die Gesellschaft, der Souverän und die Untertanen usw. (II, S. 15).

Was wir Staat nennen ist der Effekt eines spezifischen Spektrums von Regierungstechniken, in dem die gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen ihren historischen, auch institutionell fixierten Ausdruck finden.

In dieser Weise strebte Foucault eine Verknüpfung von politischer Ökonomie und Machtanalyse an. Der Umstand, dass er dies am Beispiel der neoliberalen Rationalität durchexerzieren wollte, prägte schon früh die Rezeption. Foucaults vorausschauende Zeitdiagnose, die Deleuze dazu anregte, über die anstehende „Kontrollgesellschaft“ zu sinnieren⁹, wurde im angelsächsischen Raum sehr schnell aufgegriffen.¹⁰ Die Gruppe

9 G. Deleuze, Unterhandlungen 1972–1990, übers. v. Gustav Roßler (zuerst: Pourparlers 1972–1990, Paris 1990), Frankfurt a. M. 1993, S. 250 u. 255.

10 Erleichtert wurde die Rezeption sicher dadurch, dass Foucaults Programm durch Studien unterfüttert wurde bzw. sich auf konkrete Untersuchungen wie die von Françoise und Robert Castel sowie Anne Lovell über die „Psychiatisierung des Alltags“ in den USA und die Erneuerung gesellschaftlicher Regulationsmechanismen stützen konnte. (F. Castel/R. Robert Castel/A. Lovell, Psychiatisierung des Alltags. Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA, übers. v. Christa Schulz (zuerst: La société psychiatrique avancée, Paris 1979), Frankfurt a. M. 1982; R. Castel, La gestion des risques. De l'anti-psychiatrie à l'après-psychanalyse, Paris 1981; F. Ewald, Der Vorsorgestaat (mit einem Essay von U. Beck), übers. v. W. Bayer u. H. Kocyba (zuerst: L'Etat Providence,

um die Zeitschrift „Ideology & Consciousness“ (später „I & C: Governing the present“, erschienen bis 1981), die traditionellen Marxismus mit poststrukturalistischen Theorienansätzen zu verbinden suchte, übertrug Foucaults Vorlesungstexte noch während der 1980er Jahre ins Englische. Aus diesen Bestrebungen heraus formierte sich in London das Netzwerk „History of the present“, das eigene an einem weiten Spektrum politischer und sozialer Gegenstände erarbeitete Studien unter dem Schlagwort „studies in governmentality“ herausgab.¹¹

Im deutschen Sprachraum lief die Rezeption zunächst in eine andere Richtung. Einige der Texte, Interviews und Zeitungsartikel aus Foucaults „Spätwerk“ – Foucault starb im 1984 – erschienen zwar Anfang der 1990er Jahre verstreut auch in deutscher Übersetzung.¹² Die Rezeption blieb allerdings auf die darin thematisierte Ethik des Selbst fixiert. Damit blieb der Rahmen dieser theoretischen Verschiebung zunächst verborgen¹³. Die meisten Beobachter wollten noch in den 1990er Jahren Foucaults Beschäftigung mit Selbsttechnologien und Subjektivierungsformen auf Ethik reduzieren und darin einen Bruch mit seiner Machtanalyse erkennen¹⁴. Foucault schien demnach den mitverschuldeten „Tod des Subjekts“ nun gewissermaßen überzukompensieren¹⁵. Eine andere Richtung beschränkte Versuche im Umfeld des Frankfurter Staatstheoretikers Joachim Hirsch, marxistische Staatstheorie und poststrukturalistische Ansätze miteinander zu verbinden. Den maßgeblichen Anstoß für die deutsche Rezeption gab dann die konsequente Interpretation Foucaults Projektes in der Dissertation von Thomas Lemke sowie die Anwen-

Paris 1986), Frankfurt a. M. 1993; J. Donzelot, *L'invention du social: Essai sur le déclin des passions politiques*, Paris 1984; D. Defert, 'Popular life' and insurance technology, in: *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, hrsg. v. G. Burchell u. P. Miller, London u. a. 1991, S. 198-233).

- 11 G. Burchell/C. Gordon/P. Miller (Hrsg.), *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, London u. a. 1991; dann auch: A. Barry/T. Osborne/N. Rose (Hrsg.), *Liberalism, neo-liberalism and governmentality* (= *Economy & Society*, 22, Heft 3), London 1993; A. Barry/T. Osborne/N. Rose (Hrsg.), *Foucault and political reason: liberalism, neo-liberalism and rationalities of government*, London 1996; auf Deutsch sind einige Texte erschienen in: R. Schwarz (Hrsg.), *Zur Genealogie der Regulation. Anschlüsse an Michel Foucault* (= *Edition Bronski*, 4), Mainz 1994.
- 12 Zu nennen ist etwa der wichtige Artikel „Das Subjekt und die Macht“, der die Analyse der Subjektivierungsformen an die Frage der Führung, des Regierens und der Herrschaft bindet. Der Artikel ist erschienen in H. L. Dreyfus/P. Rabinow, *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, übers. v. C. Rath u. U. Raulff, 2. Aufl. (zuerst: Michel Foucault, *Beyond Structuralism and Hermeneutics*, University of Chicago 1982/83), Weinheim 1994, S. 243-263. Siehe darüber hinaus: Foucault, *Technologien* (wie Anm. 4).
- 13 Dazu bei trugen die starken Vorbehalte gegen Foucaults Machtanalyse, die Sozialgeschichte, Philosophie, politischer Theorie und speziell kritische Theorie ausgeprägt hatten. Zu einem systematischen Überblick über die an Foucaults Machtanalyse vorgebrachte philosophische Kritik siehe Lemke, *Kritik* (wie Anm. 5), S. 11-27. Zur Geschichtswissenschaft siehe D. J. K. Peukert, *Die Unordnung der Dinge. Michel Foucault und die deutsche Geschichtswissenschaft*, in: F. Ewald/B. Waldenfels (Hrsg.), *Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a. M. 1991, S. 320-333; U. Brieler, *Blind date. Michel Foucault in der deutschen Geschichtswissenschaft*, in: A. Honneth/M. Saar (Hrsg.), *Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001*, Frankfurt a. M. 2003, S. 311-354.
- 14 Siehe die Darstellung in Lemke, *Kritik* (wie Anm. 5), S. 28.
- 15 Manfred Frank meinte etwa: „Geleitet von der Sorge um sich selbst, bildet es [das Subjekt] quasitherapeutische und seelendiätetische Techniken aus, die ihm ein richtiges Leben im falschen erlauben und es auf ein rational wohlverstandenes Eigeninteresse hin orientieren.“ (M. Frank, *Das Subjekt kommt zurück. Michel Foucaults Vorlesungen von 1982 aus dem Nachlass werfen einen letzten Blick in die antike „Seelenambulanz“*, in: *Die Zeit*, Nr. 29, 2004).

derung des Konzepts auf verschiedene zeitgenössische Gebiete in dem von Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Lemke herausgegebenen Sammelband.¹⁶

Die Stoßrichtung, mit der die Gouvernamentalität aufgenommen wurde, hatte sich mittlerweile allerdings umgedreht. Hatte sich Foucault noch gegen den „übermächtigen Staat“ gewendet, so dominierte in den 90er Jahren die Auffassung, die Welt leide unter einem vermeintlich staatslosen, deregulierten Kapitalismus. Der am Liberalismus entwickelte Begriff der Gouvernamentalität erwies sich nun prädestiniert dazu zu zeigen, dass es sich beim ‚real existierenden‘ Neoliberalismus um einen staatlicherseits bloß „anders organisierten bzw. regulierten Kapitalismus“ handelte.¹⁷ „Der Liberalismus“, so hatte Foucault entsprechend seine Vorlesungen zusammengefasst, „ist also als Prinzip und Methode der Rationalisierung der Regierungsausübung zu analysieren ...“ (II, S. 436). Die damit angeregte Untersuchung der über Regierungspolitik im engen Sinne hinausgehenden Techniken der Regierung von Bevölkerungen und Individuen weckte ein wachsendes Interesse. Die in den vergangenen Jahren bearbeiteten Themen reichen von der Verschlankung der Staatsbürokratie, dem Qualitätsmanagement in Unternehmen und dem Selbstmanagement in der Ratgeberliteratur, Versicherungsmathematik, Kriminalitätsprävention, Genomforschung, psychosomatischer Medizin, Biopolitik und Rassismus, internationaler Bevölkerungspolitik bis hin zur Unterhaltungsindustrie¹⁸. Der neue Begriffsrahmen wurde dabei nicht nur von sozialwissenschaftlicher Literatur sondern auch in der Geschichtswissenschaft aufgenommen¹⁹. Bezeichnend für die Fokussierung auf die Epoche des Neoliberalismus ist, dass sich bislang kaum eine Arbeit über die 70er Jahre hinaus gewagt hat.

In der Vielschichtigkeit der unter Gouvernamentalität firmierenden Arbeiten zeigen sich die Vorteile von Foucaults Neufassung seines genealogischen und archäologischen Projektes²⁰. Der Subjektbegriff fungiert darin als analytisches Scharnier zwischen Regierungsrationalität, einem durch die Wissenschaften geprägten Wahrheitsregime und den verstreuten, zum Teil widerständigen gesellschaftlichen Machteffekten. Das Konzept der Gouvernamentalität entpuppt sich bei näherer Betrachtung allerdings als ein nicht leicht

16 Lemke, Kritik (wie Anm. 5); Bröckling/Krasmann/Lemke, Gouvernamentalität (wie Anm. 8).

17 T. Lemke/S. Krasmann/U. Bröckling, Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien, in: Bröckling/Krasmann/Lemke, Gouvernamentalität (wie Anm. 8), S. 7-40, hier: S. 23.

18 Ein vollständiger Überblick ist an dieser Stelle unmöglich. Die erstgenannten Themen wurden von Wolfgang Flach, Ulrich Bröckling, Henning Schmidt-Semisch, Susanne Krasmann, Thomas Lemke, Monica Greco und Aldo Legnaro in dem erwähnten Band von Bröckling/Krasmann/Lemke, Gouvernamentalität (wie Anm. 8) behandelt. Siehe danach z. B. M. Stingelin (Hrsg.): Biopolitik und Rassismus, Frankfurt a. M. 2003; S. Krasmann, Die Kriminalität der Gesellschaft: zur Gouvernamentalität der Gegenwart, Konstanz 2003; S. Opitz, Gouvernamentalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität (= Argument Sonderband Neue Folge, Band 297), Berlin 2004; S. Schultz, Hegemonie, Gouvernamentalität, Biomacht. Reproduktive Risiken und die Transformation internationaler Bevölkerungspolitik, Münster 2006. Zum Überblick auf die zuerst angesprochenen Problematiken auch: T. Lemke, Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die *governmentality studies*, in: Politische Vierteljahresschrift, 41, 2000, S. 31-47.

19 S. Krasmann/M. Volkmer (Hrsg.), Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernamentalität“ in den Sozialwissenschaften: Internationale Beiträge, Bielefeld 2006; J. Martschukat (Hrsg.), Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt a. M./New York 2003.

20 Foucault äußerte sich zu dieser Neufassung an anderer Stelle: Foucault, Sexualität 2 (wie Anm. 4), S. 18-19.

entwirrbares Geflecht aus auf einander bezogenen Begriffen wie Regierung, Führung, Strategie, Rationalität, Technologien, Problematisierung, Subjektivierung.²¹ Tatsächlich verbirgt sich hinter der Gouvernementalität keine konzise Theorie, als vielmehr eine Methodik, deren Wert in der Arbeit jener Begriffe liegt. Das ist umso mehr im Auge zu behalten, da Foucaults selbstbezügliches Begriffsuniversum zu unkritischer Überhöhung und zu einem theorievergessenen ‚Gouvernementalismus‘ verleiten mag. Lemke argumentiert deshalb in seinem jüngsten Buch, dass es essentiell ist, sich bewusst zu werden, wie Foucaults Instrumentarium an Theorie und Probleme der historiographischen, philosophischen und soziologischen Tradition anschließt.²² Nur so ist es möglich, das gesellschaftskritische Potenzial dieses Ansatzes voll auszuspielen.

Vorlesung I: Ökonomie und Sicherheitspolitik

Die Produktivität von Foucaults Instrumentarium bekommen die Leser der Vorlesungen lebhaft vor Augen geführt. Sie müssen sich allerdings auf die mäandernde Entwicklung von Foucaults Denkens einlassen. Schon die von Foucault einleitend angekündigte Untersuchung der „Bio-Macht“, die die Schlussgedanken seiner Vorlesung „In Verteidigung der Gesellschaft“ von 1975/76 aufnimmt²³, entwickelt sich in der zweiten Vorlesung unverhofft zu einer zeitlich weit ausholenden Skizze einer Geschichte der „Regierung“. Regierung wird zugleich zu der Kategorie, in der sich der methodische Horizont von Foucault neu ordnet. Mit Regierung ist natürlich nicht eine politische Institution gemeint. Hinter der „Regierung“ verbirgt sich ein neuer „Machttypus“, dessen Geschichte Foucault hier erzählen will.²⁴ Dieser Machttypus systematisiert Foucaults frühere Versuche, Machtverhältnisse jenseits von Souveränität und Disziplinarmacht zu analysieren (I, S. 162-163).²⁵ Die Geschichte dieser – gouvernementalen – Machtform fällt mit

21 Konzise und systematische Einführungen in den begrifflichen Rahmen der Gouvernementalität liegen auf Deutsch vor: Lemke, Kritik (wie Anm. 5); Ph. Sarasin, Michel Foucault zur Einführung, Hamburg 2005.

22 T. Lemke, Gouvernementalität und Biopolitik. Beiträge zu einer Kontextualisierung, Konkretisierung und Konturierung der Machtanalytik Michel Foucaults, Wiesbaden 2007, S. 15 f.

23 M. Foucault, In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76), übers. v. M. Ott (zuerst: „Il faut défendre la société“, hrsg. v. M. Bertani, A. Fontane, Paris 1996), Frankfurt a. M. 2001, S. 282-311. Die Einlassungen, die Foucault in dieser Vorlesung vom 17.3.1976 zur Entwicklung der Biomacht machte, kursierten später in verschiedenen Übersetzungen. Siehe z. B. M. Foucault, Leben machen und sterben lassen. Die Geburt des Rassismus (Vorlesung am Collège de France, März 1976), in: R. Schwarz/S. Reinfeldt (Hrsg.), Biomacht (= DISS-Texte Nr. 25, Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, Hg.), Duisburg 1993, S. 27-50.

24 Foucault bestimmt an einer Stelle der Vorlesung Gouvernementalität folgendermaßen: „Ich verstehe unter ‚Gouvernementalität‘ die aus den Institutionen, den Vorgängen, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken gebildete Gesamtheit, welche es erlauben, diese recht spezifische, wenn auch sehr komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat. Zweitens verstehe ich unter ‚Gouvernementalität‘ die Tendenz oder Krafftlinie, die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus geführt hat, den man über alle anderen hinaus als ‚Regierung‘ nennen kann: Souveränität, Disziplin, und die einerseits die Entwicklung einer ganzen Serie spezifischer Regierungsapparate und andererseits die Entwicklung einer ganzen Serie von Wissensarten nach sich gezogen hat“ (I, S. 162 f.).

25 Lemke, Kritik (wie Anm. 5), S. 144. Der Begriff und das Problem der Regierung tauchen schon in Foucaults Vorlesungen von 1974/75 auf. (Sennelart, Situierung in I, S. 561).

der Entwicklung zusammen, die Foucault als das „Feld dessen, was man Politik nennt“, beschreibt (I, S. 116). Die Beschreibung signalisiert einmal mehr, dass es nicht um Kabinettpolitik geht, sondern dass die Gesamtheit der Rationalitäten und Techniken untersucht werden sollen, die das Arsenal einer Bevölkerungspolitik bilden.

Die Themen, die Foucault in seiner genealogischen Beschreibung nach und nach aufnimmt, machen schnell deutlich, dass Foucault das von ihm früher als „Bio-Macht“ und Biopolitik bezeichnete Politikfeld bewusst in einem erweiterten Rahmen zu beschreiben versucht (II, S. 260). Die Vorlesungen umspannen dabei einen leichten Schwindel erzeugenden Zeitraum. Sie reichen von der Territorialmacht der frühen Neuzeit bis hin zur Gegenwart der Vorlesungszeit. Foucault setzt am Übergang vom souveränen Staat des feudalen Zeitalters zum Handelsstaat ein. Er thematisiert, wie der mittelalterliche Staat der Gerichtsbarkeit im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat wurde, wie in dieser Zeit das Problem der Bevölkerung zunächst nur auf ein „entvölkertes Territorium“ bezogen wurde, wie dann im Denken und der politischen Praxis der Merkantilisten die Machtausübung als Praxis des Regierens erstmals einer Rationalisierung unterzogen wurde und wie schließlich die Physiokraten und die Nationalökonomien des 18. Jahrhunderts damit begannen, „die Bevölkerung als eine Gesamtheit von Vorgängen zu betrachten, die man in ihrer Natürlichkeit und ausgehend von dieser verwalten muss“ (I, S. 108). Als Foucaults unausgesprochener Zielpunkt der ersten Vorlesungsreihe kristallisieren sich die Rationalität und Techniken heraus, die den Liberalismus des industrialisierten Zeitalters kennzeichnen. Foucault endet allerdings seine genealogische Erzählung, ohne das Verhältnis der gouvernementalen Machtform zu Funktion und Rolle des politischen Liberalismus in seiner historischen Form zu diskutieren.

Die Geschichte der „Regierung“ verknüpft somit mehrere historische Linien: die „Emergenz des Staates“ (I, S. 359), das Entstehen einer „politischen Wissenschaft“ (I, S. 116 u. 159), die Techniken der „Staatsräson“ bestehend aus dem alten „Projekt“ der Polizei, das sich im 18. Jahrhundert in das diplomatisch-militärische System, die ökonomische Praxis, die Verwaltung der Bevölkerung, Recht und Achtung der Freiheiten und die Polizei in unserem heutigen Sinne aufzufächern begann (I, S. 508) und schließlich die Etablierung einer ganzen Serie von Wissensarten und Interventionspraktiken (u. a. Demographie, Hygiene, Sozialmedizin) (I, S. 505). Wenig Aufmerksamkeit wurde bislang dem Umstand geschenkt, dass Foucault die politische Ökonomie als eine der zentralen Innovationen in dieser historischen Entwicklung betrachtet. „Die Einführung der Ökonomie in die Ausübung der Politik ist, glaube ich, der Haupteinsatz des Regierens“ (I, S. 144). Die LeserInnen müssen allerdings haarscharf aufpassen, die im Text mitunter wechselnden Bedeutungsebenen dieses (und anderer) Begriffe auseinander zuhalten²⁶.

26 Die Ökonomisierung der politischen Strategien, die Foucault im Auge hat, (I, S. 144) bedeuten allerdings keinen Anschluss an eine materialistische Analyse ökonomisch-sozialer Entwicklung, da Foucault die Ökonomie „wegen des Abgrenzungszwangs gegenüber Marxismus und Ideologiekritik“, wie Rehmann enttäuscht feststellt, eben nicht zur Maßgabe des Politischen macht. (J. Rehmann, Platzhalter für eine kritische Ideologieforschung. Foucaults Vorlesungen zur „Geschichte der Gouvernementalität“, in: *Das Argument*, 47, 2005, S. 361-369, S. 363; siehe dazu auch T. Reitz, Neoliberalismus in Staat und Geist, in: *Das Argument*, 47, 2005, S. 371-375, hier: S. 373).

Zu „Bevölkerung“ und „politischer Ökonomie“ gesellt sich ein drittes analytisches Element der Gouvernementalität und vielleicht die wichtigste Neuerung in Foucaults begrifflichem Raster. Mit „Sicherheit“ ist die allgemeinste rationale Kategorie benannt, die das gouvernementale Denken und Handeln leitet und die es von früher thematisierten Machtformen unterscheidet. Mit „Sicherheitsmechanismen“ oder „Sicherheitsdispositiven“ (I, S. 75) bezeichnet Foucault das Spektrum von Regierungstechniken, die die Bevölkerung unter ein Regime der Vorsorgepolitik stellen. Die Analyse erreicht mit diesen auf Sicherheit abzielenden Kontroll- und Regulationstechniken ihre Arbeitsebene. Ihr kritischer Wert besteht darin, dass sie solche Institutionen und Techniken in den Blick bekommt, deren fortschrittliche Funktion oft vorderhand unbestritten ist wie im Fall der Sozialversicherungen. Die Sicherheitsmechanismen folgen nämlich nicht einer funktionsbezogenen Normsetzung, sondern integrieren je nach Bedarf andere, völlig heterogene Kalküle wie die der Produktion, Psychologie oder individueller Verhaltensweisen (I, S. 73 ff.). Der kritische Wert geht aber über die Erkenntnis hinaus, dass sich etwa hinter der Sozialversicherung eine soziale Befriedungsstrategie verbirgt²⁷. Unter der Maßgabe seiner Analyse würde Foucault nicht die Ambivalenzen der Vorsorgetechniken und ihre Missbrauchsgefahr, sondern die politische Produktivität solcher Mechanismen, Techniken und Dispositive in den Vordergrund stellen. Hier kommt Foucaults nominalistischer Ansatz zum Tragen. Das bedeutet, dass die Produktivität von Sicherheit und ihr Zusammenhang mit Ökonomie und Macht eng an die in sozialgeschichtlichen Ansätzen in der Regel nicht berücksichtigte Produktion von Wahrheit gekoppelt sind.

Wesentlich an der modifizierten „Genealogie der Machtmechanismen“ ist, dass mit staatlichem Handeln „Herrschaft“ den neuen, in den Vorlesungen allerdings noch unausgesprochenen Horizont der Analyse bildet. Staatliche Macht, das ist das Resumé der ersten Vorlesung, entfaltet sich ab dem 18. Jahrhundert zunehmend unter der dreifachen Maßgabe des Problems der Bevölkerung, der Rationalisierung von staatlichem Handeln im Sinne der „Führung“ von Menschen – ihrer Regierung eben – und des Einsatzes von Sicherheitsmechanismen, die auf die vitalen Funktion der Bevölkerung abzielen. Die Konsequenz des auf Foucaults relationalem Machtbegriff abgeleiteten Herrschaftsbegriff ist, dass die Unterscheidung von Macht und Herrschaft auf eine quantitative und nicht auf eine analytische Unterscheidung hinausläuft.²⁸ Dies mag unbefriedigend sein.²⁹ Der Wert dieser Machtanalyse liegt aber an anderer Stelle. Dies macht die zweite Vorlesung deutlich.

27 Z. B. A. Labisch, *Homo Hygienicus. Gesundheit und Medizin in der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1992.

28 Das Verständnis von Herrschaft, das in der Vorlesung nahe gelegt wird, bewahrt Foucaults bekannte Ausgangsthese, dass Macht grundsätzlich relational zu verstehen ist. Die gesellschaftliche Entwicklung begreift er deshalb nicht in einfacher Abhängigkeit zu einem Machtzentrum und seinen Agenten, sondern als Effekt variierender Kräfteverhältnisse. Die Gouvernementalität repräsentiert eine dominierende oder hegemoniale Rationalität und die mit dieser verbundenen Regulations- und Kontrolltechniken. Seine Analyse läuft also nicht auf eine Entgegensetzung von institutionalisierter Herrschaft und flüssigen Machtverhältnissen hinaus. Die Institution bleibt bei Foucault nachgeordnet. Foucault: „Die Bedeutung von Institutionen erklärt sich von den Machtverhältnissen her, nicht umgekehrt“ (Foucault, *Subjekt* [wie Anm. 12], S. 257).

29 J. Rehmann, *Platzhalter* (wie Anm. 26), S. 361.

Vorlesung II: Subjektivierung und Neoliberalismus

In den Vorlesungen von 1979 wendet sich Foucault dem Liberalismus seiner Gegenwart zu. Der Titel der zweiten Vorlesungsreihe ist damit irreführend. Statt der „Geburt der Biopolitik“ geht es um ihre Aktualisierung im neoliberalen Denken. Zugleich richtet Foucault seine Aufmerksamkeit nun auf das Subjekt. Wie schon die „Bevölkerung“ in der ersten Vorlesungsreihe so wird hier die Figur des „*Homo oeconomicus*“ als eine quasi-natürliche Bezugsgröße des Regierungshandelns vorgestellt. Dennoch ist diese Figur ‚bloß‘ ein Produkt des liberalen Denkens. Die Frage der zur Gouvernamentalität gewendeten Herrschaft und die des Subjekts erscheinen von einander untrennbar. „Meine Absicht war es ...“, so resümierte Foucault später sein Forschungsinteresse,

*eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden. ... Nicht die Macht, sondern das Subjekt ist deshalb das allgemeine Thema meiner Forschung. Aber die Analyse der Macht ist selbstverständlich unumgänglich.*³⁰

Damit ist eine unhintergehbare Spannung beschrieben: Die Subjektivierung vollzieht sich einerseits in Abhängigkeit herrschender Kalküle und Technologien. Subjektivierung und Unterwerfung lassen sich aber andererseits, wie Susanne Schultz betont, nicht wechselseitig aufeinander reduzieren³¹.

Die Figur des *Homo oeconomicus* ist der Kern der liberalen Rationalität und ihrer Regierungsstrategien. Foucault beharrt auf den genealogischen Ursprüngen, ohne die der Neoliberalismus seiner Zeit kaum richtig zu verstehen ist. „Wir leben im Zeitalter der Gouvernamentalität, die im 18. Jahrhundert entdeckt wurde“ (II, S. 164). Vor allem aber verwendet Foucault seine ganze Anstrengung der im Winter – geplagt von Schnupfen und Husten – gehaltenen Vorlesung darauf, die spezifische Differenz zwischen klassischem Liberalismus und seiner neoliberalen Transformation herauszuarbeiten.

Foucault unterscheidet zwei Wege, einen deutschen und einen amerikanischen Neoliberalismus. Zunächst untersucht er die ökonomische und gesellschaftspolitische Programmatik der deutschen Variante, die seit den zwanziger Jahren in Deutschland entworfen und als „Ordoliberalismus“ Teil der bundesrepublikanischen Gründungsideologie wurde. Eine Schwäche von Foucaults Vorgehen wird schnell deutlich. Foucaults Geschichte des Neoliberalismus findet auf rein abstrakter Ebene statt. Das Quellenmaterial bilden fast ausschließlich programmatische Texte verschiedener neoliberaler Vordenker und ihrer Nachfolger, die konkrete gesellschaftliche Entwicklung bleibt ausgespart. So entwirft Foucault auch keine Geschichte der politischen Ökonomie des bundesdeutschen Staates, sondern verfolgt den deutschen Wirtschaftsliberalismus über seine Entstehungsphase in den 1920er Jahren, seine theoretische Schärfung in Abgrenzung zur Wirtschaftspolitik

30 Foucault, Subjekt (wie Anm. 12), S. 243.

31 Schultz, Hegemonie (wie Anm. 18), S. 222. siehe auch Anm. 6.

des Nationalsozialismus (II, S. 165 f.)³² bis hin zu seinem Einfluss auf die Staatsbildung der BRD (II, S. 205). Deutschland sei, so wendete er sich gegen eine in Frankreich verbreitete Befürchtung, nicht auf dem Weg in den „Polizeistaat“, das „deutsche Modell“ bestehe vielmehr in der Form des „Rechtsstaates“, der sich allein über eine die Ökonomie fördernde Regierungsrationalität legitimiert (II, S. 187 u. 251). Allgemein gesprochen hieß das, dass die Präsenz und Eingriffe des Staates einem liberalen Regime nicht entgegenstehen, sondern, im Gegenteil, zu den Konstitutionsbedingungen einer neoliberal geformten Gesellschaft geworden waren.

In einem zweiten Schritt wendet sich Foucault dem amerikanischen neoliberalen Modell zu, das sich deutlich vom deutschen unterscheidet³³. Im Mittelpunkt steht die Darstellung der Doktrin des Humankapitals (II, S. 300 ff.), die sich als nichts anderes als die ökonomische Theorie des *Homo oeconomicus* entpuppt. Foucault bezieht sich vor allem auf die Schriften der Chicagoer oder neoklassischen Schule. Der *Homo oeconomicus* ist auf der Ebene der Subjektivierung das Pendant zu den regulatorischen Strategien, die die neoliberale Regierungsform vom *Laissez-faire*-Kapitalismus unterscheiden.

Der Homo oeconomicus ist der Mensch, der in eminenter Weise regierbar ist. Von einem unberührbaren Partner des Laissez-faire ausgehend, erscheint der Homo oeconomicus nun als das Korrelat einer Gouvernementalität, die auf die Umgebung Einfluss nehmen und systematisch die Variablen dieser Umgebung verändern wird (II, S. 372).

Das bedeutete, dass künftig jedes „beliebige rationale Verhalten“ und jeder soziale Zusammenhang wie Ehe, Erziehung der Kinder oder Kriminalität zum möglichen Gegenstand einer ökonomischen Analyse werden könne (II, S. 369). Zum Zeitpunkt, als Foucault diese Voraussagen traf, existierten erst wenige Fallstudien (II, S. 370 f.), die diesen Prozess belegten.

Das neoliberale Programm und die aus ihr erwachsende gouvernementale Strategie bedeuteten nach Foucault „die Verallgemeinerung der Form des ‚Unternehmens‘“ (II, S. 334). Es handelte sich mit anderen Worten um das Projekt einer Ökonomisierung des Subjekts, die keine Grenzen kennt. Dass im politischen Diskurs staatliche Interventionen gemeinhin in Antithese zur Freiheit der Wirtschaftssubjekte erscheinen, ist demnach dem Reich des ideologischen Scheins zuzuschreiben. In Wirklichkeit ist das Regierungshandeln konstitutiv für eine auf die Subjekte ausgeweitete „Ökonomisierung des Sozialen“.³⁴ Studien der letzten Jahre bestätigen diesen Strategiewechsel, indem sie

32 Diese aus dem gesprochenen Wort übertragenen Textpassagen sind besonders geeignet, Missverständnisse hervorzurufen (wie etwa bei Reitz, Neoliberalismus [wie Anm. 26], S. 373), dann z. B., wenn Foucault den Nationalsozialismus auf dem „Organisationsprinzip“ des klassischen Liberalismus zu begründen scheint (II, S. 166). Der Leser muss sich bei klarem Kopf denken, dass Foucault hier wohl nur die ordoliberalen Positionen meinen kann.

33 Eine Spezifität des deutschen Modells sieht Foucault in dem untergründig wirkenden Gemeinschaftsdenken. Ausdruck dessen war der vom ordoliberalen Vordenker Rüstow geprägte und auf eine moralische Organisation der Marktwirtschaft abhebende Begriff der „Vitalpolitik“. Die deutsche Unternehmensgesellschaft sollte demzufolge für die in den freien Wettbewerb geworfenen und vereinzelt Individuen einen Ausgleich in Form von „Gemeinschaft“ bereitstellen (II, S. 335 f.).

34 Lemke, Kritik (wie Anm. 5), S. 254.

zeigen, dass etwa die unter Individualisierung zusammengefassten Phänomene nicht bloß dem entsolidarisierenden, ‚kalten‘ Marktgeschehen zuzuschreiben sind, sondern ebenso einer auf Selbsttechnologien ausgerichteten sozialen Kontrolle.³⁵ Die „Unternehmensgesellschaft“ (II, S. 335) beschränkt sich insofern nicht auf die Einrichtung von „Ich-AGs“. Der „Unternehmer seiner Selbst“ (II, S. 314) oder das „unternehmerische Selbst“, wie es zu einer der zentralen Bezugsgrößen neuerer Studien geworden ist³⁶, vereinigt die disziplinierende Arbeit an sich selbst, die konsumtive Lust und den Anspruch der Selbstbestimmung in einem Zustand prinzipiell ununterbrochener Anspannung und Anstrengung.³⁷

Foucaults nicht-reduktionistische Verbindung von Subjektivierung und Regierungshandeln ist zweifellos produktiv. Dennoch stellen sich Fragen zum genauen Status der Gouvernamentalität³⁸. In wieweit waren die für den Neoliberalismus angeblich charakteristischen Selbsttechnologien nicht schon Teil früher liberaler Gouvernamentalität³⁹? Was passierte mit dieser Regierungsform in der Ära des Wohlfahrtsstaates und keynsianischer Wirtschaftspolitik? Der Begriff der Gouvernamentalität verleitet zudem dazu, un bemerkt wieder in das Denken von Wesenheiten zurückzufallen, das Foucault ursprünglich vermeiden wollte⁴⁰. Ein solches Unbehagen drückt sich etwa in einer Anmerkung von Heiko Stoff aus: „Bio-Macht und Gouvernamentalität bleiben wichtige Instrumentarien, um sowohl staatlich-medikalische Eugenik als auch die subjektivierten Wünsche nach wohlgeborenen Kindern zu erklären, reichen aber nicht aus, um die Evidenz der Attraktivität dieser Subjektivierungen zu begreifen.“⁴¹

35 Neben schon genannten Titeln ist hier insbesondere die Analyse der Subjektbildung von Rose und Novas zu nennen: N. Rose, *Governing the Soul: The Shaping of the Private Self*, London 1989; C. Novas/N. Rose, *Genetic Risk and the Birth of the Somatic Individual*, in: *Economy & Society*, 29, 2000, S. 485-513; N. Rose, *The Politics of Life Itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century*, Princeton 2007.

36 Z. B. Opitz, *Gouvernamentalität* (wie Anm. 18), S. 145 ff.; U. Bröckling, *Das unternehmerische Selbst*, Frankfurt a. M. 2007.

37 Allgemein gesagt, heißt dies, dass die Grenzen der Gouvernamentalität nicht durch formale Grenzen der Selbstbestimmung gezogen werden, sondern die Praktiken der Selbstbestimmung Teil der Analyse sein müssen. „Im Rahmen neoliberaler Gouvernamentalität signalisieren Selbstbestimmung, Verantwortung und Wahlfreiheit nicht die Grenze des Regierungshandelns, sondern sind selbst ein Instrument und Vehikel, um das Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu den anderen zu verändern“ (Lemke/Krasmann/Bröckling, *Gouvernamentalität* [wie Anm. 17], S. 60).

38 Hart ins Gericht gehen Rehmann und Reitz, nach denen Foucaults Darstellung des Neoliberalismus „vollends ins Geistesgeschichtliche“ (Reitz, *Neoliberalismus* [wie Anm. 26], S. 373) bzw. auf „Höhe der Ideologiebildung“ stehen bleibt (Rehmann, *Platzhalter* [wie Anm. 26], S. 365). Die Vorwürfe sind zwar berechtigt, doch muss etwas großzügig sein und den Entwurfscharakter des hier von Foucault erstmals angegangenen Genealogieprojekts bedenken. Ein grundsätzliches Problem mag sich dennoch andeuten, wenn Foucault seinen Anspruch immer wieder dahingehend präzisiert, dass es sich bei der Gouvernamentalität um die Zusammenfassung von „Zielen“, „Strategien“ und „Planungen politischer Tätigkeiten“ handelt (I, S. 61).

39 Zu denken ist etwa an die Hygienisierung im 19. Jahrhundert, die in der Praxis eine Ausweitung der ökonomischen Regierung auf die Körper und das Verhalten der Menschen darstellte. Allgemein dazu: Ph. Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt a. M. 2001.

40 Wo fängt das gouvernementale Regieren an, wo hört es auf? Was ist ein „System mehrerer Gouvernamentalitäten“ (II, S. 115)? Foucault selbst hielt es im Übrigen gar nicht für notwendig, auf „Gouvernamentalität“ zu rekurrieren, wenn er gebeten wurde, die angestrebte Differenzierung seines Machtbegriffs und die Stellung des Subjekts in den Machtverhältnissen zu erläutern. (Foucault, *Subjekt* [wie Anm. 12]).

41 H. Stoff, *Der Orgasmus der Wohlgeborenen: Die sexuelle Revolution, Eugenik, das gute Leben und das biolo-*

Geschichte des Wissens und die Risikopolitik

Die Leerstelle in beiden Vorlesungen bilden Epistemologie und die Geschichte des Wissens. Dies überrascht nicht nur aus dem allgemeinen Grund, dass Foucault bekanntlich Wissen und Wahrheit immer schon als Teil von Machtprozessen verstanden hat⁴². Wahrheit nimmt auch im analytischen Geflecht der Gouvernementalität eine zentrale Stelle ein. Foucault macht in den Vorlesungen dazu nicht mehr als Andeutungen. In späteren Überlegungen bringt er dies aber mit dem Begriff der „Problematisierung“ zum Ausdruck. Mit Problematisierung bezeichnet Foucault den Formationspunkt einer neuen Rationalität, welche zur Grundlage einer gouvernementalen Strategien wird und die Regierungstechniken leitet.⁴³ In genealogischer Sicht ist die Problematisierung die Kreuzung verschiedener Serien heterogener Ereignissen, die eine bestimmte strategische Rationalität bestimmt.⁴⁴ Aus Sicht einer Geschichte des Wissens ist entscheidend, dass sich eine solche strategische Rationalität auf die wissenschaftliche Ordnung der Dinge stützt. Die Genealogie einer Problematisierung ist damit der analytische Versuch, Wahrheit und die Formen wissenschaftlichen Wissens als Teil der Herstellung der politischen Rationalitäten zu begreifen.

Dieser Versuch ist keine bloße Aktualisierung des altbekannten „Macht-Wissens-Komplexes“.⁴⁵ Es geht um hegemoniale Formen, in denen Dinge und Objekte des Wissens die Technologien einer Regierungsform begründen. Wie eine solche Analyse aussehen kann, hat François Ewald in seiner Studie über den „Vorsorgestaat“ vorgeführt⁴⁶. Ewalds Beispiel ist die Herausbildung der Unfallversicherung, an der er zeigt, dass sie zugleich als ein epistemisches Ereignis zu verstehen ist. Der politische Einsatz der Unfallversi-

gische Versuchslabor, in: J. Martschukat (Hrsg.), *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt a. M. 2003, S. 170-192, hier: S. 191-192.

- 42 In der Vorlesung macht Foucault seinen epistemologischen Standpunkt dadurch deutlich, dass er sich an mehreren Stellen auf Paul Veynes Plädoyer für eine nominalistische Methode in den Geschichtswissenschaften bezieht (II, S. 435 bzw. auch II, S. 371; I, S. 348).
- 43 Die „Problematisierung“ kann man auch als einen Behelf verstehen, mit dem Foucault versucht hat, eine praktische Schwierigkeit seiner Genealogie zu beheben. Das Projekt der Gouvernementalität erprobt, wie aus „Mikromacht“ die Regierung des gesamten Gesellschaftskörpers entstehen kann (II, S. 261). Das grundsätzliche Problem wird allerdings in den Vorlesungen über die „Geschichte der Gouvernementalität“ nicht gelöst, weil sie unmittelbar auf der Makroebene einsetzen. Die Aufgabe müsste deshalb sein, das Wirkungsgetriebe der Mikromächte, der verstreuten Praktiken und partiellen Diskurse nachzuzeichnen. Eine solche „aufsteigende Machtanalyse“ ist aber so aufwändig wie letztlich auch theoretisch zweifelhaft. Mit „Problematisierung“ wäre insofern ein Ausweg gefunden, indem sie einen Formierungspunkt auf „mittlerer Ebene“ benennt. (Siehe zur „aufsteigenden Machtanalyse“: Foucault zitiert nach B. Wahrig, *Globale Strategien und lokale Taktiken. Ärzte zwischen Macht und Wissenschaft 1750–1850*, in: R. van Dülmen/S. Rauschenbach (Hrsg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004, S. 655-679, hier: S. 657).
- 44 Foucault, *Sexualität 2* (wie Anm. 4), S. 17-34; Lemke, *Kritik* (wie Anm. 5), S. 240 ff.
- 45 M. Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, übers. v. Walter Seitter (zuerst: *Surveiller et punir. Naissance de la prison*, Paris 1975), Frankfurt a. M. 1976, S. 39.
- 46 Ewald hat eine der wichtigsten Studien zur Neuordnung des Lebens und der Ökonomie nach Maßgabe der Rationalität der Sicherheit vorgelegt und zugleich mit dem Entstehen der Versicherungstechnik in den 1860er Jahren über eine der am weitesten institutionalisierten Sicherheitstechnologien behandelt. (Ewald, *Vorsorgestaat* [wie Anm. 19]. Der Band ist leider seit Jahren vergriffen) Zu nennen ist daran anschließend auch Ian Hacking's kongeniale *Geschichte der Statistik: The Taming of Chance*, Cambridge 1990.

cherung wurde in dem Maße möglich, in dem sich ein neues epistemisches Modell der Gefahr gegenüber althergebrachten Formen der Haftung, des Schuldrechts oder des gottgegebenen Schicksals durchsetzte.⁴⁷ Vereinfacht gesagt, musste der Unfall in seiner probabilistischen Form überhaupt erst ‚wahr‘ werden, bevor der Staat die Probleme der Fabrikproduktion im Modus der Versicherungstechnologie regulieren konnte.⁴⁸

Die Geschichte des Unfalls oder der Gefahren im Allgemeinen berührt einen entscheidenden Aspekt von Foucaults Analyse der Sicherheitsmechanismen, wie er sie in der „Geschichte der Gouvernementalität“ entworfen hat. Die Sicherheitsdispositive bringen die prekären Bedingungen, unter denen die moderne Gesellschaft produziert, in eine sozial akzeptable Ordnung. Die Gefahren und Risiken sind aber in keinem Fall als vorgängig gegebene Fakten zu verstehen. Für ein solche politisch-epistemische Geschichte wird die Erkenntnis aus der Analyse der politischen Ökonomie des Liberalismus leitend, dass soziale Sicherheit und Unsicherheit nicht im Gegensatz zu einander stehen müssen, sondern einer gemeinsamen Rationalität folgen.⁴⁹ Anders gesagt, sind die wissenschaftlich modellierten und rationalisierten Risiken und Gefahren nicht die äußerlichen, der Natur zuzuschlagenden Ursachen einer bloß reaktiven Risikopolitik, sondern Teil einer bestimmten Weise, Gesellschaft und Natur zu regulieren.⁵⁰ Die ‚ontologische‘ Gleichzeitigkeit von Sicherheit und Unsicherheit oder besser ihrer beider Historizität schafft damit einen systematischen Platz für eine Epistemologie der Gefahr. Die Genealogie der Gefahren und Risiken und ihre epistemischen Verschiebungen bilden damit das Pendant zur Transformation der Sicherheitsmechanismen. Die sozialwissenschaftliche wie epistemologische Gleichbehandlung technischer ‚Chancen‘ und ihrer ‚Risiken‘ entspricht – angelehnt an einen guten Grundsatz der *social studies of science*⁵¹ – so etwas wie einem ‚principle of risk symmetry‘. Dementsprechend haben sich in den letzten Jahren eine zunehmende Anzahl soziologischer aber auch wissenschaftshistorischer Arbeiten genau mit diesem Aspekt gouvernementaler Ordnung befasst⁵². Die Bedeutung eines solchen

47 F. Ewald, Insurance and risk, in: Burchell/Gordon/Miller (Hrsg.), Foucault (wie Anm. 10), S. 197-210.

48 Der Unfall stellte dabei eine zugleich epistemische, rechtliche und moralische Naturalisierung der Gefahren der Produktion dar. Das liberale Denken insgesamt ging, wie Foucault wiederum in seiner Vorlesung andeutet, mit einer epistemologischen Transformation einher, die in der Naturalisierung des Verhältnisses der Menschen, der Produktion und der Gesellschaft bestand (I, S. 75).

49 Lemke führt diesen Gedanken in Bezug auf die (ideologische) Entgegensetzung von Freiheit und Sicherheit im Liberalismus aus und bringt ihn auf die Formel: „Kein Liberalismus ohne eine Kultur der Gefahr.“ (T. Lemke, Dispositive der Unsicherheit im Neoliberalismus, in: Widerspruch, 46, 2004, S. 89-98, hier: S. 91)

50 Nicht nur soziale Unsicherheit, sondern auch technisch produzierte Gefahren und Risiken sind als Teil einer entlang von Sicherheit geordneten gesellschaftlichen Realität und nicht einfach als außergesellschaftliches Faktum zu begreifen. Der damit eingenommene Standpunkt unterscheidet sich prinzipiell von dem Ulrich Becks, denn in der „Risikogesellschaft“ werden die Gefahren und Risiken affirmativ vorausgesetzt. Z. B. N. Rose, Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens, in: Bröckling/Krasmann/Lemke, Gouvernementalität (wie Anm. 8), S. 72-109, hier: S. 95.

51 Das so genannte in den 1970er Jahren von David Bloor und der Edingburgh-Schule vertretene „strong program“ beinhaltet unter dem Schlagwort „principle of symmetry“ die methodische Regel, dass der wissenschaftliche Irrtum in gleicher Weise zu behandeln ist wie das Entstehen wahren Wissens.

52 Eine aktuelle Übersicht über die sozialwissenschaftliche und historische Risikoforschung gibt M. Lengwiler, Risikopolitik im Sozialstaat. Die schweizerische Unfallversicherung 1870–1970, Köln 2006. Siehe auch: M. M. Wambach (Hrsg.), Der Mensch als Risiko. Zur Logik von Prävention und Früherkennung, Frankfurt a. M. 1983; R. Castel,

Ansatzes steigt umso mehr, als die Verhandlung von „Chancen und Risiken“ neuer Techniken in den letzten dreißig Jahren einen immer zentraleren Stellenwert in der öffentlichen Debatte eingenommen hat.⁵³

Sich des wachsenden Spektrums technisch bedingter Gefahren und Risiken und ihrer Regulation unter dem Schlagwort der *governmentality studies* anzunehmen, heißt nicht, in einen sozialen Konstruktivismus zurück zu fallen. Foucault selbst hat dazu deutlich Stellung genommen:

*Problematisierung bedeutet nicht die Darstellung eines zuvor existierenden Objektes, genauso wenig aber auch die Erschaffung eines nicht existierenden Objektes durch den Diskurs.*⁵⁴

Es geht vielmehr um das Unternehmen einer „historischen Ontologie“.⁵⁵ Rabinow hat das der Problematisierung zugrunde liegende ereignishafte Zusammentreffen von ökonomischen Bedingungen, wissenschaftlichen Erkenntnissen, politischen Akteuren und weiteren zueinander in Beziehung stehenden diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken „assemblages“ genannt⁵⁶. Teil einer solchen auf der Praxis basierenden Geschichte müssen aber auch die wissenschaftlichen *Praktiken* sein, durch die die Gegenstände des Wissens, die epistemischen Dinge, Form gewinnen und handhabbar werden. Mit anderen Worten muss die Geschichte der Denk- und der Regierungsformen, wie sie Foucault vorschwebte, mit einer an den konkreten Praktiken und Techniken orientierten Geschichte der Dinge oder einer „Praxeologie der wissenschaftlichen Arbeit“⁵⁷ verbunden werden.

Von der Gefährlichkeit zum Risiko. Zur Logik von Prävention und Früherkennung, in: ebd., S. 51-74; D. Defert, ‚Popular life‘ and insurance technology (wie Anm. 10); B. S Turner, From governmentality to risk. Some reflections on Foucault’s contribution to medical sociology, in: A. Petersen/R. Bunton (Hrsg.), Foucault, Health and Medicine, London 1997, S. IX-XXI; A. Petersen, Risk, governance and the new public health, in: ebd., S. 189-206; T. Lemke, Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität, in: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hrsg.), Gouvernementalität (wie Anm. 8), S. 227-264; Novas/Rose, Risk (wie Anm. 35); Rose, Politics 2007. Diesen Bezugsrahmen der Risikoforschung greift auch Rabinow auf in: P. Rabinow, Anthropologie der Vernunft. Studien zur Wissenschaft und Lebensführung, Frankfurt a. M. 2004, S. 139 ff.

53 Dementsprechend ist etwa die politisch-epistemische Geschichte der molekularen Medizin und der Regulation genetischer Risiken, analytisch gesehen, als Wahrheitsprogramm, Machtstrategie und Selbsttechnologie zu begreifen. (Lemke, Regierung [wie Anm. 52])

54 M. Foucault, Michel, Dits et Ecrits. Band IV 1980–1988, übers. Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondeck, Hermann Kocyba u. Jürgen Schröder (zuerst: Paris 1994), Frankfurt a. M. 2005, S. 826.

55 Foucault zitiert nach Lemke, Kritik (wie Anm. 5), S. 332. Der Begriff wird aufgegriffen von Hacking in: I. Hacking, Historische Ontologie, übers. v. Joachim Schulte (zuerst: Historical ontology, Cambridge, Mass., London 2002), Zürich 2007.

56 Rabinow, Anthropologie (wie Anm. 52), S. 115.

57 H.-J. Rheinberger, Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie, Frankfurt a. M. 2006, S. 39.

BUCHBESPRECHUNGEN

**Joachim Wintzer, Deutschland
und der Völkerbund 1918–1926,
Paderborn: Ferdinand Schöningh
2006, 634 S.**

Rezensiert von
Isabella Löhr, Freiburg

Ein kurzer Blick in die Forschungsliteratur zeigt, dass Joachim Wintzer sich mit der vorliegenden Studie über das Verhältnis Deutschlands zum Völkerbund bis zum deutschen Beitritt 1926 einem Gegenstand gewidmet hat, der bisher überwiegend als ein Teilaspekt der Außenpolitik der Weimarer Republik, jedoch nur in wenigen Arbeiten als eigenständiges Thema behandelt wurde. Mit seiner sehr umfangreichen und detaillierten Studie gesteht Wintzer der deutschen Völkerbundspolitik eine größere Bedeutung zu, weil er sie als Indikator versteht, der Auskunft geben kann „über die deutsche Bereitschaft zur multilateralen Zusammenarbeit und zum Souveränitätsverzicht“ (S. 21) in den ersten Jahren nach dem Ende des Ersten Weltkrieges.

Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert, einen systematischen und einen chronologischen. Der systematische Teil stellt die wesentlichen politischen Institutionen des Völkerbundes, der Weimarer Republik sowie deren Parteien und politischen

Verbände vor, gefolgt von einer Übersicht des Gefüges der internationalen Beziehungen nach 1918 und der Grundlinien deutscher Außenpolitik in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Im zweiten, drei Viertel des Buches umfassenden Teil schildert Wintzer sehr präzise, beinahe schon akribisch das Verhältnis der Weimarer Republik zum Völkerbund. Dieser Teil, der im November 1918 beginnt und mit der Übergabe des deutschen Beitrittsgesuchs zum Völkerbund Anfang 1926 endet, ist in insgesamt zehn Zeitabschnitte eingeteilt, die sehr kleinschrittig die Konjunkturen von Annäherung, Ablehnung, Skepsis und Hoffnungen der deutschen Politik in den Völkerbund und der europäischen Mächte gegenüber der Weimarer Republik beschreiben. Dabei werden sowohl die Außen- als auch die Innenpolitik der Weimarer Republik reflektiert, ihre wechselseitige Bedingtheit analysiert, und schließlich wird auch die meinungsbildende Rolle politischer Verbände wie der Deutschen Liga für Völkerbund einbezogen.

Bereits das sechs Seiten umfassende Inhaltsverzeichnis offenbart, dass Wintzer eine Studie geschrieben hat, die den Beitrittsprozess Deutschlands zum Völkerbund mit großer Präzision und viel Aufmerksamkeit für das Detail rekonstruiert; von einem Beitrittsprozess Deutschlands zum Völkerbund zu sprechen legt Wintzers Darstellungsweise insofern nah, als er durch die gesamte Studie hindurch

Analogien zur europäischen Integration und zur deutschen Wiedervereinigung bemüht. Wintzer demonstriert ein Sachkenntnis der Sekundärliteratur und der Primärquellen des Völkerbundes, der deutschen Politik als auch der Außenpolitik der wesentlichen europäischen Mächte, die weit über das zu erwartende Maß hinaus reicht. Dieses enorme Sachkenntnis bringt wesentliche Vorteile, genauso aber auch Nachteile mit sich.

Die Vorteile liegen offen auf der Hand. Wintzer nutzt sein Detailwissen für eine historische Kontextualisierung politischer Entscheidungen und Ereignisse, die den jeweiligen Gegenstand unter der Frage betrachtet, welche Handlungs- und Wahlmöglichkeiten den Akteuren überhaupt zur Verfügung standen und ob das Verhalten der Akteure vor diesen spezifischen historischen Bedingungen nicht doch Erfolg versprechender war, als man es in der historischen Rückschau schnell vermuten könnte. Die daran oftmals anknüpfende kritische Auseinandersetzung mit Meinungen der Forschungsliteratur ist für den Leser sehr gewinnbringend.

Diesem kritischen Blick auf die zeithistorischen Umstände ist eine Klassifizierung des internationalen Systems zu Beginn der 1920er Jahre zu verdanken, die gegenüber den meisten Darstellungen unterscheidet zwischen der weltwirtschaftlichen Situation, der internationalen Mächtekonstellation, wie sie die Versailler Verträge festschrieben, und der internationalen Ordnung, wie sie der Völkerbund versuchte zu etablieren und die Wintzer das „Genfer System“ nennt. Denn mit Hilfe der Unterscheidung dieser drei zeitgleich existierenden, miteinander konkurrierenden und sich in Teilen auch

ausschließenden Ordnungsentwürfe und Machtkonstellationen gelingt es ihm, die Komplexität und Unübersichtlichkeit der internationalen Politik in der ersten Hälfte der 1920er Jahre und der weltpolitisch besonders prekären Rolle der jungen Weimarer Republik zu veranschaulichen und so einen hinreichenden Erklärungsrahmen für den schwierigen Weg der Weimarer Republik in den Völkerbund zu entwerfen.

Der Nachteil eines solchen Vorgehens ist eine Menge an Informationen, die für den Leser beschwerlich ist, die sehr stark an das Handeln einzelner historischer Personen gebunden ist, die aufgrund der immer neuen Details das bereits Gelesene verblassen lässt und die an manchen Stellen die wesentlichen historischen Linien verbirgt. Der hohe Informationsgehalt verleiht der Studie nahezu einen enzyklopädischen Charakter. Obwohl das Buch methodisch keine nennenswerten Innovationen bringt und auch inhaltlich keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse über die Weimarer Republik oder den Völkerbund zu Tage fördert, ist es trotzdem aufgrund der dichten historischen Beschreibung im hohen Maße informativ und jedem zu empfehlen, der sich intensiv mit der Weimarer Republik, dem Völkerbund und dem internationalen Gefüge nach dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen möchte.

Otto Heim/Caroline Wiedmer (Hrsg.), *Inventing the Past. Memory Work in Culture and History* (Vol. 9, International Cooper Series in English Language and Literature) Basel: Schwabe Verlag, 2005, 236 S.

Rezensiert von
Allan McGill, Charlottesville

“*Inventing the Past. Memory Work in Culture and History*” provides ample evidence that the “memory boom” in history and the humanities is still underway. The present collection, which originated in a graduate symposium held at the University of Basel in 2000, is eclectic in character, but distinct emphases and points of interest nonetheless stand out. There is a heavy bias toward literary topics: Diane Elam deals with the relation of waiting to temporality in Henry James’s *Wings of the Dove*; Mara Cambiaghi, with memory in the works of A. S. Byatt; Barbara Straumann, with recollection in Vladimir Nabokov’s *Speak, Memory*; Otto Heim, with melancholy, repetition, and “race” in Charles Chesnut’s *The House Behind the Cedars*; and Catherine Sprecher, with how the characters in W. G. Sebald’s *The Emigrants* are haunted by obsessive memories that they cannot grasp.

Two essays, both with a Swiss focus, deal with the delayed aftermath of the Holocaust: Aleida Assmann discusses the notorious case of Benjamin Wilkomirski, the Swiss man of Christian origins who imagined himself to be a Jewish Holocaust survivor, and Caroline Wiedmer discusses the claim for compensation from Switzer-

land made by Charles and Sabine Sonabend, who were Jewish refugees in 1942, when they were summarily deported from Switzerland along with their parents.

In addition, Annette Kuhn offers some general reflections on the relation between memory and textuality; Dana Craciun examines how some post-Communist Romanians remember their pasts in the light of such common objects as beds, chairs, and tables; Peter Burleigh examines several nineteenth-century photographic texts and images; Sarah Clift discusses “figures of memory” in John Locke’s *Essay Concerning Human Understanding*; and Cathy Caruth, guided by Freud in *Beyond the Pleasure Principle*, discusses trauma and survival, focusing on the role that physical mementos (a bit like Craciun’s furniture) play in helping survivors cope. Heim and Wiedmer’s collection could be discussed from a number of different points of view. I approach the collection from the perspective of a historian interested in the theory of historical research and writing. From this perspective, some of the essays are of relatively little interest. Clift’s discussion of Locke’s *Essay* does not connect with historians’ concerns, and Burleigh’s study of several early attempts in mid-nineteenth-century Britain to practice, and reflect on, photography labors too hard to demolish the assumption, which no serious scholar surely holds any more, that the photographic image “is a self-defining and transparent object that we all know how to look at and that is clearly about a past that has been” (p.44). However, quite a few of the essays – even those on what might appear to be strictly literary subjects – have some relevance to historiography. And, overall,

the collection is rich in illumination. Sometimes the theoretical devices that the authors invoke, as well as the particular methods they pursue, do connect with problems that historians face in their work. At the very least, the historian ought to find stimulus in the often searching examination of complex texts that the authors engage in.

Risking invidious omission, I mention some highlights. The introduction by Heim and Wiedmer is a suggestive survey of the memory literature; among other things, they offer an interesting discussion of the art historian Alois Riegl's important essay of 1903 on commemorative monuments, "The Modern Cult of Monuments" (pp. 5-9). Annette Kuhn offers five "theses on memory" that might be considered obvious but that in Kuhn's presentation – which includes excellent exemplifications of each point – stand out in a most useful way. Dana Craciun's study of the temporal and mnemonic role of everyday objects in Romanians' memories of the past is a nicely executed case study that might well give methodological stimulus to historians. It is also of interest because of the larger phenomenon to which it draws attention, namely, the displacement of memory away from past events (and toward objects) in situations where there is some sort of awkwardness or taboo about confronting events directly. Aleida Assmann's rich and pithy account of the Wilkomirski case canvasses, in a few stimulating pages, a number of important topics: the character of autobiographical memory, and especially of so-called "flash bulb" memories; debates over false memory; the connections among memory, forgetting, and identity;

and the multi-dimensional status of the Holocaust as, simultaneously, a historical event, an accumulation of memories in the minds of those who were involved, and something imagined in films, literary fictions, and other aesthetic forms. Wiedmer, in her essay on the Sonabend case, addresses the nexus among memory, law, and money in the light of the shift that has occurred from Holocaust survivors' earlier role as witnesses to the new role of claimant. She describes how the Sonabend siblings sought compensation from the Swiss Federation for the family's deportation from the country, which led to their parents' deaths at Auschwitz. Their claim raised difficult issues for the Swiss Federal Council, which finally allowed its own narrow conception of law to trump the wider claim of justice.

A number of the essays focused on literary works are also of some relevance for historical theory. In her study of *The Wings of the Dove* Diane Elam argues that the "subjective experience of temporality" (p. 64) is developed through waiting more than through narrativization, thus challenging Paul Ricoeur's insistence that time "becomes human" primarily through its organization by narrative (p. 62). In reflecting on the work of A. S. Byatt, Mary Cambiaghi offers a rich exploration of various different modalities of memory and of identity. Her account undoubtedly owes much to the wide curiosity and lively intelligence of Byatt herself, who has shown an intense interest in the collisions and overlappings of history and imagination. Barbara Straumann's study of Nabokov's *Speak, Memory* details Nabokov's complex strategies for dealing with the trauma of his expulsion from the Russia of his

childhood. These strategies of idealization and displacement are no doubt adopted by vast numbers of people finding themselves in similar situations, but they are made unusually vivid by their presence in the work of a writer who, like Byatt, possessed a deeply intellectual curiosity about the world. It is a banal but true point that, as products of self-conscious reflection and crafting, aesthetic works can sometimes offer clearer insight into the way people orient themselves toward the past than do more “representative,” but less articulate, texts.

In sum, this volume makes a genuine contribution to our understanding of issues of memory and identity in history and other fields. It thus stands as a worthwhile addition to the memory literature.

**Stefan Plaggenborg, Experiment
Moderne. Der sowjetische Weg.
Frankfurt am Main: Campus Verlag
2006, 401 S.**

Rezensiert von
Lutz Häfner, Bielefeld

Die vorliegende Monographie des Marburger Professors für Osteuropäische Geschichte thematisiert das im Herbst 1917 begonnene, insgesamt grandios gescheiterte und schließlich nach fast einem Dreivierteljahrhundert Ende Dezember 1991 sang- und klanglos beendete bolschewistische Experiment unter dem sperrigen Begriff der Moderne.

Wenn in der westlichen Soziologie von

Moderne in Bezug auf Europa die Rede war, machte die Forschung zumeist an den vom Kalten Krieg gezogenen Grenzen Halt und sparte Osteuropa, insbesondere die Sowjetunion, in ihren Analysen aus. Deshalb verfolgt Plaggenborg das Anliegen, die mehr als 300 Jahre alten Diskurse über den Gehalt der Moderne an die geschichtlichen Ereignisse zurückzubinden und auf die Entwürfe der bolschewistischen Utopie sowie die praktische Umsetzung ihrer Modernisierungsideologie zu beziehen. Um den Erkenntnisgewinn seines Werkes nicht durch ein normatives Moderneverständnis a priori einzuschränken, rekurriert Plaggenborg auf die historisierende Modernebeschreibung Stephen Toulmins, deren Charakteristika u. a. Systematisierung, Abstraktion, Allgemeingültigkeit physikalischer und sozialer Gesetzmäßigkeiten sowie Herrschaft der Rationalität sind.

Plaggenborg wählt einen problemorientierten Zugriff, der auf einen chronologisch-ereignisgeschichtlichen roten Faden verzichtet. Vermittels als zentral postulierter Aspekte strukturiert er seine Darstellung systematisch mit dem Ziel, Kontinuitäten, Widersprüche und Brüche der sowjetischen Geschichte aufzuzeigen. Komplexitätsreduktionen und Typisierungen sind eine sich daraus ergebende Konsequenz.

Allerdings ist den Überschriften der sieben Kapitel und 18 Unterpunkte nur bedingt zu entnehmen, was sie thematisieren, wie z. B. „Revolutionär im U-Boot“ illustriert. Der erste Teil behandelt die große Zäsur der Russischen Revolution von 1917 mit ihrem fundamentalen Wandel in den Bereichen Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur. Für weite Teile der Bevölkerung brachte sie und der bis 1921 währende Bürgerkrieg Gewalt, Elend und Tod. Insofern werden

hier Aspekte erörtert, die als Regression, als Unterbrechung oder sogar als Abkehr vom Modernisierungsprozeß gedeutet werden können. Die totale Destruktion ging einher mit den Versuchen der Bolševiki, ihren Zukunftsentwurf zu realisieren. Deshalb entstand kein Vakuum, sondern vielmehr ein Hybrid, das mit Zygmunt Bauman als Ambivalenz der Moderne charakterisiert werden kann. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den ideologischen Grundlagen und dem Programm der Bolševiki. Plaggenborgs Darstellung der für die materialistische Geschichtsphilosophie bedeutsamen Kritik (u. a. an Lenin) aus der Feder A. A. Bogdanovs ist ohne Zweifel brilliant. Allerdings gehen diese erkenntnistheoretischen Ausführungen weit über den eigentlichen Synthesecharakter dieser Monographie hinaus. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wandel des Zeitverständnisses, der sowjetischen Geschichtswissenschaft und deren Geschichtsauffassung. Gewalt und Terror sind Gegenstand des zentralen vierten Kapitels. Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, die Frage zu beantworten, inwieweit massenhafte Vernichtung ein wesentliches Signum der Moderne sei. Doch über die starke Fixierung auf die Kategorie der Gewalt verliert er zum Teil seine kritische Distanz. Dass Personen den Gewaltverhältnissen ihre Prägung gaben, ist nicht zu bestreiten. Doch existierten Handlungsspielräume, die sich strukturalistischen Argumenten entzogen. So war es Stalins „Großinquisitor“ L. P. Berija, der nach dem Tod des Diktators die Lager öffnete. Das Gewaltphänomen durch die Gewaltdisposition der Bevölkerung zu erklären, greift m. E. zu kurz; denn wie lässt sich dann der poststalinistische Gewaltverzicht erklären? Ähnlich wie Jörg Baberowski bleibt auch

Plaggenborg eine Antwort hierauf schuldig (S. 149, 160). Im Übrigen erscheint die Gesellschaft der poststalinistischen Sowjetunion trotz ihrer Traumatisierung durch jahrzehntelange Gewalt doch als erstaunlich „normal“. Der fünfte Teil thematisiert den starken Staat, seinen Wandel zum Wohlfahrtsstaat unter den Parteichefs Chruščev und Brežnev sowie sein ambivalentes Verhältnis zur Bevölkerung – aufgrund ihrer Atomisierung vermeidet der Verfasser weitgehend den Begriff der Gesellschaft. Das sechste Kapitel behandelt Multiethnizität, Krieg – wobei der Zweite Weltkrieg weitestgehend ausgespart bleibt, – Außenpolitik und das sozialistische Weltsystem. Das letzte fasst zusammen und schließt den Kreis zu den einleitend formulierten Problemen der Moderne.

Vor dem Hintergrund dieser Gliederung ist es bemerkenswert, welche Themenbereiche die Darstellung ausspart. Einleitend benennt Plaggenborg einige Aspekte wie Urbanisierung, Migration, Industrialisierung, Alphabetisierung und Bildungsaufschwung (S. 18). Zu nennen wären darüber hinaus ferner der „Große Vaterländische Krieg“. Dies ist um so überraschender, als der gewonnene Krieg dem Regime nicht nur eine neue Legitimationsbasis verschaffte, sondern auch die bemerkenswerte historische Chance eines Neuanfangs und damit die Option, die Fallazien des sowjetischen Entwicklungsweges seit Beginn der Zwangskollektivierung und forcierten Industrialisierung zum Ende der 1920er Jahre, wenn nicht sogar seit dem Oktober 1917 zu revidieren. Entgegen dem Diktum Marx' wiederholte sich die Geschichte – zum großen Leidwesen der sowjetischen Bevölkerung. Was aber auch fehlt, obwohl Plaggenborg den Aspekt einleitend erwähnt

(S. 9), ist das ökologische Desaster, das die Sowjetunion verursachte und der gesamten Weltbevölkerung als Vermächtnis hinterließ. Černobyl' ist in diesem Kontext nur ein pars pro toto. Dies gilt nicht nur für den Vertrauensverlust Gorbáčevs in der sowjetischen wie der Weltöffentlichkeit durch sein völlig unzureichendes Krisenmanagement und das zu späte, schiebchenweise Eingeständnis des größten anzunehmenden Unfalls. Es gilt auch für die Folgen, nämlich die Selbstorganisation der Gesellschaft zunächst im Rahmen des Umweltschutzes, aus dem sich bald eine wachsende Politisierung der Bevölkerung ergab, die dann – beispielsweise in der Ukraine – mit nationalistischen Forderungen zusammenfiel, für eine alle Schichten der Bevölkerung ergreifende Massenbasis sorgte und damit beträchtliches systemdestabilisierendes Potential entfaltete.

Manches an der Darstellung ist ungewöhnlich, anderes befremdlich. Vor allem im vierten Kapitel fällt auf, dass der Verfasser wiederholt die Personen, deren Werke er zitiert, unzureichend einführt. Die bekannte russisch-amerikanische Anarchistin Emma Goldman bezeichnet Plaggenborg indifferent als „ausländische Zeitzeugin“. Mißverständlich wird die Darstellung, wenn der Verfasser schreibt: „Ein anderer Zeitgenosse konstatierte ...“ und in der Fußnote ein Werk des 1944 geborenen Historikers Buldakov anführt (S. 128). Die Belegstruktur ist eigenwillig und missverständlich (vgl. S. 134 f., Anm. 51 u. 52). L. D. Trockij nahm beispielsweise für sich in Anspruch, die Formulierung „Volkskommissare“ geprägt zu haben. Statt also hier auf dessen Autobiographie zu verweisen, nennt Plaggenborg ältere anglophone Literatur (S. 193). Wenig überzeugend ist es, die Kosaken als Opfer

ethnisch motivierter Gewalt zu erwähnen (S. 146). Wohl hat es ethnisch nicht-russische Kosaken gegeben; entscheidend ist jedoch, dass es sich um eine für ihren militärischen Dienst, insbesondere die Grenz-wacht, sozialprivilegierte ständische Kategorie handelte.

Bisweilen ist das Werk zu theorielastig. Immer wieder expliziert er Konzepte, Begriffe und Kategorien. Um so bedauerlicher ist allerdings, dass das Werk weder ein Glossar noch ein Register enthält. Russische Termini werden teils gar nicht, wie beispielsweise das Wortspiel für die unter Chruščev standardisierten und daher schnell hochgezogenen Häuser, die „chruščevki“, die im Volksmund wegen ihrer mangelnden Qualität als „chruščeby“ [russ. „truščoba“,], d. h. Elendsviertel, verballhornt wurden (S. 240), teils mehrfach, dann aber abweichend übersetzt. Dies gilt z. B. für „byvšie ljudi“, „Menschen von gestern“ (S. 37) bzw. „gewesene Menschen“ (S. 96, 133). Plaggenborgs Wissenschaftsprosa ist komplex, bisweilen präntentios – mithin das genaue Gegenteil zumeist luzider Darstellungen aus der Feder anglophoner Autoren. Auch steht der beträchtliche methodologische und theoretische Aufwand in keinem guten Verhältnis zu den Resultaten, die keineswegs immer neu sind. So lässt sich abschließend folgendes Fazit ziehen: Die Moderne ist ambivalent – diese Monographie auch.

Autorinnen und Autoren

Detlev Brunner

PD Dr., Institut für Zeitgeschichte München, Abteilung Berlin
Email: brunner@ifz-muenchen.de

Lutz Häfner

PD Dr., Universität Bielefeld
Email: lkhaefner@web.de

Andreas Heuser

Dr., Profilstelle Mission, Ökumene und Bildung, Haus der Kirche, Limburg/Lahn
Email: heuserandreas@yahoo.de

Isabella Löhr

M.A., Institut für Kulturwissenschaften, Universität Leipzig
Email: loehr@uni-leipzig.de

Boris Loheide

Dipl.-Vw., Forschungsinstitut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
an der Universität zu Köln
Email: borriquito@gmx.net

Allan Megill

Prof., Corcoran Department of History, University of Virginia, Charlottesville
Email: megill@virginia.edu

Maren Möhring

Dr., Historisches Seminar der Universität zu Köln/ Forschungsstelle für Sozial-
und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich
Email: maren.moehring@uni-koeln.de

Alexander Nützenadel

Prof. Dr., Lehrstuhl für Vergleichende Europäische Wirtschafts- und Sozial-
geschichte, Universität Frankfurt (Oder), Email: nuetzenadel@euv-frankfurt-o.de

Laura Rischbieter

M.A., Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Göttingen
Email: Julia-Laura.Rischbieter@wiwi.uni-goettingen.de

Alexander von Schwerin

Dr., Braunschweig